Germ. gen.
130 m
Felsthal, Em. v.

Des

deutschen Volkes Sagenschatz.

Von

Edmund von Felsthal.

Schwäb. Hall,

Verlag der F. F. Haspel'schen Buchhandlung.

299.15.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Dieses Buch der Kaisersagen, Burg- und Klostermährchen sei zunächst bestimmt für den Reisenden als Begleiter auf seinen Wanderungen durch Deutschlands Auen und Gaue. Es umfaßt die bedeutsamsten, über unser ganzes Reich sich ausbreitenden Dichtungen, in einer Zusammenstellung wie bisher noch nicht stattgefunden, sämmtlich, dem Gegenstande angemessen, einfach ohne überflüssige Beigabe oder modige Ausschmückung, häufig im Tone des Volks selbst, dargestellt.

Dem Freunde alter Volkspoesie nicht minder mögen diese wunderbaren Bilder, in denen das vorzeitlich deutsche Haus- und Weltleben der Großen und Geringen so ausdrucksvoll sich spiegelt, und deren Wichtigkeit für das Verständniß des Alterthums, nach manchen vergeblichen Versuchen, nunmehr durch licht-

verbreitende mythenkundige Schriftsteller Anerkennung gewonnen, Freude und Anregung gewähren.

Die Sage gleicht der alten sinkenden Burg, von der endlich nur Fußstapfen und Name noch übrig geblieben. Sie vergeht immer mehr, und in den Ländern, welche durch Heerstraßen am meisten durchkreuzt sind, wo die Umwohner eine andere Lebensweise angenommen und mit vormaligen Gebräuchen und Bestimmungen auch ihrer sich zu entschlagen angefangen haben, ist ihr Abnehmen recht merklich. Sie wird auch von dem Dichter der Gegenwart mehr als je verfälscht, der bezeichnendsten Grundzüge beraubt und willkürlich einem fremden Boden übertragen. Nur in ruhigeren, von mäßigen Flüssen benetzten Gegenden mit stillen Walddörfern und einsamen Klostergründen, wird sie noch reichlich angetroffen; hier hält der ächtdeutsche heimmathliebende Landmann noch auf alte Herkömmlichkeiten, und bewahrt den glücklichmachenden Glauben an die goldne Deutung und die Wunder des Liedes und der Sage. Abgesehen von jenem Werthe liegt auch so viel Liebliches und Mahnendes zugleich in vielen dieser kleinen Mährchen, die uns bald wie rufende Alphorntöne durchdringen, bald, gleich fernen ernsten Glockenklängen, die frühsten Szenen der Kindheit uns wieder vergegenwärtigen, und es ist charak-

teristisch, wie sie Jahrhunderte hindurch dem Gedächtniß des Volks verblieben, von denen in tausend alten Schriften nicht die geringsten Spuren zu entdecken sind. Wie viel Bedeutendes und Aufschlüssebietendes überhaupt begegnet uns, wenn wir in die Mitte des Volks gelangen, und es in Sprachen, Sitten, in allen seinen geringen Beziehungen kennen lernen; wie inhaltschwerer würden unsere Geschichtsbücher erscheinen, hätten ihre Verfasser das Berg- und Thalvolk in Häusern und Hütten mehr mit eignem Auge gesucht und betrachtet!

Bei Erwerbung des Mitgetheilten sah ich, außer alten und seltenen Werken, nicht sowohl auf mündliche Ueberlieferung als auf Variirendes bei schon veröffentlichten Erzählungen; daher sind etliche, mit bekannten völlig übereinstimmende, wenn auch nicht gerade wichtige, Rhein-, Harz- und Odersagen, nebst einigen von Karl dem Großen, unberücksichtigt geblieben. Auch auf besondere, Manchen wohl unbequeme Provinzialmundart ist nicht hingesehen, und nur eine Ausnahme gemacht worden im «Mümmelchen», welche, die Cornelia enthaltend, Aloys Schreiber eigenthümlich aufzeichnete, von dem gleichfalls das Burgfräulein von Windeck herrührt.

Was die romantische Umkleidung der Geschichts-

und Ortssagen anlangt, scheinen mir die Volksmährchen von Benedikte Naubert noch immer das vorzüglichste Buch im Felde der Mährchenromantik. Wirft man ihm vor, daß es mitunter Sprachbreite habe, einen Fehler, den unsere wichtigsten Werke — z. B. die Memoiren der Markgräfin von Baireuth, Bettine Arnim's romantischer Briefwechsel, die Tausend und eine Nacht, an der unbezweifelt weltdurchschiffte Frauen großen Antheil haben — gleichmäßig theilen, so überrascht dagegen eine überwiegende Fülle phantasiereicher, am Kern der alten Mythe haftender Volkserzählungen, unter welchen namentlich der kurze Mantel, Otbert und die Nibelungen zu den schönsten Blumen deutscher Dichtkunst gehören. Außer diesem Buche erfreut manch Wohlgelungenes von Tieck, August Apel, Fouqué — Undine und Galgenmännchen — Friedrich Kind's sehr schön verfaßte, theilweise hierher gehörige Todtenglocke und andere Einzelnheiten bei Johannes Münch und in Peter Silbert's Heiligenlegenden.

Neuer und ansehnlicher Zuwachs ward der lebenden Volkssage zu Theil. Die thüringenschen Sagen von Ludwig Bechstein, welche eine Reihe Wartburgslegenden edelsten Gepräges eröffnen, die Gaben aus dem Orlagau von W. Börner, welchen wiederum sich Preußensagen von v. Tettau und Temme anschlie-

ßen, sind gewiß des vollsten Dankes werth; indeß das, was die Dichter Karl Geib, Th. Poscheck und Ernst Ferrand, dieser in pommerschen Sagen, dargebracht, als Entschädigung für die von Hoche versprochenen, aber nicht erfolgten Nachträge zu Otmar, sowie die ebenfalls nicht herausgekommenen Baiernsagen vom Appellationsrath von Mann, betrachtet werden kann. Vermehrt und vervollkommnet sich nach solchen vielseitigen Bestrebungen die deutsche Sage, bringen nachträglich noch die Schweiz, Tyrol und Mähren ihre Blüthen — für deren Vorhandensein in jener Dalp's gehaltvolle Burgen und Schlösser Beweise, für letztes Schwoy's mährensche Topographie Andeutungen enthalten; — setzten die Brüder Grimm ihre umfangreiche, aus unbekannten Gründen liegen gebliebene Sammlung, mit Benutzung alles vorhandenen, zu einem gerundeten Ganzen nothwendigen Materials, fort, bereichert mit der zugesagten Abhandlung über Sagenpoesie, welche bei obwaltenden Dämmerungen und Muthmaßungen insbesondere willkommen erscheint, so wird das gekrönte Gebäude der deutschen Nationalsage, wie kein anderes Land eines zu rühmen haben dürfte, glänzend und gründlich vor uns aufgerichtet stehen.

Anmerkungen und Quellenhinweisungen, welche dem

Buche mitgegeben werden sollten, bleiben für die Folge aufbewahrt. Zu spät Eingegangnes, wohin gehört: Herzog Tassel von Baiern, das Zwergenschloß zu Adersbach, Burg Bomsen, und Einiges aus Ungarn, welches Gaal und Mailath nicht enthalten, konnte in dieser Sammlung noch keinen Platz finden.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Karl der Große	1
Kaiser Friedrich der Zweite	13
Kaiser Otto der Dritte	14
Kaiser Barbarossa's Burg	17
Burg Baden	18
Burg Falkenstein	20
Burgen Rothweiler und Barbelstein	23
Schloß Arensperg oder Arnsberg	25
Lauff oder Lauffen	27
Der Ottilienberg	29
Burg Bosenstein	32
Hermann Grimm	34
Drache und Jungfrau	36
Burgfräulein von Windeck	38
Nonnenkloster zu Pfalz	39
Kedrichstein	41
Die Steinkirche	44
Lorlei-Schloß	46
Kloster Lichteneck	48
Riese auf Steinsberg	49
Das Mümmelchen	51
Schloß Stauffenberg	53
Die Schwanenburg	57
Der Drachenstein	61
Die Burg Eppstein	62
Burg Habsburg	64
Schloß Iberg	66
Die Klöster Gsenn und Pfäfers	67
Burg Balm	69
Die Sanct Martins- oder Schlacht-Kapelle	71
Burgen Bichelsee und Haselberg	72
Riese Gargantua	73
Die Wildenburg	74
Burg Steinach	81
Die Sanct Lorenzkirche	83
Schloß Greyers	84
Die Jungfrauenhöhle	89

Seite
Burg Balb 90
Königsburg Hornberg 91
Geilings-Schloß 94
Die Zwerge des Fichtelbergs 96
Luxburg und das rothe Schloß 98
Der Wolfstein 99
Kaiserin Kunigunde 102
Schloß Altenburg 105
Der Nußhard 108
Das Waldschloß 109
Die Kesselburg 112
Schloß Falkenstein 114
Kloster Marienburg 116
Burg Haunstein 117
Die Frauenkirche 119
Kloster Brod 120
Burg Karlstein 122
Blonnhofen 123
Kloster Paulinzell 124
Burg Blankenstein 127
Das graue Fräulein 129
Horn der Berggeister 131
Horn der Zwerge 133
Schloß Eisenberg 135
Schloß Henneberg 139
Das Magdalenenkloster 141
Das Todtenkloster 143
König Merwig 145
Wartburg und Frauenburg 147
Georg Beichlingen 151
Die Berg- oder Holzweibel 153
Liebfrauenkirche zu Arnstadt 157
Zwergenhöhle bei Arnstadt 158
Heiligenstadt und Schloß Ludwigstein 160
Frau Hollen-Schloß 162
Böneburg und Bilstein 164
Schloß Bodenstein 165
Schloß Seeburg 166
Burg Lauenrode 169
Die Asseburg 170
Die Hühnenburg 173
Das Kreuzkloster 175
Zwerge des Lindenbergs 177
Heinrich der Löwe 179

	Seite
Kloster der grauen Mönche	181
Jagen um Mitternacht	183
Teufels Hochzeit	185
Der Dom zu Goslar	188
Helmstedt	190
Die Goldschmiede	192
Seehuseburg	194
Die Domburg	195
Hackelberg	197
Das felsenverwandelte Schloß	199
Burg Kyffhausen	201
Sanct Blasius=Nonnenkloster	204
Burg Schwarzfeld	206
Die Kucksburg	207
Burg Questenburg	209
Ilsenstein	211
Burg Falkenstein	213
Teufelsburg	214
Arnstein	215
Die Roßtrappe	216
Burg Regenstein	219
Burg Lichtenstein	220
Hildesheim	222
Die Schloßzwerge	223
Die hohle Burg	225
Der Hühnenberg	228
Klöster Fredelsloh und Heggenbach (Happach)	230
Kaiser Otto und der Hirt	232
Die Lauenburg	234
Der Waldgeist	235
König Goldemar	236
Ottenstein	238
Die Schaumburg	240
Wichtelmännchen zu Oldendorf	243
Die Amelunxburg	245
Das Dachtelfeld	247
Das Haus Ahrens	249
Dom zu Magdeburg	253
Der Nixenstein	256
Der Katzenberg	258
Die Moritzburg	260
Die Zwerge zu Hitzacker	261
Schloß Windberg und der Burgwartsberg	263
Der breite Berg	268

Seite
Die Berge Löbau und Stromberg 270
Der Forstenberg 273
Markgraf Diezmann von Sachsen 275
Die Bettelmannskirche 278
Mönch Bruno 280
Die Funkenburg 282
Die Hauptkirche zu Rathenau 284
Die Müggelsberge 286
Markgraf von Anhalt. — Riesenstein und Steintanz . . . 287
Wittenberge 289
Die Zwergenberge 291
König Abel 296
Kloster am Gollenberg 300
Die Burg Kienast 301
Schloß Fallstein 303
Die Klosterbraut 305
Burg Kinsberg 307
Wald- und Berggeist Rübezahl 308
Schloß Richemberg 311
Die Zwergfelsen bei Ellbogen 313
Kaiser Karl der Vierte 317
Barbarakloster 319
Der Habichtstein 321
Kob 322
Burg Frauenberg (Przimda) 324
Sanct Georgskloster 326
Burg Troßky 328
Schloß Neumietel 329
Endersdorf 332
Burg Pärenstein (Bärenstein) 334
Admont und Gottwick 335
Kaiser Ferdinand der Erste 337
Burg Greiffenstein 338
Hermannstein 339
Schloß Greifenstein 341
Der Teufelsberg 343
Die Schadenburg 344
Das Roththal 346
Das Weitmoser Schloß 348
Riese Rabbol 351

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Karl der Große.

1.

Des ersten deutschen Kaisers Geburt verhüllt ein sagenhaftes Dunkel.

Das Schloß Karlsberg am Wurmsee in Baiern hält man für den Ort, wo er im Jahre 742 geboren sein soll. Aber auch Ingelheim in Rheinhessen, Lüttich an der Maas und Aachen werden als seine Geburtsorte bezeichnet.

Kaiser Karl war von edlem und kraftvollem Körperbau. Aus großen hellen Augen, welche nur in leidenschaftlichen Momenten flammenden Feuern glichen, blickte er sanft und wohlwollend. Eine geradelaufende, in der Mitte ein wenig erhöhte Nase, gesunde Gesichtsfarbe und schwarzwallendes langes Haar verherrlichten sein Haupt.

Männlichen und majestätischen Ansehens erkannte man in ihm den glorreichen Weltgebieter.

Wer in die alte Burg nach Nürnberg kommt, dem leuchtet dort im großen Saale sein Bild entgegen. Es ist von Albrecht Dürer mit Liebe gemalt.

Selten unwohl, im Alter nur wenig leidend, ritt er gern aus. Es war sein höchstes Vergnügen. Er eilte

durch den grünen Wald und sang ein Lied zum Harfenspiel der Vögel. Keiner seiner Zeitgenossen kam ihm an ungewöhnlicher Stärke gleich, wenn er im Scherze einen gewaffneten Reiter mit einer Hand von der Erde erhob, und ein Pferdeeisen leicht auseinander brach.

Des Kaisers Kleidung war einfach, und bestand aus einem seidenen Rock, engen Beinkleidern und Schuhen. Gegen das Tragen des ausländischen, besonders des französischen Gewandes, sprach er sich in einem Landgebot aus, und nahm einst zu Friaul im heftigsten Sturmwetter viele seines Gefolges in kostbaren Modepelzen mit auf die Jagd durch Morast und Dornengestripp. Nur einmal, und zwar auf Zureden Papst Adrians, kleidete er sich römisch, liebte dagegen bei Festlichkeiten Glanz, wo ein golddurchwirktes Gewand, eine Krone mit blitzendem Gestein und sein großes wunderbares Engelschwert *) ihn schmückten. Fremde Fürsten empfing er im höchsten Staate, die Abgeordneten, durch welche ihm der große Harum-al-Raschid im 788sten Jahre einen prachtreichen Säbel und ungeheuern Elephanten übersandte, mit niegesehenem Aufwand.

Der Kaiser ruhte nur drei Stunden, dann stand er auf und berief seinen Hof zu Reichsverfügungen.

Gelassen und wortreich in der Rede, sprach er seine Herzens- und Sinnesmeinung frei und unverholen

---

*) Gladius magnifici Caroli Imperatoris ei angelica ut dicitur manu porrectus. Bulle des Papstes Martin V. 1424.

aus. Nächst der fränkischen in der lateinischen Sprache geübt, hing er vor allen an der seines deutschen Vaterlandes. Hohe Vorliebe bewahrte er für die Dichtkunst, dichtete selbst Lieder und sammelte die Urvolksgesänge und Landsagen der Heerkönige und Feldhelden, von welchen, außer dem alten — neuester Zeit sorglich edirten — Lied des Meisters Hildebrand, Nichts sich erhalten hat. Seine Hand war langsam, doch zierlich. Keine Wissenschaft beschäftigte ihn mehr als die Sternkunde, in der ihm Albin, ein englischer Geistlicher, Aufschlüsse ertheilte. Mit Harum=al=Raschid, welcher in vielen Dingen ihm Muster war, unterhielt er lange einen Briefwechsel. Künstler und Gelehrte ehrte er, Pilgrime nahm er gastlich auf.

Der Kaiser las viel in den Schriften des heiligen Augustin, und in einem verliehen erhaltenen reich übergoldeten Legendenbuch. Die Liebe zur christlichen Religion ging ihm über Alles; oft sah man ihn im Gotteshause, er sang in der Gemeine leise mit, betete jedoch in der Stille seines Klosets.

Er beschützte die Geistlichkeit und ermahnte die Mönche zur reinen wahren Frömmigkeit.

In Mainz nahm er einem Domherrn den Gold- und Seidenhut als eine Soldatenzierde vom Haupte, und hieß ihn den pfäffischen Hochmuth ablegen.

Zahlreiche Kirchen, Klöster, Burgen erhoben sich auf sein Geheiß. Das Kirchenlied ward verbessert, die Irmensäule vernichtet, die Glockentaufe untersagt und alles Heidnische unterdrückt.

Nach Aachen kamen für den prachtvollen, der Mut-

ter des Herrn geweihten, Dom Marmorsäulen aus Rom und Ravenna.

In Frankreich erhielt das Seewesen durch den großen Frankenkönig Macht und Vollkommenheit.

Einfach war auch des Kaisers Kriegskleid. Feldherren und Soldaten hingen fest und muthig an ihm.

Mit gleicher Anhänglichkeit diente im Kaiserheere ein ungeheurer Riese, genannt Aenothorus. Dieser «fürchterliche Jäger» schritt über Seen und Wässer, und trieb und hieb die Hunnen nieder wie Gras, die Vornehmsten steckte er auf einen Spieß und zeigte dem Monarchen die «gefangenen Frösche».

Karls des Großen erste Gemalin war eine Tochter König Desiderius' von der Lombardei. Er verließ sie nach einigen Monden und verband sich mit Hildegard, aus hohem schwäbischem Hause, von der er drei Söhne und drei Töchter, nach Andern acht Söhne und vier Töchter, erhielt; nach deren Tode wählte er Fastrada von Ostfranken, die ihn erblos ließ. Von fünf Geliebten empfing er drei Söhne und vier Töchter.

Keiner war er herzinniger zugethan als einer lieblichen Jungfrau aus Aachen, welche ihn die wichtigsten Haus- und Staatsangelegenheiten vergessen ließ.

Plötzlich starb die Jungfrau, und vom Schmerze hingerissen, beklagte er Tag und Nacht die Todte, hielt sie in seinen Armen, und schmückte ihren Leib mit den edelsten Steinen und Kostbarkeiten.

Ein Geistlicher aus Köln erkannte die Ursache der Leidenschaft des Kaisers; er fand und nahm einen seltsamen kleinen Edelsteinring aus dem Munde der

Entseelten, und als der Kaiser wieder zur Leichenkammer kam, wandte er unwillig sich von der Geliebten, indem er ihre Begrabung befahl, äußerte aber von nun an eine große Neigung zu dem fremden frommen Manne, der ihn nicht mehr verlassen durfte.

Der Geistliche senkte hierauf den Ring in einen See, und der Kaiser zog jetzt dieses Gewässer und dessen Umgebung allen andern Gegenden vor, kam täglich dahin, erbaute hier einen Palast und eine Kirche, und verließ Aachen niemals wieder.

Voll Verehrung blickte der Kaiser auf seine Mutter Bertha, die ihn streng und fromm erzogen, und betrübte sie nur einmal, als er jene Königstochter verließ, die sie ihm bestimmt hatte. Unwandelbare Treuliebe fesselte ihn an seine Schwester Giesela, einer gottgeweihten Klosterfrau, welche im Münster zu Aachen begraben liegt.

Seine Söhne ließ Karl in allen Wissenschaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchsen die Töchter, welche in Goldseide sticken und spinnen mußten. Der Kaiser aß niemals ohne seine Kinder, ließ sich von denselben vor Tische Romanzen und alte Geschichten vorlesen, und ging dann mit ihnen spazieren. Alle waren gar feinen und holden Wesens; er hatte sie ungemein lieb, schaute sie der Reihe nach an, und sagte oft, wenn eines abwesend war: ich kann nicht leben ohne meine Kinder. Manch übel Volksgerede erweckte dieß wohl, aber er hatte ein so edles und sanftes Gemüth, das kein Argwohn zu verletzen im Stande war.

In dem entdeckten Einverständniß seiner Tochter Ima mit dem Kabinetsschreiber Eginhard, als sie den Liebsten durch den nachtgefallenen Schnee über den Hof trug, zeigt sich des Kaisers Milde und Güte. Er verzieh ihr, und verband die Liebenden, welche Handlung des Vaters der Sohn Ludwig dadurch ehrte, daß er Eginhard Michaelstädt zum Lustort schenkte.

2.

Zu hohen Ehren und Würden gelangte Turpinus, Erzbischof und Oberhaupt der Kirche. Wahre Frömmigkeit und die Gabe der Weissagung machten ihn dem Kaiser in heiligen Augenblicken besonders werth.

Als Kaiser Karl von Vienne nach Paris sich begab, tief erschüttert über den Tod seines theuern Neffen Roland, der tapfern Grafen Nibelung und anderer Helden, welche bei Ronzevall unterm blutigen Sarazenenschwerte gefallen waren, sagte er, von düstern Ahnungen erfüllt, zum Erzbischofe, wenn er vor ihm sterbe, wolle er es ihm durch sichere Botschaft verkünden lassen.

Turpin, von diesen Worten ergriffen, gelobte dem Kaiser ein Gleiches zu thun, falls Gott ihn zuerst vom Erdenlande rufen werde *).

Nun begab sich eines Frühmorgens, daß der Erzbischof eine Seelenmesse singen hörte, bei der er einen

*) Mere de Histoires et Croniques de France. Bruss. 1517.

heiligen Psalm zu sprechen begann. Da erhob sich plötzlich aus der Ferne ein dumpfes Getöse, es nahte, und eine Schaar schwarzer Geister schwebte vorüber. Der Erzbischof entsetzte sich nicht, er rief den Letzten des Zuges und beschwor ihn im Namen des Allmächtigen, anzugeben, wohin sie auszögen?

— — Nach Aachen, zum Tode des Kaisers der Deutschen, ziehen wir, der in dieser Stunde im Sterben liegt, ertönte die Antwort.

Turpin hatte den Psalm eben beendet, als der Teufelsschwarm zurückkehrte, und nochmals fragte der gottergebene Mann den Vorigen, was in Aachen sich begeben habe?

Zwei Heilige, sagte der Teufel, hätten durch Almosen und fromme Werke alles Böse der großen Wage überwogen, und die Engel ihnen des Kaisers Seele entführt in die Hände Gottes. —

Da verging die Erscheinung vor seinen Augen. Wenige Tage nachher erhielt Turpin die Meldung, der Kaiser sei eingegangen in des Himmels ewigen Freudensaal. Der dunkle Trauerbote war in der Stunde der Gesichtserscheinung an den Erzbischof abgesendet worden.

Der Kaiser starb 814 nach Christus zu Aachen im zweiundsiebzigsten Jahre.

Vor seinem Ende hatte er noch sein Vermögen in drei Theile, für das Hausgesinde, die Armen und für die Bisthümer vertheilt.

Gesalbt und einbalsamirt ward sein Leichnam in der aachener Kirche beigesetzt.

Er ruht auf einem goldnen Throne mit Krone und Schwert. Im Sarge befinden sich das Evangelienbuch, der Zepter, der goldne Schaupfennig Leo's und ein Stück vom Stamme des heiligen Kreuzes, nebst vielen kaiserlichen Kleinodien. Das Antlitz ist vom heiligen Schweißtüchlein verhüllt.

Bald nach dem Kaiser starb Erzbischof Turpinus und wurde mit großem Gepränge in der Stadtkirche zu Vienne beerdigt.

3.

Im hohen pyramidalen Untersberg bei Salzburg, der seiner Schönheit wegen auch Wunderberg genannt wird, wohnt Karl der Große. Viele haben den Kaiser gesehen. Kirchen, Klöster, Paläste und prachtreiche Gärten stehen im Innern dieses Berges, dessen Zugänge von mächtigen Hühnen beschützt, die darin enthaltenen kaiserlichen Reichthümer aber von Zwergen bewacht werden, welche man nicht selten unterm mitternächtlichen Gottesdienst der salzburger Domkirche wahrgenommen hat.

Des Kaisers Hofstaat ist groß. Von zahlreichen hohen Personen umgeben, sitzt er in seinem Gemach, die Goldkrone auf dem Haupt, den Zepter in der Rechten. Grau und lang hängt sein Bart, an Festtagen durch ein Perlenband getheilt, über Brust und Gewand herab.

Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Ange=

sicht, ist freundlich und gemeinschaftlich gegen seine Untergebenen, mit denen er zuweilen auf sonniger Palastwiese sich ergeht. Hier erklingt das Gespiel lieblicher Heeresinstrumente und das kriegerische Schmettern der Trommeten.

Bis zum jüngsten Tage wird der Kaiser im Untersberge hausen. Warum er sich hier aufhält, und was seines Thuns ist, steht bei den Geheimnissen Gottes; Niemand weiß es zu sagen.

4.

Auf dem Petzenberg bei Feuchtwangen in Franken sieht man noch Grundmauern eines alten grabenumgebenen Jagdschlosses Karls des Großen, der oft diese Gegenden besuchte.

Einst, geht die Volkssage, hatte der Kaiser beim Waldjagen sich sehr erhitzt und vergeblich nach einem Trunk Wasser sich umgesehen. Da erblickte er endlich ein Brünnchen und dabei eine nippende weiße Taube. Freudig trank er daraus, und stiftete voll Dankbarkeit gegen Gott hier ein Kloster, der heiligen Maria geweiht. Dieß geschah im Jahr 793.

Unweit des Dechanthofes ist der Brunnen, mit Quadersteinen eingefaßt, noch jetzt zu sehen, und wird das «Taubenbrünnlein» genannt.

5.

Beim Flecken Herstalle an der Weser, nicht weit von Karlshafen, liegen die Ruinen eines alten Bergschlosses, welches die Hessen im fünfzehnten Jahrhundert zerstörten.

Im Kriegsjahr 797 war hier Kaiser Karls Heeresstelle.

Alle fünfzig Jahre in der Ostermitternacht sieht man das alte Schloß mit Thürmen und Fahnen. Bei demselben weilt auf grünem Platze der Kaiser; er hat die Krone auf und in der Hand das Schwert. Reiter kommen und gehen lautlos, in der Tiefe leuchtet der stillstehende Weserstrom wie lichtes Gold.

Zwei Prälate nahen dem Kaiser mit der Kunde, daß das Grab des Herrn noch im Besitz der Heiden sei. Der Kaiser faltet die Hände und erhebt sich, und Alles verschwindet.

6.

Im Jahre 800 befand sich Kaiser Karl hofhaltend in seinem Palaste zu Zürich.

In der Nähe der Limath ließ er eine Säule errichten und mit einer Glocke versehen, damit ein Jeder, der seines Rechtsspruchs Begehren trage, solche anziehen möge. Zwei Wächter waren dabei aufgestellt.

Eines Tages vernahm der Kaiser den Anschlag der Glocke, und da Niemand gemeldet wurde, fragte er, wer an der Glockenschnur gezogen habe? Die Wächter hatten wol den Ton der Glocke gehört, doch keinen Menschen auf dem Säulenplatz gesehen.

Zum andern Male ertönt der Glockenklang durch die Lüfte, und nochmals ruft der Kaiser aus: wer an dem Seile eben jetzt gezogen? Doch gleiche Antwort gelangt in sein Gemach: Niemand habe eine lebendige Seele wahrgenommen.

Da befiehlt er ernsten Wortes, daß man verborgen forschen möge ob des kühnen Läuters drüben auf dem Platze.

Zum dritten Male und laut und ungestümer erschallt ein hell Geläute.

Da erblicken die Diener des kaiserlichen Hofes, wie eine Schlange sich zur Glocke windet und dieselbe rührt. Sie hinterbringen dem Monarchen die seltene Kunde, der befremdet nach dem Platze schreitet und hier eine mächtige Schlange erkennt, die an dem Fuß der Säule ruht, bei seiner Ankunft sich aufrichtet, demüthig vor ihm sich neigt und zum Limathstrome eilt. Der Kaiser folgte ihr bis zum schilfigen Gestein des Ufers, und findet hier über ihrem Nest mit Eiern eine giftige ungeheure Kröte ausgebreitet, auf welche jetzt die Schlange ihr flammendes Auge richtet; und schnell befiehlt er, das häßliche Gethier zu fahen und zu tödten, worauf die Schlange freudig von ihrem Eigenthum wieder Besitz nimmt.

Des andern Tages, als Karl, umgeben von der

Menge seines Hofes, beim Mittagsmahle sitzt, rauscht durch die aufspringenden Flügelthüren des Saales, zum Staunen und Entsetzen aller Anwesenden, die große Schlange mit wunderbarem Silberglanz herein, schwingt sich empor, löst den Deckel eines goldnen Pokals der Tafel, senkt einen funkelnden Edelstein in denselben, neigt noch einmal das Haupt dankbar vor dem edlen Fürsten und wallt durch die Thür des Saales wieder hinweg.

Kaiser Karl hebt voll Dankes gegen Gott seine Hände, der durch dieß gefürchtete Thier ihn an sein hohes Richteramt gemahnt; und zur Erinnerung an diese Begebenheit steigt auf sein Geheiß am Limathstrome die prachtvolle Kirche empor, welche noch heute als eine Zierde Zürichs betrachtet wird.

Den Edelstein der Schlange, von hoher Pracht und Herrlichkeit, verlieh der Kaiser seiner Gemalin Hildegard.

7.

Herzog Wittekind schlich sich einst, um Karl den Großen in der Nähe zu sehen, in Bettlertracht gehüllt, ins königliche Lager an der Elbe, und drängte sich unter dem Bettlerhaufen an den Kaiser heran, als dieser eben aus der Kirche kam. Der Blick seines Auges, die ganze stolze Haltung und ein gekrümmter Finger an der einen Hand, die er ausstreckte, machten diesen aufmerksam.

Du bist nicht der, der du scheinen willst, sprach Karl zu ihm, wer bist du? —

Ich bin ein Fürst wie du, antwortete unerschrocken Wittekind, ich bin der Herzog der Sachsen.

Diese Weise gefiel dem großen Könige wohl, er unterredete sich lange mit ihm über die Gebräuche der christlichen Religion, die der Heide in der Kirche des Lagers gesehen, und Wittekind erklärte sich bereit, die Taufe zu empfangen.

Man sagt, er habe in seinem Wappen ein schwarzes Roß geführt und nach der Taufe dasselbe in ein weißes verwandelt.

Daher soll in dem braunschweigschen und hannoverschen Landeswappen das weiße Roß stammen.

Kaiser Friedrich der Zweite.

Friedrich der Verlorne kehrte aus türkischer Gefangenschaft nach Deutschland zurück. Er wählte seinen Aufenthalt zu Kaiserslautern in einer schönen Gegend, erbaute hier ein Schloß und legte einen See an, der ihm große Freude gewährte.

In diesen See, «Kaiserwog» genannt, setzte Friedrich 1230 einen Hecht, den ein Goldring umschloß

mit der Inschrift: Ich bin der erste Fisch, welcher durch Kaiserhand hierher versetzt worden.

Anno 1497 wurde der Fisch gefangen und auf kurfürstlicher Tafel gespeist. Er war 19 Fuß lang und 350 Pfund schwer.

Einst soll man in diesem See zwei Karpfen mit goldnen Ketten umgeben gefangen haben.

Die Sage geht, Kaiser Friedrich wohne in einer großen Felsenhöhle, unweit der Stadt Kaiserslautern. Ein armer Mann kam in diese Höhle und sah den Kaiser mit greisem Bart in einem alterthümlichen Sessel ruhen. Der Kaiser sprach zu ihm, daß er hier nicht reden, daheim aber erzählen könne, wen er gesehen habe.

Der Mann hat Alles umher genau betrachtet. Den Kaiser haben viele fürstliche Personen umringt.

Kaiser Otto der Dritte.

Kaiser Otto zog aus, die Städte des Rheins, eine nach der andern, zu besuchen, und kam gen Bonn.

Als er Abends zur Ruhe sich begeben wollte, vermißte er seine Reliquien, ohne welche er niemals zu reisen pflegte.

Er rief Berold von Sachsen, seinen getreuen Neffen, heran, und sagte, ich habe meine Heiligthümer vergessen, sie müssen über meiner Lagerstätte liegen; geh, schwinge dich auf dein Roß, eile durch die Nacht und hole sie mir, denn ich muß sie haben.

Windschnell auf starkem Rosse flog des Kaisers Neffe hinweg. Noch war der Tag nicht angebrochen, als er vor dem kaiserlichen Schlafgemach stand, und, Oeffnung begehrend, hastig an die Thür klopfte. Nach langem Anschlagen erschloß eine Dame der Kaiserin das Zimmer.

Eiligst schritt Berold nach dem Bette, in welchem des Kaisers Gemalin schlief, und langte nach den Reliquien. Da berührten seine Finger einen starken Bart, und erstaunt fragte er, wer ist es, der hier bei euch weilt? —

Es ist meine Kammerfrau, antwortete die Kaiserin.

Nun beim allmächtigen Gott, rief Ritter Berold, in meinem Leben fand ich keine Dame mit solch einem Barte!

Und zornentflammt riß der wilde Berold das Schwert aus der Scheide, durchstach die bärtige Dame und dann die Kaiserin, seines Oheims Gemalin.

Hierauf entfernte er sich mit den Reliquien und gelangte baldigst wieder zum Kaiser.

Wollte Gott, mein Herr und Kaiser, lautete hier sein Bericht, ihr hättet mich nicht ausgesandt in dieser Botschaft. Als ich zur Thür eures Gemachs kam, war sie verriegelt; ich klopfte, ich harrte lange, ehe man sie aufthat. Da fand ich den Hauskaplan

bei eurer Gemalin liegen, zu welcher Schandthat ich, von Wuth ergriffen, das Schwert erhob und Beide durchbohrte. Sie sind todt!

Den Kaiser erschütterte diese Nachricht heftig; er hätte sterben mögen vor Schmerz, und schwieg lange, dann sagte er: Wie weh thut mir die Untreue meiner Gemalin; Gott, der im Himmel wohnt, weiß, daß ich jeden Lebenstag ihr nur Gutes bewiesen, eheliche Treue an ihr geübt und sie über Alles auf der Welt geliebt habe; theurer Neffe, ich bin zufrieden mit der Strafe, die du an ihr und ihrem Buhlen vollzogen hast.

Alle Fürsten und Herren, von der schrecklichen Kunde unterrichtet, trösteten den Kaiser. Sie meinten, es sei besser, eine solche Gemalin zu verlieren, als Schande zu erleben im kaiserlichen Hause.

Der Kaiser ging nach Köln am Rhein und verweilte hier viele Tage.

Blutige Fehde entspann sich hierauf.

Graf Mons, der erstochenen Kaiserin Vater, zog wüthend gegen Berold von Sachsen, um ihn zu vernichten. Otto unterstützte indeß seinen Neffen mit Macht, so daß er siegreich stand.

Kaiser Barbarossas Burg.

Nahe bei der alten Reichsstadt Gelnhausen am Kinzigflusse liegen die Ruinen einer Burg, die einst ein Lieblingsaufenthalt des Kaisers Barbarossa war.

Nicht weit von der Burg befand sich ein kleiner, von Buchen und Birken umgebener See, von dem jetzt nur noch ein Quellchen übrig ist.

Lustig spielten in diesem See viele Fische buntig durcheinander, die an Schönheit Alles übertrafen, was man sehen mochte. Goldne von Farbe, milchweiße, und wieder kohlschwarze und silberschimmrige. Niemand wagte einen daraus zu fangen, denn ein Nix mit langem, zottigem Haar, der im See wohnte, bewachte die Fische. Er that Keinem ein Leid. Schien der Mond hell, so saß er am Ufer und strich sich die grünen Haare. Die Leute sahen ihn, schwiegen und gingen still weg.

Es hatte aber der Kaiser eine Geliebte, welche sehr schön war und Godula hieß. Zuweilen ging er mit ihr nach dem See, ruhte im Schatten der Birken, Godula an seiner Seite.

Godula gewann große Freude und Liebe zu einem Fisch, der blutroth war und durchs Wasser blitzte wie Sonnenstrahlen. Sie gab ihm einen schönen Namen, lockte ihn an den Uferrand, und streute ihm

Krümchen von ihrem Morgenmahl, die er fröhlich aufschnappte.

Wenn das Mädchen den Liebling einmal nicht sah, war sie betrübt.

Auf einmal verschwand der Fisch, sie lockte ihn und harrte und weinte, als er nicht wieder kam.

Da tauchte der wassergrüne Nix aus den Wellen, sagte der traurigen schönen Godula, daß sie den rothen Fisch nicht mehr rufen sollte, er wäre todt, und auch sie werde bald nicht mehr leben.

Wie der Nix gesagt, geschah auch. Etliche Tage später starb des Kaisers Geliebte jung und in Blühte; die Burgglocke läutete zu ihrem Begräbniß.

Barbarossa soll hierauf weggegangen und nicht wieder nach der Burg Gelnhausen gekommen sein.

Burg Baden.

Hoch auf mächtigem Berge, der Stadt Rheinau gegenüber, liegen die Ruinen des vor Jahrhunderten blühenden Stammschlosses der Ritter und Herren von Baden.

Den letzten Burgbesitzer Badens riß ein fehdenreiches und sittenrohes Leben ins Verderben. Edel und

geliebt war die Burgfrau, des Ritters Gemalin, doch unvermögend, den Gatten auf den Weg der Tugend zu lenken.

Ein junges und schönes Fräulein erschien einst auf des Badeners Burg, welches dem alten Herrn überaus wohlgefiel. Insgeheim suchte er ihre Gunst, doch die Schöne gab ihm zu verstehen, sie könne ihr Herz nicht ohne ihre Hand vergeben.

Ritter Baden stellte alsbald ein großes Fest an, und plötzlich sinkt seine treue Gemalin erbleicht zur Erde. Er hatte ihr Gift in den Becher gestreut, und sie starb des entsetzlichsten Todes.

Bald nach ihrer Beerdigung verband er sich mit dem schönen Fräulein.

Der Hochzeittag war vorüber.

Da weckte ein mitternächtliches Rauschen die schlummernde neue Ehefrau. Sie richtete sich auf ihrem Lager empor. Eine weiße Gestalt kam zur Gemachthür herein, nahte der Wiege, in welcher das Knäbchen der getödteten Mutter ruhte; sie nahm es in ihre Arme, betrachtete und küßte es, legte es wieder sanft in die Wiege, und verschwand, als der Morgen graute.

In Wuth und Eifersucht starrte das junge Eheweib die Nachterscheinung an, in welcher sie die Gattin des Ritters erblickte; sie wähnte die gehaßte Feindin noch am Leben und geheim kommend zum Besuche ihres Gemals. Mit lauter Stimme rief sie der Wärterin des Kindes, welche in tiefen Schlaf versunken war; sie fragte, wer die weiße Gestalt gewesen, welche

soeben das Kind in der Wiege geschaukelt. Die Wärterin erschrak, sie hatte Nichts gesehen.

Zum zweiten Male in der folgenden Nacht erschien die todte Mutter friedlich und liebkosend vor ihrem Kinde. Der Mond beleuchtete ihr bleiches Angesicht.

Das war kein Irrbild der Phantasie, es war die Gattin des Ritters mit Leib und Leben, und zornerhitzt eilte Frau von Baden auf die Gestalt los, ergriff sie am Arme, um sie hinwegzuschleudern.

Da verging das Gesicht unter ihren Händen, und warnenden Fingers und langsam wich die weiße Frau aus dem Schlafgemach.

Schaudernd, die Wahrheit der Todtenerscheinung erkennend, stürzte die Unglückliche aus dem Gemach zur Burg hinaus, um nicht wiederzukehren.

In einem Kloster beschloß sie ihre Lebenstage.

Ritter Baden verließ als Greis das Haus seiner Väter, und Niemand hat je wieder etwas von ihm erfahren. Mit ihm verfiel seine Felsenburg.

Burg Falkenstein.

Im nassauschen Oberrhein, unweit Altkönig, stehen auf steiler Felsenspitze die Ueberreste der alten familienerloschenen Falkensteinburg.

Zur Zeit, als noch mildthätiges Zwergenvolk die Höhlen der falkensteiner Felsen bewohnte, führte nur ein schmaler und gefährlicher Weg auf die Berges-kante.

An einem Tage kehrte auf der Burg ein junger Ritter ein. Er sah des Burgherrn schönes Töchterchen, gewann ihre Liebe und hielt um ihre Hand an.

Herr von Falkenstein, ihr Vater, war ein strenger und stolzer Gebieter. Er sprach zum Ritter: Meine Tochter werde dein, doch unter einer Bedingung. Nach dieser Burg geht ein enger und lebensgefährlicher Weg; haue mir durch den Felsen einen bequemern und breiten Pfad, jedoch muß er in einer einzigen, und zwar in der nächsten Nacht vollendet werden, und auf Ritterwort, aus dieser Hand sollst du meine Tochter erhalten. Mit der Unausführbarkeit dieses Begehrens hoffte er den Brautwerber zu verscheuchen, und kehrte ihm hierauf den Rücken.

Dem Liebenden schien diese Aufgabe ein Leichtes. Er berief seine sämmtlichen Landes-Bergmänner, und trug ihnen sein Vorhaben vor; doch wie erschrak er über ihre Antwort. Ein solch Stück Arbeit, entgegneten sie, nimmt eine volle Woche in Anspruch, und kann in einer Nacht nicht vollführt werden; — es ist unmöglich.

Betroffen stand der Ritter, die Stunden eilten, Liebchen winkte, und große Trauer bemächtigte sich seiner.

Da rauschte es im Feldgezweig, und ein kleines Männchen stand vor ihm: Ich weiß, was dir fehlt,

kann dir helfen, und will den Burgweg zur anberaumten Frist erbauen, wenn du auch meinem Wunsche Genüge leistest: verbiete deinen rohen Knechten, daß sie von meinem Berg bleiben, wo sie oft mir und der Meinen Ruhe stören.

Freudig willigte der Ritter in des Männchens Verlangen, und dieses entfernte sich nach abgeschlossener Sache, um an die Arbeit zu gehen.

Mitternacht war kaum erschienen, so erhob sich ein entsetzliches Reißen und Rollen um den Felsen her, die Erde erbebte, bald fiel, bald krachte es, bejahrte Eichen brauseten in wilder Windeswoge, und seltsame Laute tönten hindurch.

Niemand ruhte auf dem Schlosse. Der Burgherr eilte von Gemach zu Gemach, schaute in die finstere Nacht, ohne das Geringste zu gewahren. Nur Fräulein Falkenstein schlief sanft, von keinem Getöse erweckt.

Allmälig wurde es stiller draußen, die ersten Morgenwölkchen schimmerten.

Herr von Falkenstein blickte zum Fenster hinaus. Mit Staunen und Verwunderung sah er einen prächtigen Weg den Felsen empor sich winden, und einen Reiter auf stolzem Rappen zur Burg herein eilen.

Es war der angelangte Liebste des schönen Burgfräuleins, freudig bewillkommt vom Vater, der ihm jetzt, worthaltend, sein liebliches Töchterchen als Braut in die Arme gab.

Ein Fest verherrlichte den Freudentag, und aus al-

len Gauen wallte das Volk heran, ein Wunderwerk in Augenschein zu nehmen.

Noch immer wird der kühne Felsenweg von Vielen betrachtet. Man erzählt sich die alte Sage, glaubt aber, der Teufel habe beim Wegmachen geholfen.

Burgen Rothweiler und Barbelstein.

Unfern Bergzabern im Vogesengebirge von Elsaß liegt neben dem Schlosse Wegelburg auf dem hohen kahlen Rothweilerberg die weitläufige Ruine der alten Burg Rothweiler, welche zuletzt denen von Rapolstein gehörte.

Auf dieser Burg wird seit undenklicher Zeit eine weiße Jungfrau bemerkt. Einst die Tochter eines mächtigen Fürsten von Burgund und von wunderbarer Schönheit, verschmähte sie alle ihre Freier, die um ihren Besitz kämpfend in den Tod gingen. Sie wurde dafür zur Strafe von einem Zauberer der Gebirge mit allen ihren fürstlichen Schätzen in die alte Burg Rothweiler verwünscht.

Nur an einem Tage in der Woche, Freitag Mittags, darf sie sichtbar werden; einmal als große Schlange mit goldigem Haupte, zum andern Male als

Kröte mit ungeheuerm Leib, zum dritten Male als schöne goldhaarige Jungfrau.

An diesem Tage kommt sie zu einem Brunnen des Felsens, der nur in dieser Stunde fließt und dann wieder versiegt, hängt ihr feines weißes Gewand ans Gesträuche, taucht ihre schönen Glieder in die Fluthen, und schaut dann umher, ob Niemand nahe, sie zu erlösen. Sie altert nicht, und ist noch heute so schön wie an ihrem Verwünschungstage.

Die Prinzessin wird durch drei Küsse erlöst.

Wer es wagt, sie zu befreien, findet auf dem Felsen eine Muschel mit drei Merkzeichen, einer Schlangenschuppe, einer Krötenhaut und einer gelben Haarlocke. Damit geht er zur alten Burg, wartet bis sie aus dem Brunnen steigt, und küßt sie in allen Erscheinungen drei Freitage nach einander, befreit die Fürstenjungfrau und erlangt alle ihre Reichthümer.

Viele haben schon die Zeichen gefunden und sich in die alte Burg begeben, aber Alle sind vor Entsetzen umgekommen.

Ein kampfkräftiger Held hatte einst schon mit dem Munde die fürchterliche Schlange berührt. Da ergriff ihn beim Anblick der ungeheuern Kröte, die aus den Ruinen erstieg, Schauer und Todesangst, er stürzte hinweg, und feuersprühend folgte ihm die wüthende Kröte nach bis zum nächsten Felsen, der noch jetzt der «Krötenstuhl» genannt wird.

Burg Barbelstein thront vom hohen Felsen beim Nothweilerberge. In den unterirdischen Gemächern dieses wüsten Schlosses vernehmen die Landleute oft in den Nächten ein lautes Jubeln und Lärmen.

Schloß Arensperg oder Arnsberg.

Im Unterelsaß auf romantischem Bergkegel steht das gebröckelte Schloß Arensperg oder Arnsberg.

Der letzte gräfliche Besitzer der Burg starb im fünfzehnten Jahrhundert, seit welcher Zeit sie Ruine ist. —

In einer Nacht ging einst ein Jäger an der ehemaligen Burg vorüber. Ermattet und durstig lechzte er nach einem Trunke Wasser und suchte eine sprudelnde Quelle.

Fände ich dort den Trunk für meinen Durst, wo's vollauf Wein haben soll, rief er nach dem Schloßberg hin, mit wenigem wollt' ich mich begnügen.

Langsam stieg er die Berghöhe hinan, und unvermerkt stand ein Mann von verwittertem uraltem Gesicht vor ihm.

Komm mit, sagte der Alte, unter der Arnsberg soll dir werden, was du begehrst.

Sie gingen durch dichtes Bergholz und blieben vor einer alten versteckten Thür stehen. Hier klopfte der Alte und die Thür öffnete sich.

Nun schritt man viele Stufen hinab und kam in einen räumlichen Keller, der von einer Leuchte spärlich erhellt und mit großen Fässern angefüllt war.

Der Führer nahm einen Becher, ging zu einem Fasse, füllte ihn und sprach, indem er solchen seinem Begleiter entgegenhielt: Trink', 's ist kostbarlicher Wein! —

Dieser nahm, trank und fühlte sich wunderbar erquickt von der Spende; er gab das leere Gefäß mit den Worten zurück: Vergelt's Gott, das war ächter Labewein! —

Stumm winkte und führte jener ihn wieder aus dem Keller auf den Berg. Als sie oben waren, fragte der Jäger den Alten, wer er sei und wes Amtes er hier pflege?

Der Mann mit dem uralten Gesicht versetzte: Ich bin der Mundschenk des letzten Grafen von Arnsberg, habe seit Jahrhunderten die Aufsicht über die Weingewölbe, und muß noch manches Jahr allhier verharren.

Dem Jäger befiel ein Grauen bei dieser Antwort, er eilte hinweg, ohne sich umzusehen. Der Morgen schimmerte durch die Zweige der Bäume.

Die Kunde, daß der alte arnsberger Weinkeller offen stehe, zog durch die Nachbardörfer. Viele machten sich dahin, sie hofften, den grauen Alten zu sehen und warteten von Morgen bis Abend. Er kam nicht.

Sie suchten den Eingang zum unterirdischen Keller, aber sie fanden ihn nicht.

Lauff oder Lauffen.

Die einst kühne Rheinritterburg Lauff oder Lauffen, in der badenschen Ortenau, theilte das Schicksal vieler ihrer Nachbarburgen: sie wurde gewaltsam erbrochen und verwüstet.

Noch jetzt soll es, einigen Sagen nach, im Schloßgemäuer nicht geheuer sein und wunderbare Erscheinungen geben.

Ein fremder Ritter verirrte sich einst in der Nacht auf den wegelosen Waldpfaden der Burg. Endlich erblickte er ein fenstererhelltes Schloß, eilte darauf zu, band sein Roß im Hofe fest und stieg die steinerne Wendeltreppe empor. Ein vornehmes Gemach nahm ihn auf, in welchem Todtenstille herrschte. Niemand ließ sich sehen.

Plötzlich erblickte er eine Jungfrau glänzend schön wie die Morgensonne. Sie saß an einem Tischchen, doch so in Gedanken, daß sie den Ankommenden nicht bemerkte.

Der Ritter begrüßte die einsame Dame und sprach

sie um ein Nachtlager an. Sie neigte sich gegen ihn, verließ das Gemach, und kam mit Wein und Brot zurück, welches sie dem Gaste freundlich vorsetzte, damit er Bescheid thun möge.

Nachdem der Fremde gegessen, fragte er die Jungfrau, ob sie die Tochter des Schloßherrn sei, und sie bejahte die Frage durch leises Verbeugen.

Er fragte nach ihren Eltern.

Sie zeigte auf einige Bilder, welche an der Wand hingen, indem sie mit langsamem Tone hinzufügte, daß sie die Letzte ihres Hauses wäre.

Von Liebe zu dem schönen Fräulein bewegt, nahte der Ritter, faßte ihre Hand, und fragte, ob sie noch frei sei?

Nachdem sie auch diese Frage lächelnd bejaht, hielt er um sie an. In sichtbarer Freude stand sie auf, nahm zwei Ringe aus einem Kästchen, setzte sich einen Kranz auf, und bat den Bräutigam, ihr zu folgen.

Zwei Geistliche, bejahrt und ehrwürdig, traten jetzt aus einem anstoßenden Gemach und führten Braut und Bräutigam hinweg nach der Schloßkirche.

Sie kamen an einem Grabmahle vorüber, auf dem ein Bischof von Erz im bischöflichen Ornate ruhte. Die Jungfrau berührte den Bischof leise, er richtete sich empor, schritt zum Altar, die Kerzen desselben entzündeten sich, die Orgel erklang.

Hohl und geistergleich ertönte jetzt die Stimme des Bischofs:

Ich frage dich, ob du wahrhaft gesonnen bist, zu ehelichen diese Jungfrau an deiner Seite?

Der Ritter schauerte in sich zusammen, er war nicht im Stande ein Wort hervorzubringen und sank besinnungslos zur Erde.

Da dröhnte lautes Hohngeschrei durch die Hallen, ein entsetzlicher Sturm brauste durch die Kirche, warf alle Thüren krachend in ihre Angeln, und in einem Augenblick war die ganze Versammlung verschwunden.

Als der Ritter wieder zur Besinnung kam, sah er sich am Eingang der alten Burg. Er schwang sich auf sein Roß, und eilte im wildesten Rennen hinweg!

Der Ottilienberg.

Auf mächtiger Burg zu Freiburg im Elsaß lebte Herzog Adalrich.

Seine Gemalin war ein Wunder von Schönheit und Tugend. Doch beklagten Beide, daß ihre Ehe unfruchtbar bleibe. Endlich ward ihr Wunsch erfüllt, die Herzogin gebar ein Mädchen, welches blind war.

Als das Kind das zwölfte Jahr erreicht hatte und von dem heiligen Erhard getauft worden, erhielt es plötzlich das Licht seiner Augen wieder, und ward von

Tage zu Tage schöner. Da dachten die Eltern daran, ihm einen wackern Ehegatten zu wählen.

Ottilie weinte, als sie es erfuhr; sie hatte bisher ein stilles, zu Gott geneigtes Leben geführt, ihm wünschte sie ihre übrigen Tage zu weihen und unvermählt zu bleiben.

Da hielt ein tapferer Ritter des Landes um der Fürstentochter Hand an.

Ich bin eine Braut des Himmels, rief Ottilie aus, ich kann nicht eines Kriegers Gattin werden, und schwöre es bei meiner Seligkeit! —

Das erzürnte den Herzog, und mit rauher Stimme befahl er ihr, sich bereit zu halten zum kommenden Hochzeitfest.

Die Unglückselige rang die Hände, sie weinte, betete zu Gott, und kaum graute der nächste Morgen, so entfloh sie der väterlichen Burg; ein dichter Wald barg sie ihren Verfolgern. Vater und Bräutigam hatten sich aufgemacht, die Flüchtige zu suchen, und ihren Weg gen Osseburg im Breisgau eingeschlagen.

Der Tag begann sich zu neigen, als sie eine ferne Stimme vernahmen. Ottilie stand hoch auf des Berges Spitze, jubelnd stürzten sie ihr entgegen.

Mutter der Gnade! rief das Mädchen in der Todesangst, und breitete die Arme zum Himmel empor, rette mich vor meinen Feinden!

Da riß der harte Fels von einander, und vor den Augen des Vaters sank die Tochter in die Tiefe hinab, welche donnernd über ihr sich schloß.

Erschüttert eilte der alte Herzog nach seiner Burg zurück.

Nie sah man Ottilie wieder, und nur in stillen Nächten ihren Geist durch die mondbeglänzte Ebene des Berges wandeln, wo in der Folge ein Benediktiner-Nonnenkloster erbaut wurde.

Der Berg wurde Ottilienberg und ein Brünnchen zu seinen Füßen Ottilienbrunnen genannt, welche Namen sie noch jetzt führen.

— Auf dem Berge sieht man mehre große Steine mit alten Eisenringen, und glaubt, daß, als Elsaß noch mit Wasser überschwemmt gewesen, hier ein Hafen für Schiffe sich befunden habe.

---

*) — Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begonnenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter, aus frommer Neigung, aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägten sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder gelieb-

*) Göthe.

ten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so gütig aufgenommen wurde.

Burg Bosenstein.

Die jetzt versunkene Burg Bosenstein liegt im Kellerthale der rheinischen Ortenau.

Die Hausfrau des Ritters Bosenstein war ein böses Weib, streng gegen die Ihrigen, hart und grausam gegen die Nothleidenden.

Ein Almosenweib in höchster Dürftigkeit kam mit sieben Kindern hinauf zum Wohnsitz der Herrin von Bosenstein, und bat um einen Zehrpfennig für ihre hungrigen Kinder.

Unverschämtes Weib! rief die Frau, wie magst du so viel Kinder haben und kannst ihnen nicht Nahrung reichen? —

Die Arme entgegnete, so lange ihr Mann, ein fleißiger Köhler, gelebt, hätte es ihr an Brot nicht gefehlt, dieser wäre nun todt, darum müßte sie kümmerlich ihren Unterhalt suchen.

Sieben Rangen! Die hättest du deinem Manne ins Grab nachsenden sollen! schrie die Bosenstein höhnisch, und ließ die Arme hilflos stehen.

Wüthenden Blickes rief die gebeugte Mutter ihr nach: So möge denn in Erfüllung gehen der heiße Wunsch, daß der Himmel dir sieben Kinder auf einmal gebe.

Der Ausspruch der Armen Gottes ging in Erfüllung, Frau von Bosenstein kam mit sieben Knäbchen nieder; doch ungehalten ob solchem Kindersegen gebot sie einer Dienerin, in der Stille sechs davon zu ersäufen.

Sie ging, da trat ihr Bosenstein, von der Jagd heimkehrend, entgegen. Er sah den verhüllten Korb und fragte, was sie trage?

Hunde, gnädiger Herr, sechs Stück, die ich ins Wasser werfen werde, gab sie zur Antwort.

Der Ritter begehrte die Thiere zu sehen, und erschrak beim Anblick sechs kleiner Kindchen, welche die Hände wie flehend emporstreckten, nicht wenig. Die zitternde Dienerin bekannte ihr entsetzliches Vorhaben.

Er nahm die Kinder nach sich, befahl der Magd Schweigen, ließ jene sorgsam erziehen, und bestimmte in sieben Jahren ein Fest auf der Burg. Scherzend richtete er an diesem Tage die Frage an seine Gemalin: was wohl einer Mutter gebühre, die ihre eigenen Kinder dem Tode weihe? —

Die Edelfrau rief: lebendig müsse sie eingemauert werden ins tiefste Verließ.

Da hieß der Burgherr die sechs Knaben hereinlaufen, und sagte zu ihr: Diese Kinder hat einst eine Mutter wie Thiere ertränken wollen.

Frau von Bosenstein sank ohnmächtig nieder.

Burgknechte ergriffen und schleppten sie hierauf nach einer dunkeln Felsenhöhle in einsamer Gegend des Bosensteins, wo sie unter Schlangen und Molchen ihr Leben aushauchte.

Hermann Grimm.

Im Gefängnisse des Burgzwingers zu Köln hielt Bischof Engelbert einen großen prächtigen Löwen, welcher ihm aus Italien überkommen war.

Zweien Domherren war die Obhut des Löwens ertheilt.

Diese Domherren hatten einen glühenden Haß auf Hermann Grimm, den Bürgermeister der Stadt, geworfen, und da dieser auch dem Bischofe, wegen seiner freien Rede und Gesinnung, ein Dorn im Auge war, welches er ihm bei vielen Gelegenheiten zu erkennen gab, so strebten jene dahin, die Gunst ihres Obern in höherem Maaße sich zu erwerben.

Eines Tages ordneten sie ein Fest an. Sie sandten nach dem Bürgermeister, und luden ihn freundlich ein, ihr Gast zu sein beim morgenden Mahle.

Der furchtlose Bürgermeister, der kein Arges hegte,

in dieser Ladung vielmehr einem Beweis der Versöhnlichkeit seiner Feinde zu sehen glaubte, folgte derselben gern.

Sie empfingen ihn äußerst höflich, und fragten nach einer Weile, ob er nicht gesonnen sei, vor dem Mittagsmahle den riesigen Löwen des Bischofs im Zwinger in Augenschein zu nehmen?

Der Gast war dazu nicht abgeneigt, und folgte ihnen dahin.

Als man nun zur Löwenkammer gelangte, öffnete einer der geistlichen Herren die Thüre, und plötzlich stieß der andere den Bürgermeister gewaltsam hinein, schloß sie zu, und Beide entfernten sich unter Hohngelächter.

Aber Gott gab dem Gefangenen Muth und Kraft im Augenblick der Gefahr.

Denn als der Löwe, durch lang entbehrte Speise heißhungrig gemacht, seine Mähne schüttelte und schnaufend gegen Hermann losbrach, stieß dieser ihm den mantelumwickelten linken Arm in den Rachen, indeß sein flinkes Schwert mit der rechten die Brust durchbohrte.

Brüllend und sterbend sank der Löwe zusammen, und von allen Seiten nahte Volk.

Hermann ließ alsbald die beiden Domherren durch Knappen ergreifen, und zur Stunde an der Domklosterpforte aufhängen.

Noch jetzt sieht man hier die Balken, an welchen die verrätherischen Mönche gehangen haben, und nennt die Pforte die Pfaffenpforte.

Auf einem Pfeiler des Rathhauses steht Grimm, wie er den Löwen besiegt.

Es geschah im Jahr 1277.

Drache und Jungfrau.

Die Ruinen des einst prachtvollen Amphitheaters, welches Katholdus, ein mächtiger Römer, erbaute, liegen unweit Trier.

Unermeßliche Schätze läßt die Sage hier unter der Erde ruhen. Sie sind zuweilen spähenden Augen sichtbar. Niemand jedoch wagte bisher, seine Hand nach ihnen auszustrecken, aus Furcht vor dem feuersprühenden Drachen, der sie mit ausgebreitetem Flügelpaar bewacht.

Als Katholdus den Amphitheaterbau begann, gerieth er, einer kunstvollen Wasserleitung wegen, ins Stocken. Ragomir, sein Sklave, sprach spottend, er wolle den Bau der Wasserleitung fortsetzen und schneller bewerkstelligen, als er das Theater erbaut habe.

Zornig vernahm der Herr des Dieners Aeußerung. Ich halte dich beim Worte, sprach er zu ihm, und will, wenn du vollführst, was du behauptest, dir unterthan sein mit meinen Schätzen und meinem getreuen

Weibe. Im andern Falle geht dein Leben dem Tode entgegen! —

Der Diener schritt ans Werk, die Wasserleitung kam zu Stande, nur mit der Strömung wollte es nicht gehen. Katholdus freute sich schon auf die Strafe, die er über den Kühnen verhängt, er bewilligte ihm indeß noch eine Dreitagsfrist zur Arbeit.

Es war aber ein Geheimniß dabei. Katholdus eröffnete es auf Verlangen seiner schönen Gemalin, und diese, welche mit dem Diener in geheimem Liebeseinverständniß lebte, verräth es dem Liebling, und machte ihm leicht, folgenden Tages das angefangene Bauwerk zu vollenden.

Der hintergangene Ehegatte that wie er versprochen, er gab dem Diener alle seine Reichthümer, dann aber ergriff er die Gemalin und stürzte sie, zum Lohn ihres erwiesenen Treubruchs, vom Amphitheatergipfel hinab in die Tiefe.

Die Ungetreue hat nicht Ruhe im Grabe. Nächtlich sieht man sie, ein wunderliebliches Frauenbild, in glänzend weißem Gewand, am Rande des Wasserbehälters mit wehmüthiger Geberde weilen, und ihrer Befreiung entgegenharren.

Wer furchtlos naht und mit ihr in den Wasserkessel sich stürzt, erlößt sie aus dem Zauberbann, und erlangt dafür die Goldschätze des Gewölbes.

Burgfräulein von Windeck.

Vier Stunden von Baden liegen auf einer Burgspitze die Ruinen des Schloßes Windeck mit zwei noch mächtigen Thürmen.

Ein Burgfräulein soll noch bisweilen daselbst sichtbar werden.

Einst verfolgte ein Jäger ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es sich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag, der Jäger trocknete sich den Schweiß von der Stirn und sagte: Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verschütteten Keller da unten, wo noch manch Faß mit köstlichem Wein liegen soll.

Kaum war das Wort aus dem Munde, da trat eine wunderschöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor. Sie war weiß gekleidet, an ihrem schwarzen Gürtel hing ein Gebund Schlüssel und in der Hand trug sie einen silbernen Becher.

Dem jungen Waidmann pochte das Herz, zumal da sie ihm jetzt zunickte und den Becher entgegenhielt. Ihre holdselige Gestalt machte, daß er sich schnell ein Herz faßte, auf sie zuging, den Becher ergriff und mit einem Zuge leerte.

Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern,

und er entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Sie mochte es in seinen Blicken lesen, denn sie schaute ihn ernsthaft an und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tage an hatte der Jüngling weder Ruhe noch Rast. Wo er ging und stand, sah er die schöne Jungfrau vor sich, wie sie ihm zuwinkte und den Becher reichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er unter den Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Allmälig ergriff ihn ein Siechthum, und eines Tages fanden Holzhauer ihn todt am Eingange des Schlosses.

Man sagt, das Burgfräulein sei ihm noch einmal erschienen in der letzten Stunde, da er weder leben noch sterben konnte, und habe ihm einen Kuß gegeben; in diesem Augenblicke sei er verschieden.

Nonnenkloster zu Pfalz.

In der Stadt Pfalz an der Mosel errichtete im Jahr 1030 Athelia, König Dagoberts fromme Tochter, ein Nonnenkloster.

Es trug sich zu, das Erzbischof Poppo einer jun-

gen Schwester dieses Klosters den Auftrag ertheilte, ihm ein neues geistliches Gewand anzufertigen.

Die Nonne folgte eilig dem Befehle, das Gewand ward fertig. Da sie aber Liebe für den Erzbischof hegte und in geheimen Dingen Kunde besaß, benetzte sie es mit Wundersalben und ließ es an ihn ergehen.

Da empfand der gottesfürchtige Mann nach Anlegung des Gewandes eine unziemliche Begierde; entsetzt riß er es von sich, und ließ es einem andern hohen Priester zum Gebrauch überliefern.

Dem Geistlichen erging es auf gleiche Weise, er befreite sich davon, und alle Andern, welche es anzogen, empfanden etwas, was sie auszusprechen sich scheuten.

Das Kleid der Nonne erhielt endlich auf Antrieb des Erzbischofs der Oberste der Stadt. Doch kaum hatte er sich damit bedeckt, als er laut ausrief, hier gehe Betrug vor und Zauberung.

Nun entdeckte man die Urheberin des Gräuels.

Der Erzbischof stieß die Nonne aus heiligem Hause, gab den übrigen Schwestern strenge Lebensregeln, und befahl ihnen, ihre weißen Gewänder gegen schwarze zu vertauschen.

Diesem Befehl wollten die Klosterfrauen sich jedoch nicht fügen, sie verließen daher, eine nach der andern, ihre Stätte, zogen in ein benachbartes Kloster und plötzlich war Pfalz still und ausgestorben.

Erzbischof Poppo pilgerte zum heiligen Grabe gen Morgenland.

Er hatte vor seiner Reise noch das Kloster Kanonichen gestiftet.

Kedrichstein.

Im steilen bewaldeten Felsen, dem Kedrich, unweit Lorich im Rheingau, hielt ehedem Zwergenvolk sich auf, welches man die kleinen Männchen vom Kedrich nannte.

Die Zwergchen hielten es mit der Nachbarschaft einig und friedlich, nur mit dem Herrn von Lorich setzte es immer Gezänke.

Des Herrn von Lorich Burg, von der nur noch wenig Steine sichtbar sind, stand auf einem trotzigen Berge; daher hielt man den Ritter für einen trotzigen und tückischen Burgmann, der auch mit allen Gaurittern in beständigem Zwiste lebte.

In einer finstern Sturmnacht erschien vor der Burg ein kleines Männchen, und bat lamentirend um Einlaß. Herr von Lorich wies das kleine Ding unter bösen Worten weiter, und das Männchen ging, doch mit dem Gedanken, diese unverdiente Härte zu bestrafen; denn es hatte blos sein Herz auf die Probe stellen wollen.

Bald erschien der gewünschte Augenblick. Des Loricher kleines Töchterchen ging aus, Blumen sich zu suchen, und nahte unversehens der Gegend des Zwergengebiets. Plötzlich eilte ein Männchen herbei, ergriff das schöne Kind, und nahm es mit in seine unsichtbare Felsenwohnung.

Der Ritter gerieth in Verzweiflung, als seine Tochter nicht heimkehrte; er sandte Reisige aus und bot die Schätze seines Hauses für das Kleinod des Schlosses, doch vergeblich waren Nachsuchungen und Versprechen. Unterdessen wohnte das Mädchen froh und fröhlich bei den freundlichen Zwergen. Nichts fehlte ihm, es saß im schönsten Gemach, erhielt kostbare Gewänder und süße Speisen und Getränke.

Nachdem es viele Jahre hier zugebracht, und der bekümmerte Vater längst seinen Aufenthalt erfahren, und bereut hatte, so streng gegen die unschuldigen Erdbewohner gewesen zu sein, kam ein Ritter zu ihm aus ferner Gegend. Er entschloß sich, den Kedrichfelsen zu erklimmen und dem Vater das entwendete Gut aus den Händen der Unterirdischen zu erlösen.

Ritter Lorich ermunterte den muthigen Fremden in seinem Vorhaben, indem er ihm große Belohnung verhieß. Doch alle angestellten Versuche desselben scheiterten, es war unmöglich, den steilen Bergfelsen zu überschreiten.

Da stand eines Abends die kleine Figur eines Weibchens vor dem betrübten Helden.

Du dauerst mich, sprach sie, ohne meine Hilfe möcht' es dir nicht gelingen, die glatte Felsenwand zu

ersteigen. Ich bin die Frau des Mannes, der die Oberaufsicht führt über das Zwergenvolk, und das Fräulein befindet sich in unserer Gewalt. Weil's aber ein stilles gutes Mädchen ist, will ich dir beistehen, es in die Arme des Vaters zurückzubringen, der für seine Bosheit, die er uns bewiesen, jetzt hinlänglich bestraft sein mag.

Die Zwergfrau hieß nun den Ritter hinüber ins Wisperthal gehen, dort, vor einer Höhle hinter Buchen und Tannen versteckt, sollte er an einer kleinen Pforte klopfen, und einen nahenden Zwerg um eine Leiter bitten, so hoch, daß sie bis zur Spitze des Kedrich reiche. Dreimal müsse er aber vorher an einem Glöckchen neben der Höhle ziehen.

Ungeduldig eilte der Ritter, der Anleitung der kleinen Frau nach, zum Thale vor die Höhle mit den Buchen und Tannen, sah ein goldnes Glöckchen im Gestein und zog daran.

Darauf kam ein Zwergmännchen, das ihn nach vorgebrachtem Wunsche auf den neuen Tag nach dem Kedrich beschied. Und alsbald stieß das Männchen in eine hellschmetternde Pfeife. Plötzlich rauschte es durch das Waldthal, eine Menge kleiner Leute kamen wie aus der Erde hervor, alle mit Arbeitsgeräth, Aexten und Hämmern versehen, und begannen unter lustigem Getümmel Bäume zu fällen und zu sägen, rastlos in die Nacht hinein.

Kaum graute der Tag, so machte sich der Ritter schon nach dem Kedrichstein auf, und wie freudig erschrak er, eine ungeheuere Leiter an die steile Fel-

senwand gelehnt zu finden. Rasch stieg er auf derselben empor, langte oben an und erblickte im grünen Gebüsch das schöne Mädchen des Burgherrn von Lorich. Sie war von den kleinen Zwergen umringt, welche singend und guter Dinge mit Staunen den fremden Ritter nahen sahen.

Da man heute den Geburtstag des Zwergenregenten fröhlich beging, so willigte dieser in das Verlangen, und der Ritter durfte das Fräulein mit sich hinwegnehmen. Alle, worunter auch das gutmüthige Frauchen, ertheilten Beiden ihren Segen auf den Heimweg.

An der Hand des entschlossenen Ritters sah der Vater seine geliebte Tochter wieder, welche noch viele Geschenke von den wohlthätigen Zwergen mitbrachte, deren Freundlichkeit und Güte sie nicht genug rühmen konnte.

Die Steinkirche.

In einem wilden Thale an der Acher im Kinzigkreis Badens erblickt man einen ungeheuern Stein. Er hat ganz die Form eines alten Gotteshauses, welches der Sage nach von einem mächtigen Ritter der Vorwelt erbaut sein soll.

Dieser Ritter hatte sieben Töchter, die auf ihrer Burg ein stilles und tugendhaftes Leben führten.

Da kam der Augenblick, wo das wüthende Heer der Hunnen nach dem Rheine zog, alle Gegenden überschwemmte und ein Trupp Soldaten sich nach dem abgelegenen Burgsitz wandte, welchen die Schwestern bewohnten. Doch vom Schrecken getrieben waren diese längst ihren Mauern entflohen, und hatten in einer Kapelle, wohin ein geheimer Erdweg führte, Zuflucht gefunden.

Aber auch diesen Aufenthalt der Burgfräulein betrat die wilde Soldatenhorde, nachdem ihnen solchen ein boshafter Knecht verrathen.

Sie fanden die Kirche, rissen, da der Eingang zu derselben verrammelt war, Baumstämme aus der Erde, und stießen mit Heftigkeit gegen die Thür, um sie zu zerschmettern und ihre wilden Begierden befriedigen zu können.

Doch plötzlich zeigte sich den Staunenden die Kapelle in eine undurchdringliche Felsenmasse verwandelt, und lauten Geschreis verließen die Krieger die geheiligte Waldstelle.

Noch jetzt schlummern die sieben Schwestern in der Kirche von Stein, deren liebliche Stimmen zuweilen im Gesange von den Bewohnern der Gegenden gehört worden sind.

Lorlei-Schloß.

Auf dem steilen rheinischen Lorleiberge hatte eine schöne Jungfrau ihr Schloß, in welchem sie wohnte und Zauberspiel trieb.

Wer sie an Mondscheinabenden auf den Stufen ihres prachtreichen Palastes sitzen sah, mußte ihr in denselben nachfolgen, und niemals sah ihn die Heimath wieder.

Dann kam die Jungfrau auch zum Rheinufer, warf ein Netz in die Fluth und fing sich Fische. Lorlei sang dabei schöne Liedchen; wer sie erblickte, verliebte sich schmerzlich in ihre Schönheit, besonders in ihre goldglänzenden Haare.

Lieblicher als Lorlei sang keine Jungfrau des Rheins. Kein Schiff segelte dahin, ohne am Felsen zu halten, ob die Zauberin nicht erscheinen und singen werde. Schlug es Mitternacht, so verhallten auf einmal ihre Töne und sie verschwand vom Felsen.

Es schiffte einst ein junger Rittersmann am Lorleiberge vorüber. Er war gekommen, die schöne Jungfrau, von der er viel gehört hatte, einmal zu sehen. Es wurde Abend und sie erschien. Erst sang sie mit heller süßer Stimme, dann setzte sie sich am Berghang und ringelte ihr langes Haar, das im Mondlicht schimmerte wie Gold.

Da trieb eine grenzenlose Sehnsucht den Lauschenden zu ihr hin; er wollte aus dem Nachen ans Ufer springen, die Stromwellen aber schlugen über ihn zusammen und begruben ihn.

Als nun der unglückliche Liebhaber nicht heimkehrte, sandte der Vater desselben, welcher die Zauberfrau Lorlei für die Ursache seines Verlustes hielt, Kriegsleute aus, die den Wunderberg ersteigen und die verführerische Jungfrau verderben sollten.

Auf den Lorleihöhen sahen die Soldaten die Zauberin. Sie rief ihnen zu, daß sie wisse, wen sie suchten. Dann rief sie mit lauter Stimme, indem sie eine leuchtende Korallenkette in den Strom hinab warf: Geschwind, Vater, geschwind, die weißen Rosse für dein Kind!

Plötzlich rauscht und steigt der Rhein in wilden Schaumwellen hoch auf, und aus dem Gischt steigen zwei schneeige Rosse den Felsen hinan, und die Jungfrau verschwindet mit ihnen.

Staunend sahen es die Krieger, sie fliehen erschrokken mit der Wunderthat der Zauberjungfrau zur Burg ihres Herrn zurück, wo sie, kaum angelangt, den jungen Ritter wieder finden.

Lorlei soll noch jetzt, doch selten, auf der Spitze des Berges gesehen werden.

Wenn Vorbeischiffende ihren Namen rufen, gibt ihn das Echo zurück.

Kloster Lichteneck.

Zu Lichteneck, einem Bergschlosse unweit Straßburg am Rhein, stand im Alterthum ein feines Kloster, von dem die Sage des Volkes also lautet:

Eine edle Frau aus dem Hause Lichteneck wählte am Schloßberge eine Stelle aus, worauf sie ein Kloster zu bauen beschloß. Die Arbeitsleute schickten sich zum Aufbau desselben an. Da fand man im Schooß der Erde einen großen Geldschatz, von welchem die fromme Frau eine silberne Glocke gießen ließ und verordnete, solche sollte über dem Kloster aufgehängt und zu Jesu Lobe in jeder Christnacht geläutet werden. Dieser Befehl wurde Jahrhunderte lang befolgt und heilig gehalten, und die Silberglocke zu Weihnachten von Mitternacht bis zum Anbruch des Morgens gezogen, also daß ihr liebliches Geläute weit und breit in die Landschaft drang und das Gemüth mit Andacht erfüllte.

Als nun in der Folge der Krieg in den Breisgau kam, und die Kapelle zerstört ward, ließen die Klosternonnen vor Ankunft des Feindes die Glocke in einen tiefen Brunnen senken und ihn mit Schutt ausfüllen.

In diesem Brunnen ruht sie noch jetzt, bewacht von den Erdgeistern des Gebirges, und keine Men-

schenhand vermag es, sie wieder ans Tageslicht zu fördern.

Aber in jeder Christmitternacht ertönt der helle Klang der «Jesu-Glocke» hörbar dem Ohre der Lauschenden, die mit frommem Sinne um ihr tiefes Berggrab sich versammeln.

Riese auf Steinsberg.

Im Heidenthume herrschte auf dem Schlosse Steinsberg unweit Hilsbach im Elsangthale ein mächtiger Riese, der oft auszog ins Land hinein, Hirten und Reisende beraubte, und wenn sie sich wehrten, mit sich nach seinem Berge schleppte und sie den Hungertod sterben ließ.

Nahte er mit wildem Streitrosse, so brausten die Lüfte wie ungeheures Waldesgeräusch, schlug er mit seinem Wehr an ein Haus, so fiel es in Stücken. Wer ihn hörte, barg sich in tiefster Erdhöhle, doch selten entging er seinem flammenden Späherblicke, er wühlte die Erde auf und fand und vernichtete seinen vorgeblichen Feind.

Weit von der Riesenburg lag ein liebliches Thal, und in diesem Thale ein stiller grünumwaldeter See.

Ein holdes Mädchen ging einst blumensuchend an dem Ufer des Sees. Da bricht der Bergriese aus dem Dickicht hervor. Er ergreift die zitternde Jungfrau, und reißt sie mit sich fort. Sie klagte und schrie nach Hilfe, doch Niemand vermochte ihr beizustehen. Auf einmal entwand sie sich des Riesen Händen, rief den blauen Himmel über ihr an um Beistand, und stürzte sich in die Fluthen des Sees.

Noch starrte der Riese der entschlüpften Schönen nach in die Wogen, als eine liebliche Jungfrau auf dem ruhigen Spiegel des Wassers dahinschwamm.

Voll Wuth sprang er ihr nach.

Da schwollen und schäumten die Seewogen höher und mächtiger, sie überschwemmten das ganze Thal, ergriffen den Riesen und zogen ihn immer tiefer in ihre Fluthen. Bald sah man von ihm nur die Arme, jetzt nur noch das Haupt, endlich verschwand er ganz und auch sein fürchterliches Heulen ward nicht mehr gehört.

Der See nahm hierauf sein altes Bett wieder ein, aber das Ungethüm war verschwunden und lag in des Sees Abgrund an schweren Ketten befestigt.

Zuweilen hört man ein dumpfes Getöse im See, und sieht ihn in großer Bewegung. Das Volk glaubt dann, es sei der Riese der alten Burg, der sich von seinen eisernen Banden loszureißen suche.

Das Mümmelchen.

Obe uf de Hornesgründe isch e See, de nor de Mümmelesee heißt, denn vor Zite henn Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt.

E junger Hirt hat mengmol in der Näh si Kueh un Schof g'huet, un e Liedle gsunge; s isch e süfrer Bue gsie, mit gele kruse Hare un eme Gsichtle wie Milch un Bluet.

Emol, gege Obed, do kummt e Jungfrau zu em im grüne G'wand, un über de Zöpfle hat se e Schleier trage. D'Jungfrau setzt si zuem Hirte, un seit: s isch do guet Lenze, s Moos isch weich, un s weicht e kual Lüftli us de Tanne her.

Der Hirt hat nit s Herz, ebes z'antworte, so e schüns Frauebild het e si Lebli nit gsehne, uns wurd em fast wunderli d'Sinn. Do guckt se en a mit ihre schwarze Aue un mit ihrem Mündle, wie Kriese so roth, un seit: Magscht mer nit e Liedle singe? do hobe hört mer nicks als de wilde Waldvögel.

Em Hirte ischs just nit singeri gsi, aber e hett do angfange:

Es schwimmt e Rösli so wiß wie Schnee
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt nümme e Sternle runter,
So dückt's au gli si Kopfle unter.

Witer het er nit singe könne, denn s Mümmele het en angschaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Gründe wär schu im Merze darvun gschmulze. Wenn mer aber Feier zuem Strau thuet, so brennts, un mit em Lösche ischs so e Sach.

Kurz und guet, der Hirt verplempert si so ins Seewible, un si isch au nit vun Stohl un Ise gsi.

Aber alles in Ehre. Se hen kurzwilt un Narrthei triebe, un am End isch der Hirt keck wore, un het em Mümmele e Schmätzle gen, un se het em seldrum d'Aue nit auskratzt.

Beim Abschied aber het se zu em gseit: wenn i au emol nit kumm, so blieb mer vum See weg, un rief mer nit.

E Zitlang ischs so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel werre jetzt allewil klor blibe, aber hinter em isch e gar schwarze Wulk ufgstiege.

Emol loßt si mi Mümmeli zwin Tag mit keim Au me sehen, un do isch em Hirte winne un weh wore, denn mit Lieb ischs, wie mit em Heimweh; mer kann dabei nit rueje noch raste, un mer sot glaube, böse Lüt hättn's eim angethun. Z'letscht kanns der Hirt nimm ushalte, un lauft an de See; do gucke en d'Seerösle an, als wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, und rieft d'Jungfrau bim Namme.

Uf einmol wurds Wasser unruhig, un usm See kummt e Zettergschrei, un e färbt sie mit Bluet.

De Hirte wandelt e Gruse an. Er lauft in de

Berri in, wie wenn en e Geist jage thät; un vun der Zeit an het me nicks me vun em gsehne un ghört.

Schloß Stauffenberg.

Schloß Stauffenberg, noch wohlerhalten, liegt in der badenschen Ortenau, unweit des Dorfes Nußbach, auf hohem Berge.

Ritter Themringer von Stauffenberg, aus fernen Landen auf seiner Burg wieder angekommen, ritt eines Tages nach Nußbach zur Messe.

Da sieht er eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit im schimmernden, geschmeidereichen Gewand auf einsamem Felsen sitzen.

Er grüßt, und sie dankt ihm. Darauf naht er ihr, gibt sein Verwundern zu erkennen, hier und allein eine so schöne Dame zu erblicken, und sie entgegnet ihm, daß sie ihn erwartet, ihm lange schon mit Treue zugethan sei, und ihn bei Todesgefahren, am heiligen Grabe, wie in allen Weltgegenden, beschützt habe; und entzückt über diese Worte, wünscht Themringer sie niemals in seinem Leben wieder zu verlassen.

Sicher soll dieß geschehen, antwortet sie ihm, wenn du allein bist und nach mir verlangst; du wirst nicht

älter werden, und nie soll es dir an etwas fehlen; indeß ist mein Besitz mit der Bedingung verbunden, daß du kein Eheweib nimmst; thust du es dennoch, wird es dir nach drei Tagen den Tod bringen.

Der Ritter schwört, auf diese Bedingung einzugehen, und mit Leib und Leben ihr anzugehören, so lange Gott ihm Leben verleihe. Beide besiegeln den Bund durch Küsse. Zum Unterpfand ihrer Verheißung reicht sie ihm einen goldnen Ring, und bittet ihn nun, seinem frommen Vorsatze nach in die Messe zu gehen. Als er hierauf die Besorgniß äußert, sie allein zu lassen, erwiedert sie, daß ihr jedes Wunsches Erfüllung, und auch der, wohin sie begehre, sogleich zu gelangen, vom Himmel gewährt sei.

Nachdem die Messe beendigt ist, und Stauffenberg auf sein Schloß gelangt und nach der Geliebten begehrt, tritt sie augenblicklich zu ihm ein.

Seligkeit der Lust umgibt das zärtliche Paar in süßer Brautnacht; doch ehe man sich trennt, muß er nochmals strenge Befolgung des gegebenen Versprechens geloben.

Von Neuem zieht Stauffenberg mit ritterlicher Begleitung durch die Länder Europas. Ueberall und zu jeder Stunde ist auf sein Verlangen die reizende Geliebte bei ihm mit den vollsten Beweisen ihrer Liebe.

Durch kriegerische Thaten bekannt und hochberühmt, kehrt endlich Stauffenberg in die Heimath zurück. Geschwister und Verwandte dringen in ihn, sich zu verehelichen. Er antwortet ihnen, daß er noch Ju-

gend und Freiheit genießen wolle, und erklärt endlich, lieber zu sterben, als ein Eheweib zu nehmen.

Beim Wiedererscheinen beklagt seine Braut, doch mit geheimer Freude, die Ursache seines Kummers zu sein, und wiederholt dabei höchsten Ernstes, sich zu keiner Verbindung bewegen zu lassen, welche seinen unabänderlichen Tod nach sich ziehen werde.

Zu Frankfurt erfolgte die Wahl des römischen Königs. Alle Fürsten Deutschlands strömten nach dem Hoflager, und auch Stauffenberg folgte im glänzenden Zuge dahin; er gewann in allen Turnieren den Preis sowie die Herzen der Frauen durch seine Schönheit und seinen Muth.

Der König empfing ihn mit Huld und bot ihm seine Nichte, die Erbin von Kärnthen, zur Gemalin an. Erschrocken wendet Stauffenberg den Mangel an Ebenbürtigkeit ein, und der König versetzt, die Nichte werde auch der Geringste nicht von seiner Hand verschmähen.

Da dringt endlich, bei fortdauernder Weigerung des Ritters, die Priesterschaft in ihn, zu erklären, ob er etwa schon verehelicht sei, und nun offenbart er seine Verbindung mit der Geliebten, und lobt und preist ihre Schönheit wie ihren Edelsinn.

Gewähre uns denn den Anblick deiner Erwählten! riefen Alle aus; und als Themringer Bedenklichkeiten zu erkennen gibt, erhebt sich des Bischofs Stimme: So hast du dich dem Bösen ergeben und bist ein Verdammungswürdiger!

In tiefster Seele erschüttert willigt der Ritter end-

lich in des Königs Wunsch, die schöne Nichte wird ihm verlobt und die Hochzeitfeier auf Schloß Stauffenberg festgesetzt.

Dahin eilte der Bräutigam. Als die Nacht naht, und seine Freundin erscheint, hält sie ihm wehmüthig seinen Meineid vor. Mich dauert deine Braut, denn am dritten Tage nach der Verbindung stirbst du! Nichts kann dein Schicksal wenden. Zum Zeichen der Wahrheit werde ich meinen bloßen Fuß vor der ganzen Tafelgesellschaft sehen lassen; wenn du ihn erblickst, gedenke meiner! —

Mit glänzendem Gefolge erscheint der Brautzug zu Stauffenberg, die Hochzeitfeier wird mit Pomp begangen, Alles überläßt sich den Freuden des festlichen Mahles. Plötzlich stößt es durch die Decke der Bühne, und der schönste weibliche Fuß, der je gesehen ward, wird der erstaunenden Tafelmenge sichtbar.

Stauffenberg fährt zusammen. Wehe, wehe, lieben Freunde, ruft er aus, ihr habt euch und mich ins Unglück gestürzt; in drei Tagen werde ich nicht mehr am Leben sein!

Alles erhebt sich. Man eilt zur Höhe, nirgends ist das Geringste zu entdecken.

Stauffenberg verkündet der weinenden Braut seinen bestimmten Tod, bittet sie liebevoll, seiner Beerdigung beizuwohnen und verlangt den Zuspruch des Geistlichen.

Sie reicht ihm die sanfte Hand, und, an seinem Tode Schuld, gelobt sie ihm, keinem Andern jemals anzugehören.

Darauf nimmt er Abschied, empfiehlt seine Seele Gott und stirbt.

Nach der Bestattung zieht die fürstliche Braut in die. Heimath und beschließt ihr Leben im Kloster.

Noch jetzt zeigt man in einem Gemache des Schlosses Stauffenberg die Oeffnung, welche der schöne Fuß der Jungfrau durch die Wand gestoßen.

Die Schwanenburg.

Von Italien, aus dem Geschlechte der Ursini stammend, kam Herr Dietrich, ein tapferer und streitbarer Mann, an den Rhein. Kaiser Justinian gab ihm das Land Kleve erb= und eigenthümlich, nebst Niemegen, eine feste Burg zur Reichshut. Hier erbaute er später eine noch stärkere, und nannte sich nach ihr einen Grafen von Kleve.

Nach dem Tode seiner Gemalin zog der Graf in ferne Länder, von wo man ihn vergebens zurück erwartete. Daheim auf der Rheinburg blieb die einzige Tochter, welche sich sehr härmte über das lange Ausbleiben ihres Vaters. Viele Jahre vergingen. Oft stand sie auf dem Burgsöller, blickte den schimmernden Rhein=

strom hinab und klagte dem Himmel ihr Leid. Aber der Graf kam nicht wieder ins Schloß.

Da sah sie eines Tages einen schneeweißen Schwan den Rhein herabschweben. Er hatte eine goldne Kette am Hals, an welcher ein kleines Schiffchen hing, und in diesem saß ein äußerst schöner Jüngling, das Schwert in der Hand und ein Jagdhorn an der Seite. Sein Arm ruhte auf einem Goldschild, der mit acht goldglänzenden Zeptern und einem feuerrothen Stein in der Mitte versehen war, welche Zeichen noch jetzt im klever Wappen sich befinden.

Der Schwan nahte der Burg, und der Jüngling richtete sich auf und blickte grüßend nach dem Söller empor. Alsbald kam die Gräfin herab, und bat den Fremdling, mit ihr in die Burg zu gehen.

Der Ritter meldete nun, er komme aus fernen Landen mit Grüßen von ihrem Vater, welcher in Palästina lebe, eines gegebenen Gelübdes wegen jedoch noch nicht heimkehren dürfe; er selbst nenne sich Erlin von der Schwanenburg.

Diese Kunde von dem geliebten Vater freute und tröstete die schöne Gräfin über die Maßen. Sie erkannte in dem Ankömmling einen jungen Ritter, der ihr im Traum erschienen und gesagt hatte, er sei bestimmt, sie gegen ihre Feinde zu beschützen und zur ehelichen Gemalin zu nehmen. Und schon nach den ersten Tagen entspann sich eine so innige Neigung zwischen Beiden, daß ihre Verbindung beschlossen wurde.

Am Vorabend derselben sagte Erlin zu seiner Ge-

liebten: Der Himmel hat mich zu dir geführt; geehrt und siegend wird mein Geschlecht glänzen, doch frage niemals, wer ich bin, noch woher ich gekommen, sonst bin ich augenblicklich verloren und nimmermehr siehst du mich wieder. Gelobe es mir! — Die Gräfin gelobte es ihm und gedachte ihr Versprechen ewiglich zu halten.

Erlin lebte mit seiner Gemalin sehr glücklich, und erhielt drei Söhne von ihr.

Nachdem die Söhne erwachsen waren und die Familie eines Tages sich fröhlich versammelt hatte, sprach die Gräfin, uneingedenk ihres gegebenen Wortes: Geliebter Erlin, um unserer Kinder willen, sage mir jetzo einmal, wer du bist und von wannen du zu mir gekommen?

Da erblaßte der Schwanenritter und rief mit schmerzlicher Stimme: Ach, meine Gemalin, was muß ich hören! du hast dein Gelübde gebrochen, und ich kann von nun an nicht mehr bei dir bleiben! —

Zu spät erkannte die Unglückliche, was sie gethan, und ahnete, was geschehen werde.

Gleich einem Scheidenden berief jetzt der Ritter seine Kinder zu sich ins Gemach.

Er schenkte dem ältesten Sohn Dietrich seinen Schild, sein goldnes Schwert, ernannte ihn zum Grafen von Kleve und bestimmte ihm eine Gräfin von Henneberg zur Gemalin.

Gottfried erhielt als Graf von Leon sein Jagdhorn.

Konrad, dem jüngsten Sohne, gab er seinen Ring und die Landschaft Hessen.

Ritter Erlin verschwand hierauf vor den Augen der Gräfin, und wurde von keinem Menschen je wieder gesehen.

Von unendlichem Gram befallen, starb die Gräfin bald nach dem Verluste Erlins. Aber sie hatte nicht Ruhe unter der Erde, erschien darauf als Geist im Schlosse zu Kleve, wo sie noch jetzt bei wichtigen Veränderungen und Todesfällen gesehen wird.

Einst erschien sie zur Mittagszeit einer Dame, welche in einem Zimmer des Schlosses saß, blieb bei ihr stehen, betrachtete ihre Arbeit, fuhr einige Male mit der Hand darüber hin, sah durch die Fensterscheiben und schwebte dann durch die sich von selbst öffnende Thür wieder hinweg.

Im Jahre 1779 erschien sie einem jungen Mädchen, welches vor ihrem Ausruf: Mach' fort! mach' fort! erschreckt davon eilte und in dem Zimmer der Ihrigen ohnmächtig niedersank.

Die Sage hält Erlin für einen Sylphiden, der aus dem Venusberge gekommen sei.

In einem Thurm des Schlosses zu Köln, der Schwanenthurm genannt, sah man auf alten Tapeten die Geschichte des Schwanenritters abgebildet.

Auf dem klever Schloßthurm befand sich vormals ein goldner Schwan, und man nannte das Schloß die Schwanenburg.

Der Drachenstein.

Zur Zeit, als die Christenlehre das Heidenthum vernichtete, hauste in tiefer Felshöhle am Rhein ein ungeheurer Drache.

Unzählige Opfer brachte das Volk diesem Ungethüm.

Einst stritten zwei Lanzknechte um den Besitz einer Jungfrau von hoher Schönheit, die die christliche Lehre angenommen hatte. Man entschied, daß sie Keiner erhalten und dem Drachen vorgeführt werden sollte.

Alsbald ward das Mädchen vor die Wohnung des Unthiers geführt. Viel Volk folgte, um Zeuge der abscheulichen Handlung zu sein.

Kaum erblickte der Drache die Jungfrau, als er aus der Höhle auf sie zuschoß. Doch ruhig blieb sie stehen; sie zog das Bild des gekreuzigten Erlösers hervor, hielt es dem schnaubenden Thier entgegen, welches plötzlich mit entsetzlichem Gebrüll sich umwandte, in den Wald hinab stürzte und nicht wieder zum Vorschein kam.

Das Volk löste nun die Banden der Jungfrau, und blickte voll Ehrfurcht auf das Kreuz in ihrer Hand.

Nachmals ward das Christenthum auch in dieser

Gegend eingeführt, und ein Gotteshaus an der Stelle erbaut, wo der Drachenaltar gestanden hatte.

Die Burg Eppstein.

Am Oberrhein in der vormaligen Grafschaft liegt das einst feste Bergschloß Eppstein.

Ritter Eppo, der Erbauer der Burg, jagte im tiefen Walde. Da vernahm er eine Stimme, deren süßer Klageton ihn ins Dickicht verlockte, und bald stand er bei einer Felsengrotte, vor der eine wunderschöne Jungfrau saß, welche, als sie seiner ansichtig ward, in Thränen ausbrach.

Der Ritter erfuhr von der Jungfrau, daß sie nach Burg Brennthal gehöre, und von einem boshaften und gewaltigen Riesen, der ihren Vater und Bruder erschlagen habe, geraubt und hier gefangen gehalten werde.

Ritter Eppo nahm sich der unglücklichen Jungfrau an, und gelobte, den Riesen zu bekämpfen und sie frei zu machen.

Die Gefangene bat ihn darauf, gen Brennthal zu gehen und ein Netz zu holen, das ihr Vater einst

aus dem gelobten Lande mitgebracht habe. Dieses sei von wunderbarer Stärke und reiche hin, den Riesen, wenn er in Schlaf verfallen, gefangen zu nehmen, und ihre Flucht zu begünstigen.

Der entschlossene Eppo machte sich auf nach Brennthal, er erhielt das Netz, eilte und übergab es der harrenden Jungfrau, welche hocherfreut ihn empfing.

Gegen die Mittagsstunde stieg der Riese den Berg hinauf, ließ sich sorglos im Schatten einer hohen Eiche nieder, und sank in festen Schlaf.

Da spannte die Jungfrau das Wundernetz über ihn und zog es zu. Beim Erwachen fuhr der Gefangene empor und strengte sich an, seiner Haft zu entkommen. Aber es war zu spät, der Ritter rollte den Rasenden den zackigen Felsen hinab, der sein Gebein zerschellte.

Mit ihrem Retter floh nun die freie Jungfrau auf dessen Burg und wurde seine Gemalin.

Da, wo der Riese geruht, erbaute der Ritter eine Burg und nannte sie Eppstein. Die ungeheuern Gebeine des Todten hing er am Burgthor auf.

Burg Habsburg.

Als Burg und Stamm der aargauischen Grafen von Habsburg noch im höchsten Glanze standen und eines Abends der Graf vom Burgsöller in die schöne Landschaft herabblickte, sah ein Hirte zu ihm auf, dessen Herde am buschigen Schloßberg weidete.

Unser Burgherr dort, rief er aus, ist so reich und so karg im Wohlstande, ach, hätt' ich einmal nur etwas von seinem Ueberfluß, ich armer Mann!

Betrübt lehnte der Hirt sich auf seinen Stab und drückte ihn tiefer in die Erde. Da war es ihm, als wenn er etwas Hartes berühre. Er grub nach und ein Klumpen Metall schimmerte ihm entgegen, der beim Anstoß einen hellen Klang von sich gab.

Er nahm und trug den Fund zu einem Goldschmied nach Bern, welcher sagte: Laßt mir das Stück, ich will's euch lohnen, und gab dem Armen reichlich dafür.

Nach einiger Zeit ritt Graf Habsburg zur Werkstätte des berner Goldschmieds. Er verlangte eine Goldkette, die vom feinsten Golde und bald fertig sein müsse. Der Meister versprach sie zu liefern und brachte eine Kette vom subtilsten Gold nach der Burg.

Der Graf betrachtete sie mit Wohlgefallen, dann sprach er: Das Gold ist so fein, wie das meiner Mar-

ken, sag' mir, Goldmann, wo du's her hast, es muß von dem meinigen sein. —

Der Goldschmied erschrak, wollte nicht sagen, wie es ihm zugekommen, doch als der Graf in ihn drang, bekannte er, es von dem armen habsburger Hirten für gute Münze eingelöst zu haben.

Der Hirt, welcher eingezogen und befragt wurde, gestand Alles; er sagte, daß er sich aus Herzensgrund etwas von Gott erbeten, und da hätte auf einmal sein Stab das Metall unter der Erde berührt.

Wild fuhr der Graf gegen den armen Hirten, nannte ihn einen Betrüger, der das Gold seinen Gruben entrissen, und ließ ihn auf die Folter legen.

Die Schmerzen, die der treue Knecht erdulden mußte, waren fürchterlich. Seine Frau und Kinder warfen sich gnadeflehend vor dem Grafen nieder. Er hörte sie nicht.

Da verfluchte der Unglückliche, ehe er seinen Geist aufgab, den grausamen Burgherrn und sein Geschlecht. Der Graf vernahm den Fluch und schauderte zusammen.

Von diesem Tage an kehrte Unglück in die Burg ein. Der Graf ertrank in der Aar, und jedesmal starb das Erstgeborne in der Familie eines plötzlichen Todes, so lange die Habsburger regierten.

Schloß Iberg.

Das Schloß Iberg, Anno 1258 erbaut, liegt auf einem hohen Felsen im St. Gallenschen Hofe Wattweil in der Schweiz. Noch vor einigen Jahren befand es sich in ziemlich gutem Zustande, ist aber seitdem, seiner Baufälligkeit wegen, nicht mehr bewohnt.

Der Sage nach hausen auf Iberg die Geister der grausamen Zwingherren. In frühern Zeiten sollen sie ihr Wesen arg getrieben, später aber ruhiger geworden sein.

Allnächtlich nahten die Schloßgeister den Bewohnern Ibergs, öffneten die Thüren, und warfen sie dann bei ihrem Entfernen mit solcher Heftigkeit zu, daß Alles ringsum davon erzitterte.

Ueberall hat man sie wahrgenommen. Auch haben sie die Kinder in der Wiege geschaukelt.

Die Klöster Gfenn und Pfäfers.

Bauduin, König von Jerusalem, war aussätzig. Alle Mittel, die er gegen das Uebel gebrauchte, waren vergeblich. Herzinnigen Gebets wandte er sich nun an den Himmel, ihn von dieser bösen Krankheit zu heilen.

Vom Schlaf überwältigt, hörte er eine Stimme, die ihm befiehlt, über Meer zu segeln mit Allen, auf deren Häuptern Kreuze leuchten würden; an einem Orte des festen Landes werde sein Pferd niederknien und er seine Gesundheit wieder erhalten.

Beim Erwachen versammelt der König das Volk am heiligen Grabe und meldet ihm den Wundertraum; er erblickt Kreuze auf den Häuptern mehrer seiner Gefährten und eins in seiner Hand.

Hierauf rüstete er sich zur weiten Meeresreise, kam zu Venedig an und bestieg ein Pferd. In lieblicher Jünglingsgestalt führte ihn ein Engel von da nach Seedorf am Fuße des Hartenbergs in der Schweiz, und wie der Engel den Zaum des Königspferdes berührt, senkt dieses sich aufs Knie das Haupt neigend.

Der König betete laut.

Da rief der Engel: Steh' auf, Bauduin, du bist befreit von deinem Leide! —

Und der König war gesund und ging in die Benediktinerkirche, Gott für diese Gnade zu danken.

Der himmlische Führer reichte Bauduin eine Schrift, worin er ihn aufforderte, Sanct Lazarus ein Bethaus zu stiften. Er gelobte es, und gab die Schrift Lorenz von Poitiers und Rudolf von Montfort, seinen getreuen Vertrauten und Rittern des heiligen Lazarus.

Dann zog er weiter, und als er ins Dorf Gsenn, im Canton Zürich, kam, hielt sein Pferd, ohne von der Stelle zu weichen. Bauduin glaubte Gott einen neuen Beweis seiner Liebe geben zu müssen, und stiftete allda das Kloster.

In romantischem Felsengrunde, am Ufer der Lanquart bei Marschlins, im Canton St. Gallen, liegt das Kloster Pfäfers oder Pfeffers.

Es wurde nach der Regel des heiligen Benedikt von Primanus, Bischofs von Meaux, im achten Jahrhundert gestiftet.

Als ein Zimmermann sich beim Holzfällen verwundete, kam eine Taube, nahm einen blutbesprengten Span, flog damit über den Rhein in die Höhe des jenseitigen Waldes, und ließ ihn hier vom Gipfel eines Lärchenbaumes zur Erde fallen.

Der Bischof hielt dieß für ein höheres Zeichen und gelobte Gott daselbst eine Wohnung zu bauen.

Am Kloster sieht man ein Bild von Stein, das eine Taube vorstellt, die einen Holzspan im Schnabel trägt, welches diese Begebenheit andeutet.

Burg Balm.

Unweit Solothurn in der Schweiz erhebt sich eine steile Felswand, deren Hörner rauh und wild in die Höhe starren. Es ist die Balmflue, an deren Fuß, wie in einer großen Höhle, die Ruinen der Burg Balm liegen. Sie sind von wildem Gestrüpp und Epheu dicht verwachsen und von Molchen und Kröten bewohnt.

Nach der Meinung des Volks soll vor Zeiten auf der Matte unterhalb Hubersdorf noch eine Burg gestanden haben, von der aber nichts Näheres bestimmt werden kann. Noch heute stößt der Landmann beim Umackern des Bodens auf altes Gemäuer.

Einst wollte es der edeln Frau dieser Burg nicht mehr behagen, mit ihrem Gatten die Liebe zu theilen, dieweil er alt und mürrischer Laune war. Viel lieber sah sie den Herrn von Balm, dem sie von ganzer Seele hold war. Ob solcher Untreue zürnte ihr Gemal, störte ihre Minne unaufhörlich und strafte die treulose Frau nach Gebühr. Diese machte daher mit ihrem Buhlen den Plan, ihren Mann aus dem Wege zu räumen.

Zur Ausführung dieses Anschlags gab das bösartige Weib folgenden Rath: Bei dunkler Nacht, sprach sie zu dem Buhlen, wenn du durch das Bogenfenster

ein helles Licht schimmern siehst, alsdann ergreife dein Gewehr, ziele gut nach diesem Licht, drücke los und der Pfeil wird meinen Mann nicht verfehlen, denn gerade vor seine Brust will ich das Licht stellen, indeß er in alten Urkunden blättert.

Also sprach das böse Weib, dem der Satan diese Worte eingegeben hatte.

In der folgenden Nacht, da kein Stern am Himmel glänzte, ging Balm zur bestimmten Stunde, mit spitzem Pfeil versehen, vor das Fenster, er sah das Licht, zielte und schoß, und vom Fenster aus gab die Buhlerin voll satanischer Freude das Zeichen, daß er gut getroffen habe. Doch nicht lange konnte er der Liebe pflegen. Sein Gewissen und der Schatten des Gemordeten quälten ihn unaufhörlich, auch verfolgten ihn bei Tag und Nacht die Freunde des gemordeten Balm, also daß ihm die Heimath zu enge wurde. Nachdem er dem Pferde die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, die Verfolger zu täuschen, ritt er in steter Angst über das Gebirge und flüchtete in ein fremdes Land, wo er noch einen König tödtete. Dort ist er zuletzt elendiglich gestorben.

Die Buhlerin entging dem verdienten Lohne nicht; lebendig führte sie der Teufel von dannen. Noch ist in der Flur der gähnende Spalt zu sehen, wo der Böse mit ihr zur Hölle fuhr.

Der letzte Herr von Balm, nachdem er, grausamer als seine Vorfahren, die Unterthanen durch Frohndienst und Abgaben gedrückt, beschloß seine Tage als Schweinhirt in Günsperg, nachdem er, zur Vergeltung für

seine Unthaten, durch widrige Schicksale all sein Vermögen verloren hatte.

Von jeher haben in den Ruinen von Balm, sowie am Fuße der Flue, Leute verborgene Schätze zu finden geglaubt, und den Boden allenthalben aufgewühlt.

Zu gewissen Zeiten sonnet eine Frau in schneeweißem Gewande große Schätze von Gold, Silber und glänzendem Edelgestein. Wer dann auf die Schätze ein gewisses Pulver werfen kann, wird ihrer mächtig werden, doch wehe dem, der es nicht hat, — rücklings stürzt er über den Felsen zur Strafe für seinen Frevel. Aber Niemand findet sich, der das Pulver zu bereiten versteht, und so bleibt der Schatz unberührt.

Die Sanct Martins- oder Schlacht-Kapelle.

Am Luzernersee wohnte die Gräfin von Meggen, die einem Ritter von Hünenberg in Liebe zugethan war. Sie besuchten einander auf ihren Burgen. Feindselig lag Küßnacht zwischen ihrer Minne und wurde von den Hünenbergern und denen von Meggen oft und viel beschädigt.

Wie einmal die Gräfin nach Hünenberg hinüber wollte, zündete sie das Dorf an. Auf das Feuerzei-

chen des sich röthenden Himmels und auf den Ruf der Hörner am Rigi kam viel Volk zusammen. Die Gräfin mit ihrer Rotte ward auf der küßnachter Allmend ereilt, und nach verzweifelter Gegenwehr mit allen den Ihrigen getödet.

Zur Weihe dieses Tages soll dort St. Martin eine Kirche erbaut haben, ihr Inneres aber mit Schlachtstücken ausgemalt gewesen sein.

Bei der Kapelle wurde in neuer Zeit ein goldnes Abzeichen gefunden.

Die Schlacht fiel vor im Jahre 1352.

Burgen Bichelsee und Haselberg.

An der Grenze der Grafschaft Kyburg lag die Burg Bichelsee, von welcher noch jetzt auf zwei Hügeln Ruinen zu sehen sind.

Nicht weit von der Burg zwischen Wiesen und Feldern liegt der schöne Bichelsee.

Ueber diesen See soll einst eine Kette, von der heutzutage keine Spur mehr vorhanden ist, bis zur Burg Haselberg auf jenseitigem hohen Berge gezogen gewesen sein, welche einem Eichhörnchen als Brücke diente, um in gefahrvollen Zeiten Briefe von einem Burgherrn zum andern zu tragen.

An der Stelle des Bichelsees, in dessen dunkelgrüner Fluth sich die nahen waldigen Hügel spiegeln, war einst ein Eichwald, der einer frommen Wittwe gehörte. Aber derselbe wurde ihr von einem Nachbar entrissen und ihre Klage fand kein Gehör.

Da verwünschte sie den ihr freventlich geraubten Wald, und die Erde erbebte, ein schrecklicher Sturm brach los, feurige Zeichen drohten am Himmel, und als der Tag wieder anbrach, breitete sich ein See über den verschwundenen Wald aus. Lange Zeit zerrissen die Fischernetze an den aus der Tiefe emporstrebenden Eichen.

Das Volk glaubt, der See sei unergründlich, und stehe durch verborgene Ruinen mit weitentlegenen Gewässern in Verbindung.

Riese Gargantua.

Ehe der heilige Donat, Erzbischof von Besançon, das Greyerserland zum Christenthum bekehrt hatte, betete das heidnische Volk einen riesenhaften Götzen an, den man Gargantua nannte.

Dieser Riese war so ungeheuer groß, daß er mit einem Fuß auf der Spitze des Birrenberges, mit dem andern auf dem Gipfel des Giblour stand, und

sich niederbeugend die Saone dergestalt austrank, daß während drei Tagen das Flußbett trocken blieb, bei welchem Anlaß er die Felsblöcke zum Bau der Tügy- oder Teufels-Brücke mit seinen gewaltigen Händen ohne Anstrengung herbeitrug.

Dieß ist die Sage von der Tügy-Brücke zu Freiburg in der Schweiz.

Die Wildenburg.

Im Canton Sanct Gallen, am Wege nach Gambs hinaus, liegen einsam, von den schönsten Tannenbäumen umzäunt, in deren Gipfeln die Raben hausen, auf würfelförmigem Kalkfelsen die Ueberreste der Burg Wildenburg, aus welcher ein viereckiger, etliche dreißig Fuß hoher Thurm hervorragt.

Die uralte Sage erzählt, daß auf Wildenburg ungeheure Schätze in Schutt und Sand verborgen liegen, welche von zehn der häßlichsten Kobolde und Gnomen gehütet werden.

Diese bösen Geister sollen die Zwingherren sein, welche zum Schrecken des Volks auf der wilden Burg wohnten, und die nun zur ewigen Strafe, Tyrannen zur warnenden Lehre, in den schrecklichsten Gestalten

ihr zusammengestohlenes Gut Tag und Nacht bewachen müssen.

Um Mitternacht, wenn kein Sternchen glimmt, kriechen sie aus ihren Höhlen hervor, springen umher, leuchtend wie Irrwische, raufen sich in den Haaren und toben und heulen, daß es den Leuten in der Nachbarschaft durch Mark und Bein geht und die Alpen erschüttert. Zu gewissen Zeiten ändern sie die Gestalt. Das eine dieser Ungeheuer ist jung und frisch, das andere alt und kränklich, und ein drittes schwarz. Bald erscheinen sie als Riesen, bald als Zwerge mit Höckern, zuweilen als Hunde, Katzen, Schweine und Böcke. Wenn die Quatember- oder andere heilige Zeiten nahen, spuken sie in der Gegend weit umher.

Dem wildenberger See entlang, worin schon mancher Berggeist umkam, wandelt eine alte Matrone, welche, wird sie Jemand gewahr, eifrig die Hände reibt und klagt und winselt. Dem Wanderer nahe, rümpft sie die Nase, durch deren allmälige Verlängerung ein enormer Rüssel sich bildet, womit sie nach Beute hascht. Glücklich wer dann im Schleier der Nacht Schutz und Rettung findet.

Weiter stößt man auf einen gewaltigen Mann, mit großem breitgerändertem Hut und gehüllt in eine schwarze Kutte; endlich sieht man mitten auf dem Wege ein Ungethüm mit Zigeunerbart und Räuberblick.

Diese Ungeheuer leben zusammen in ewigem Hader. Tritt einmal ein ruhiger Augenblick ein, so

sitzen sie um ihre großen Kessel, und zählen schäkernd ihr Gold. Plötzlich werfen sie dann Alles wieder hin, sich selbst mit geballten Fäusten schlagend, und so quälen sie sich, bis endlich die ausgestandene Pein ihre verübten Grausamkeiten sühnen wird.

Nach ihren Schätzen waren schon Manche lüstern, aber von den Eingebornen hat keiner das Herz, sich mit den mächtigen Gnomen zu schlagen, die an der eisernen Pforte der grauenvollen Gewölbe strenge Wache halten.

Da geschah es, daß aus den Laguneninseln des adriatischen Meeres viele Menschen auswanderten, und sich in allen Winkeln der Erde zerstreuten. In Wildhaus, einem Dorfe, unweit der Burg, kannte man sie unter den Namen «Venediger», und sie wurden als Hexenmeister und Tausendkünstler geehrt und gefürchtet.

Ein Solcher hatte auch Lust, die häßlichen Geizhälse n der Burg zu plündern, sann aber vorerst auf ein Mittel, wie er sie [wohl blenden könnte. Nach langem Grübeln beschloß er, die Ungeheuer mit der sogenannten «weißen Ziegenkrautblume» zu bannen, welche jedoch äußerst selten gefunden wird. Unermüdlich durchstrich er die höchsten Alpen, bis er sie endlich entdeckte.

Nun machte er sich muthig auf den Weg zur berüchtigten Höhle. Beim wildenburger See stieg er in den unterirdischen Gang hinab, der vor Zeiten in die Burg führte, und nach wenigen Minuten stand er an einer großen eisernen, mit schweren Barren

kreuzweise befestigten Thür, die sich ihm auf die Berührung der Zauberpflanze krachend öffnete. Und er betrat eine finstere Felsenkammer, die nur zuweilen vom Glanze des Goldes, wie von einer Wetterleuchte feurig erhellt wurde.

Furchtlos und ohne Zaudern legte er nun Hand ans Werk, raffte von den zahllosen Goldklumpen, die an den Wänden herumlagen, so viel er tragen konnte, zusammen, und versprach sich schon zum Voraus, recht bald wieder zu kommen, als ihn auf einmal, da er eben gehen wollte, mit leisem Wimmern ein unsichtbares Wesen umschwebte, und ihm vernehmlich die Mahnung zuflüsterte:

Laß's Best' nicht liegen! Laß's Best' nicht liegen.

Darob erschrak der goldgierige Mann. Dem wohlmeinenden Rathe gehorchend, besah er seine reiche Beute noch einmal, und eilte dann schaudernd von dannen. Erst nachdem sich die Thür unter Donnergetöse geschlossen, bemerkte er, daß er das Beste vergessen hatte: die weiße Ziegenkrautblume.

Von nun an wagte sich Niemand mehr dahin, lieber grub man sich Gold im Gebirge, dessen Eingeweide an diesem köstlichen Metalle so reich gewesen sein sollen, daß einst ein anderer Venediger, der durch seine Zaubereien das Leben verwirkt hatte, eine goldne Kette um die Stadt Lichtensteig zu schmieden versprach, wenn er begnadigt würde. Ob er es gethan, oder was aus ihm geworden, wird nicht weiter erzählt.

-- Ueber den Sturz der Wildenburg, welchen das Volk im Kampfe für Freiheit gegen die letzten Vögte errungen haben will, meldet noch heute die Sage Folgendes.

Bis ins fünfzehnte Jahrhundert lebten und webten, bald streng, bald mild, dort auf sicherm Felsenthrone, wo wilde Kobolde jetzt hausen, adliche Herren. Diese führten ein wahrhaft freiherrliches Leben, nur der eigenen Willkür folgend. Ein Haus hatten sie, das war größer, fester und reicher ausgeschmückt als der Grafensitz Werdenberg unten am Rheinstrome. Was die Kunst damals Köstliches spendete, prangte in goldnem Schimmer in den Sälen, was den Gaumen gelüstete, wurde in der weiten Küche stündlich zubereitet. Unter der Menge der ausgesuchtesten Speisen und Getränke bogen sich die Tische. Von Arbeiten wußten die Herren nichts; gab es etwas zu thun, so wurden die Hirten oder Sennen dazu gebraucht. Selbst ihre Knechte hatten es besser, als der Pfarrer oder Ammann im Dorfe. Damals gab es noch Bären und Wölfe genug, Gemsen traf man in ganzen Herden an. Wollten die Herren nur jagen, so riefen ihre Hörner die Hirten vor die Burg. Dann zogen sie aus, die Doggen und Windhunde voraus, hintennach die Jäger zu Fuß oder zu Pferd, mit dem Hirtentroß die ganze Gegend, Alpen und Wälder durchstreifend. Kamen sie einem Wolf, Bären oder einer Gemsenschaar auf die Spur, mußten die Hirten springend und schwitzend sie in eine Waldecke zusammentreiben, damit sie die Jäger

bequem schießen konnten. Erst Abends spät, wenn der Schimmer der untergegangenen Sonne an den kahlen Wänden im Westen längst erbleicht war, ertönten die Hörner zur Rückkehr. So mußten die armen Menschen, ärger als die Hunde, den adlichen Herren auf der Wildenburg dienen. Doch meinten diese es noch christlicher mit ihnen als ihre Nachfolger.

Die Herren auf der Wildenburg starben aus, und es kamen auf ihren kühnen Felsensitz wilde Vögte, wahre Tyrannen. Die hätten auch gern in Saus und Braus gelebt, weil ihnen aber die Mittel dazu fehlten, halfen sie sich durch Raub, der manche Sennen in große Noth brachte. Des Tages sandten sie ihre Knechte in die Ställe, auf die Weiden und Alpen, wo sie Ochsen, Kühe, Rinder, oder Butter und Käse mitnahmen. Ließ einmal ein furchtloser Mann einem solchen Diebe seine starken Knochen fühlen, so fand er im finstern Kerker den Tod. Wußten sie irgendwo eine hübsche Sennentochter, die führten sie gewaltsam auf ihre Burg, wobei sie auf ihren Zügen, die sie regelmäßig alle Nächte wiederholten, raubten, was sie fanden. Noch errinnert der Wald über der Simmi, der «blutlose» genannt, an manche Verbrechen, die dort von ihnen verübt wurden.

Lange litten so die wildenburger Unterthanen alles Ungemach mit sklavischer Unterwerfung. Als aber die Gräuelthaten sich immer mehr häuften, die Mißhandelten keine Linderung ihres traurigen Zustandes voraussahen, und da sie überdem wußten, wie so häufig schon freie Männer zur Rettung persönlicher

Freiheit solche Zwinghäuser ungestraft überrumpelt und die Zwingherren daselbst gemordet hatten, da wurde die Lust nach Rache reger in ihrer Brust. Sie schwuren den Tyrannen und ihrem Höllenneste den Untergang.

In einer finstern Nacht, als diese, keine Gefahr ahnend, auf Raub auszogen, stellte sich eine Schaar in den Burgwald auf die Lauer. Plötzlich fiel sie aus ihrem Hinterhalt und erschlug jene, nach kurzem blutigem Kampfe.

Jauchzend kehrten die Tapfern heim. Jung und Alt erschraken freudig, als sie den Tod ihrer Unterdrücker vernahmen. Aber noch war die That nicht ganz vollendet. Einer war noch in der Burg zurückgeblieben, der bis jetzt vergebens zu entfliehen gesucht hatte. Eben wollte er sich mit einem Sprung durchs Fenster retten, da sah's ein geschickter Schütze: die Bogensehne schwirrte und der Pfeil durchbohrte das Herz des letzten Vogts auf der Wildenburg.

Kaum hatte das Volk hiervon Kunde, so versammelte es sich jubelnd um die Burg, warf, zur Vollendung des Werkes, brennende Fackeln hinein, und bald verkündete die Gluth am nächtlichen Himmel ihren letzten Tag. Prasselnd fiel das Gebäude der Gewalt, nachdem es Jahrhunderte lang der Zeit und den Menschen getrotzt hatte, zusammen. Auf seinen Trümmern beschwuren die freien Wildenburger, im Frohgefühl der Befreiung von vögtischer Tyrannei, den Bund für Freiheit und gegen Unterdrückung.

Dieß und noch mehr erzählen die Wildhauser von der Zerstörung ihrer Burg. Noch ragt aus dem

Schutt, gleich einer Warnungstafel und als bleibender Zeuge, die Hälfte ihres Thurmes hervor, in dessen Gemäuer, über geraubtem Gut, zwischen Kröten und Vipern, die Gespenster der geopferten Vögte als heulende Geister herumirren.

Burg Steinach.

Bei Arbon und seiner hohen Burg vorüber, in welcher der unglückliche Königssohn Konradin seine Jugend verlebte, längs dem Bodensee und dem Städtchen Rorschach zu, oberhalb dem Dorfe Steinach, erblickt man am Rande des Bergrückens gegen die See hin einen grauen Thurm mit breitem Ueberbau, der wie ein Riesenhut auf dem weiten Mauerstocke sitzt. Es ist die Burg Steinach, oder, nach dem Volksausdruck, die Steiner- oder Stauerburg.

Die Gegend ist hier von wunderbarer Schönheit.

Auf dieser alten Burg lebte im Anfang des zwölften Jahrhunderts der bekannte Dichter der Ritterzeit, Blikker (Bligger) von Steinach, als Stammherr. Aber in den Gemächern, in welchen der edle Minnesänger wohnte, treiben jetzt Eulen und Marder, wie Gespen-

ster der Abgeschiedenen, sich umher. Die Burg sank in spätern Zeiten in Ruinen; von ihren Mauern und Doppelgraben ist wenig mehr übrig; nur der alterthümliche Thurm steht noch.

Der letzte Burgmann von Steinach lebte als rauher gefühlloser Herrscher einsam auf seiner Burg. Die Unterthanen erschraken, wenn der Zwingherr aus seiner Festung trat; denn ohne Erbarmen und aufs Härteste züchtigte er die, welche ihm nicht gefielen oder seinen Befehlen ungehorsam waren. Sein Herz verschloß sich vollends, als eine bittere Fehde zwischen ihm und dem Herrn von Wartensee ausbrach. Mit kaltem Blute verbrannte er die Dörfer und Höfe, und erschlug die Leibeignen und Knechte seines Feindes nebst Weibern und Kindern. Wartensee suchte umsonst seinem Gegner beizukommen. Bei Tage war er immer wohlbewacht, wenn er auf die Jagd ritt, und in der Nacht zog er die Fallbrücke auf, schob gewaltige Riegel vor das Burgthor, und blutgierige Hunde wachten hinter den Mauern.

Ein Mädchen endlich, das bei dem Herrn von Steinach hauste, wurde von dem von Wartensee gewonnen. Dasselbe sollte, wenn sein Herr zur Nachtzeit am Fenster sitze, das gegen Wartensee hinauf schaut, ein weißes Tuch heraushängen.

Es geschah, und sogleich flog ein Pfeil durch das Fenster und durchbohrte Rücken und Brust des Zwingherrn mit solcher Gewalt, daß die Spitze im Tische stecken blieb.

Den Blutflecken dieses Mordes vermochte kein Wasser zu vertilgen.

Die Sanct Lorenzkirche.

Unfern vom Schlosse Ortenstein in Bündten liegt auf grünem Waldberge die St. Lorenzkirche; sie soll im neunten Jahrhundert von einem heiligen Manne, genannt Eusebius Scotus, gestiftet worden sein, welcher in der Klosterkapelle begraben ward.

Es ist eine uralte Sage, daß in den Tiefen des Klosters ein ungeheurer Schatz verborgen ist, der aber von Niemand gehoben werden kann.

Ein greiser Mann und eine schöne Jungfrau sind seit undenklicher Zeit bestellt, diesen Schatz zu hüten, kein Mensch wagt, der gräßlichen Erscheinungen wegen, die sich hier zeigen, in der Nacht dem Berge zu nahen.

An Sonntagsmorgen sehen Leute zuweilen das junge Mädchen in ihren lichthellen Haaren am Berghang regungslos sitzen, als erwarte sie Jemand. Auf das geringste Anreden aber verschwindet sie.

Schloß Greyers.

Das Schloß Greyers oder Gryerz liegt in einem herrlichen Alpenthale auf dürrem Hügel, den es krönt. Alle Zugänge zu demselben sind steil und mühsam.

Margeretha, die Gemalin des Grafen Rudolph von Greyers, war mehre Jahre kinderlos, was sie sehr betrübte. Sie nahm ihre Zuflucht zu Wahrsagern und Zeichendeutern, allein ohne Erfolg. Gleiche Bewandtniß hatte es mit Wallfahrten, die sie zu Lausanne und zu Einsiedeln verrichten ließ. Kam ein Gast oder ein Bekannter in das Schloß, so klagte sie ihm ihre Noth, ihren Kummer, der ihr keine Freude auf der Welt gönne. Jedermann hörte ihre Klagen mit Theilnahme, und sprach ihr Geduld und Zuversicht zu. In ganz einfacher, mehr ärmlicher als reicher Kleidung, begab sie sich jeden Abend, sobald es zu dämmern anfing, in die Schloßkapelle, dem heiligen Johann Baptist geweiht, wo sie inbrünstig um einen Sprößling des gräflichen Hauses betete.

Eines Abends hatte sie dort länger verweilt als gewöhnlich, sie lag auf ihren Knien und weinte und flehte um einen Sohn. Da trat bei der spärlichen Beleuchtung einer Lampe ein armer Bettler, genannt der lahme Hans, in die Kapelle. Dieser

einfältige verkrüppelte Mensch, der von den Wohltha-ten seiner Mitmenschen lebte, war von Allen gekannt und stets wohlgemuth. Gab man ihm ein Almosen oder wies ihn schnöde ab, dankte er nichts destoweniger und sagte: Vergelt's euch Gott und die heilige Jungfrau, die euch geben möge, was euer Herz verlangt.

Der lahme Hans kniete ebenfalls an den Stufen des Altars und verrichtete sein Gebet. Als er die tiefbekümmerte weinende Gräfin erblickte, die er nicht kannte und für ein armes Weib hielt, das zu Hause keinen Bissen Brot hat, um die Kinder zu sättigen, und deßwegen den Himmel und alle Heiligen um Trost und Hilfe anspricht, nahm er seinen Bettelsack, zog ein Gerstenbrot und ein Stück Käse hervor, das ihm barmherzige Leute um Gotteswillen geschenkt hatten. Davon gab er der jammernden Gräfin die Hälfte mit den Worten: Hier hast du 'was, den Hunger deiner Kinder zu stillen; ich gebe was ich habe, Gott und die heilige Jungfrau werden helfen. Ohne den Dank der betrübten Frau abzuwarten, entfernte sich der Bettler so eilig, als es seine lahmen Füße erlaubten.

Die Gräfin hielt diese unerwartete sonderbare Gabe für ein gutes Zeichen, und kehrte bei hereinbrechender Nacht ins Schloß zurück. Hier erzählte sie ihrer alten Amme Zika (Franziska), was ihr soeben begegnet sei. Die Amme, welche die Gräfin vom Schlosse Aubonne mitgenommen hatte, um sie lebenslänglich zu versorgen, war darüber höchst erstaunt. Kaum

hatte die Gräfin ihren Anzug geändert, so kam Graf Rudolph unter fröhlichem Hörnerschall mit einigen Rittern von der Jagd zurück.

Mit heiterer Miene trat die Gräfin den Ankommenden entgegen, hieß sie willkommen, und ließ ihnen Wein in silbernen Bechern durch einen Edelknaben reichen. Ihnen folgte der ehrwürdige Schloßpfaffe, Joseph Rüffieur. Man setzte sich bald zur Tafel und verweilte lange bei derselben. Als die Müden tapfer gegessen und getrunken hatten, sprach die Gräfin: Mein theurer Herr und Gemal! Ich möchte euch um Erlaubniß bitten, mit diesen hier anwesenden edeln Rittern und Freunden mein eigenes Mahl zu theilen.

Der Graf gewährte ihr den bescheidenen Wunsch.

Hierauf erhielt der Edelknabe Befehl, die alte Zika zu rufen. Sie kam und brachte zwei bedeckte silberne Schüsseln. Mit eiliger Hast hob der Graf die Deckel auf, und war ganz verstummt und beschämt zu sehen, daß nichts in den reichen und kostbaren Gefäßen sich befand, als rauhes Brot und magerer Käse. Was hat das zu bedeuten? fragte er seine Gemalin. Da erzählte die Gräfin treu und wahr mit liebenswürdiger Anmuth, was ihr mit dem lahmen Bettler begegnet sei, wie er sie für ein dürftiges Weib gehalten und, selbst arm, aus rührender Mildherzigkeit beschenkt habe.

Die Anwesenden waren über diese Erzählung äußerst verwundert, staunten sich an und wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Die Gräfin

gab allen Tischgenossen ein Stück vom Almosenbrote und Käse. Sie selbst aß davon und sprach: Ich hatte große Freude, mein Brot den Armen zu spenden, allein ich hatte eine noch größere, es aus den Händen des Bettlers, als armes Weib, zu empfangen, und mich zu überzeugen, daß auch unter dem zerrissenen Wamms des dürftigen Menschen ein fühlendes Herz schlägt. — Indem sie sich umblickt, sieht sie den Edelknaben, Polet von Grüningen, dessen Vater in den Fehden mit den Wallisern getödtet worden, reicht auch ihm ein Stückchen Brot und Käse, und sagt: Nun, lieber kleiner Freund, nimm auch deinen Theil von dieser barmherzigen Gabe, du sollst Alles mit mir gemeinschaftlich haben, als wenn du mein Sohn wärst, da ich es deiner Mutter auf dem Todtenbette versprochen.

Der Edelknabe küßte die weiche weiße Hand, die ihn beschenkte, und sagte mit gerührter Stimme: Edle Frau, als ihr euch der elternlosen Waise annahmt, empfand ich große Freude, wie soll ich aber ausdrükken, was jetzt mein Herz empfindet!

Da sprach der alte Schloßpfaffe, Joseph Rüffieur: Edle Herren! Gott und die heilige Jungfrau lohnen die da arm sind am Geiste. Mir ahnet, der Wunsch des Bettlers werde in Erfüllung gehen. Dann schenkte er Wein in alle Pokale, segnete sie mit dem Zeichen des Kreuzes, und rief mit lauter Stimme: Edle Frau, Gott und die heilige Jungfrau Maria werden euch geben, was euer Herz verlangt. Nun erhoben sich alle Gäste, und tranken mit feierlicher Andacht

auf Margarethens Gesundheit, und auf einen männlichen Nachkommen, da sie wohl wußten, welch sehnliches Verlangen sie nach einem Sohne hatte.

Noch war ein kleiner Rest in den Schüsseln nicht aufgezehrt, so reichte ihn die Gräfin der Amme. Diese wollte aber nichts davon genießen und erklärte, erst am Tage, an welchem durch die Geburt eines Sohnes der Gräfin Wunsch sich erfüllen würde, werde sie die wunderbare Gabe verzehren, welche bis dahin in dem kostbaren Gefäße aufbewahrt bleiben solle. Sie trug die Schüssel weg, und verschloß sie sorgfältig.

Nach neun Monaten schenkte die Gräfin dem hocherfreuten Gatten einen schönen und gesunden Knaben und Erben. Eilboten wurden sogleich nach allen benachbarten Schlössern gesandt mit der frohen und glücklichen Kunde, und als die geladenen Gäste erschienen, wurde der Nachkömmling des Hauses feierlich getauft.

Zum Andenken an diese Begebenheit hatte die dankbare Gräfin den lahmen Hans umkleiden und ins Schloß rufen lassen, wo er den Rittern und Frauen vorgestellt und von Allen beschenkt wurde. Von nun an mußte er in der Burg bleiben, wo er bis ans Ende seiner Tage sorgfältig gepflegt ward.

Als der junge Graf getauft wurde, aß Zika ihren Antheil an jenem Brot und Käse, kniete vor dem Wochenbett ihrer Gebieterin, und sprach: Vielgeliebte Frau, ich habe es euch ja stets gesagt: Wer gibt,

dem wird gegeben! — Gott erhalte euch, euer Haus, und euern theuern Sohn! —

Die Jungfrauenhöhle.

Beim Flecken Augst, unweit Basel, liegt eine Höhle, die man die Jungfrauenhöhle nennt.

In dieser Berghöhle, welche unermeßlich tief sein soll, wohnt in prachtvollem Palaste, den reizende Gärten umgeben, eine verbannte Königstochter.

Sie ist von hoher und lieblicher Gestalt, hat eine Krone auf dem Goldhaar ihres Hauptes, und wird halb als schöne Jungfrau, halb als abscheuliche Schlange gesehen.

Man weiß nicht, warum sie verbannt worden; seit Jahrhunderten wohnt sie hier und harret der Erlösung, welche durch dreifachen Kuß eines reinen und makellosen Jünglings bewirkt wird.

Viele, welche ins Innere der Höhle gelangten, haben die Königstochter gesehen, und sind von ihr mit Gold und Kleinodien beschenkt entlassen worden.

Burg Balb.

Die Burg Balb, auch Balp und Balm genannt, stand in der Herrschaft Gröningen am züricher See. Von ihr, wie von Alt-Balb oder Regensberg, in der Nähe derselben, sind noch einige Ueberreste sichtbar. Diese Burgen besaßen die Freiherren von Regensberg, welche 1314 ausstarben.

Im dreizehnten Jahrhundert hielt sich in einem alten unbewohnten Thurm des Balbschlosses ein gutmüthiger Geist auf.

Zu gewissen Zeiten und oftmals im Mondschein verließ er zu Rosse seinen Wohnsitz, zog nach der benachbarten Untliburg und kehrte wieder zurück.

Dem Volke zeigte er sich auch als weiße Schlange.

Seine Gunst hatte der Thurmgeist einem jungen Ritter von Regensberg zugewandt, dem er in seiner Jugend erschien, ihn vor Gefahren warnte, und einmal, da er von harten Eltern eingekerkert wurde, Engelbrot zur Speise ins Gefängniß brachte.

Ritter Regensberg mußte endlich, verstoßen von der väterlichen Stammburg, bei armen Alpenhirten Nahrung und Obdach suchen.

Auch hier stand der mildthätige Geist seinem Schützling überall bei.

Ein sanftes Hirtenmädchen erschien und gewann

sein Herz. Er verband sich mit der Hirtin, die ihn nun mit glänzendern Gütern und Reichthümern beschenkte, als er je besessen. Doch warnte sie ihn, wenn ihr Glück bestehen und nicht ewige Trennung von ihr erfolgen sollte, diese Geheimnisse keinem Sterblichen anzuvertrauen.

Nach wenigen glücklichen Jahren vergißt Regensberg sein gegebenes Versprechen, und die Wunder seines Hauses werden kund im Lande.

Da verschwindet plötzlich die anmuthige Geliebte sammt aller Pracht ihres Zaubergebietes vor seinen Augen, und er sinkt wieder in den Stand der tiefsten Armuth herab.

Königsburg Hornberg.

König Dagobert hielt Hof zu Hornberg, einer Burg am Neckar. Er war ein ernster und strenger Monarch, und hatte eine schöne und fromme Tochter, welche Notburga hieß.

Notburga war mit einem jungen Ritter verlobt, der auszog in ferne Gegenden und nicht wieder kam. Sie weinte Tag und Nacht über ihn.

Da sprach der Vater eines Tages zu ihr: In drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir erwählte. Bereite deinen Hochzeitschmuck! —

Notburga aber sprach in ihrem Herzen: Eh' will ich fortgehen so weit der Himmel blau ist, als daß ich meine Treue brechen sollte.

Als der Mond aufgegangen war in stiller Nacht, rief sie einen getreuen Diener, und sagte: Führe mich die Waldhöhe hinauf zur Kapelle St. Michael, da will ich, geborgen vor meinem Vater, im Dienste des Herrn mein Leben beschließen.

Der Getreue folgte dem Befehl; als sie aber auf die Höhe kamen, rauschten die Blätter und ein schneeweißer Hirsch erschien und stand still neben der Jungfrau. Da setzte sie sich auf seinen Rücken, hielt sich fest und ward schnell von ihm hinweggetragen.

Der Diener sah, wie der Hirsch leicht und sicher mit ihr über den Neckar schwamm und verschwand.

Der König vermißte am andern Morgen seine Tochter; er sandte Boten aus, und ließ sie suchen; Alle kehrten heim, ohne eine Spur von ihr gefunden zu haben; der treue Diener aber schwieg.

Indeß zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch nach Hornberg, und als jener ihm Brot bot, neigte er sein Haupt, damit er es ihm ins Geweih legen möge; dann eilte er hinweg und brachte die Speise Notburga hinaus in den Wald. So kam das Thier täglich nach Hornberg, um etwas zu holen. Viele bemerkten es, wußten aber, außer dem Diener, nicht, was es zu bedeuten habe.

Endlich nahm Dagobert das schöne Thier wahr, zwang dem Alten sein Geheimniß ab, und als der Hirsch wieder erschien, ritt er ihm nach und verfolgte ihn bis zu einer Felsenhöhle.

Der König trat in die Höhle, da fand er seine Tochter mit gefalteten Händen vor einem Kreuze liegen, neben ihr den weißen Hirsch.

Todtenblässe bedeckte Notburga's Angesicht. Der Vater erschrak, dann sprach er zu ihr: Kehre mit mir zurück nach Hornberg! —

Ich habe Gott mein Leben geweiht, antwortete sie, und suche nichts mehr bei den Menschen.

Die fromme Tochter war nicht zu bewegen, dem Vater zu folgen, und gab ihm keine Antwort mehr auf seine Fragen.

Da gerieth der König in Zorn, und wollte sie hinwegziehen; aber sie hielt sich am Kreuze, und als er Gewalt brauchte, löste sich der Arm, an welchem er sie gefaßt, von ihr und blieb in seiner Hand. Ein Grausen ergriff ihn, er eilte hinweg, um nicht wiederzukommen.

Als das Volk hörte, was geschehen, verehrte es Notburga wie eine Heilige, und der Einsiedler von St. Michael sandte büßende Sünder zu ihr hin. Sie betete mit ihnen und erlöste sie von der Last der Sünde.

Im Herbst aber, als die Blätter sanken, kamen die Engel und trugen ihre Seele in den Himmel; die Leiche hüllten sie in ein Todtengewand und schmückten sie, obgleich die Blumen verwelkt waren, mit blühen-

den Rosen. Zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, trugen sie über den Fluß, ohne die Hufe zu benetzen, und die Glocken in den naheliegenden Kirchen fingen von selbst an zu läuten. So ward der Leichnam zur Michaelskirche gebracht und begraben.

In der Kirche des Dorfes Hochhausen steht noch jetzt das Bild der Königstochter Notburga in Stein gehauen, wo man auch die Notburgen- oder Jungfernhöhle sehen kann.

Geilings-Schloß.

Einige Stunden von Rothenburg an der Tauber lag einst das Stammschloß eines mächtigen fränkischen Ritters, Eppele von Geiling genannt. Er lebte im vierzehnten Jahrhundert.

Geiling war ein großer gefürchteter Zauberer, und stand beständig in Feindschaft mit den Burgrittern des ganzen Nordgaues. Ehe man es wähnte, kam er in der Nacht auf die Burg seiner Feinde, schlug sie, nahm mit, was ihm gefiel, und war plötzlich entflohen.

Oft machte er einen Ritt von Drameisel nach Mug-

gendorf über hohe Felsen und durch einen schmalen Riß, den kein Mensch ohne Lebensgefahr gehen, geschweige reiten konnte, und er setzte über den Wiesendstrom mit seinem schwarzen Araberrosse, ohne das Wasser zu berühren. Dreizehn Knappen begleiteten ihn stets.

Keinen Ort haßte er mehr als Nürnberg, und sprang einmal in die hohe Burgfeste über den breiten und tiefen Graben, in dessen Ringmauer noch jetzt die Hufe seines Pferdes wahrgenommen werden.

In Nürnberg sang man auf der Straße von ihm:

Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit mit Vierzehn aus;
Da reit der Nürnberger Feind aus,
Eppela Gaila von Dramaus.

Gailenreuth oder Gailingen bei Muggendorf hat von ihm den Namen erhalten.

Zu Neumark haben ihn endlich die Nürnberger erwischt und hingerichtet. Seine starken Waffen wurden dem Volke gezeigt und auf der Burg verwahrt, wo sie sich noch befinden sollen.

Die Nachkommen der Familie Geiling leben noch jetzt in Hessen und Baiern.

Die Zwerge des Fichtelbergs.

Unweit Berneck, bei den Dörfern Marlesreuth und Selbitz auf dem Fichtelberge, befindet sich im Wald eine Felsenhöhle. Man heißt sie das Zwergloch.

Hier unterm Felsen wohnten vor mehr als hundert Jahren Zwerge, die mit den Bewohnern der Ortschaft Nailau Verkehr hatten.

Zwei redliche und glaubwürdige Männer aus Marlesreuth, Albert Neffel und Hans Kohmann, welche daselbst in hohem Alter in den Jahren 1679 und 80 starben, haben darüber dem Pfarrer Hedler zu Selbitz den 15. Juli 1654 folgenden Bericht abgestattet.

Des Kohmanns Großvater fuhr einst mit zwei Pferden auf seinen Acker in der Nähe des Zwerglochs. Sein Weib hatte ihm zum Frühstück ein neugebackenes Brot zugebracht, es in ein Tuch gewickelt an den Rain gelegt, und war nach Gras auf die Wiese fortgegangen.

Da kommt in einer Weile ein Zwergweiblein und bittet den Ackermann, ihm das Brot zu geben, das ihrige läge noch im Ofen, die hungrigen Kinder aber könnten nicht abwarten, bis es fertig wäre, Mittags wollte sie's richtig zurückerstatten. Der alte Kohmann hat dem Weiblein das Brot herzlich gern hingegeben.

Mittags kommt darauf die Zwergin wieder und

bringt einen noch warmen Kuchen auf sehr weißem Tuche, reicht ihn ihm mit Dank und sagt, er möge das Brot nehmen und ohne Scheu genießen, ihr Tüchlein aber liegen lassen, da sie es selbst abholen würde.

Dieß ist auch geschehen. Und das Weiblein hat hinzugefügt, nun müßten sie bald scheiden und ihren bequemen Sitz hier verlassen, denn es würden so viel Hammerwerke in der Gegend aufgerichtet, die sie beunruhigten; auch vertreibe sie das viele Schwören und Fluchen der Menschen umher, gleich wie die Sabbathsentheiligung, wo die Hausväter vor der Frühsonntagskirche aufs Feld gingen und die Früchte beschauten, welches doch sündlich wäre.

An einem Sonntage sind einmal etliche junge marlesreuther Bauern mit Lichtern in die Zwergenwohnung, bald aufrecht, bald gebückt, eingedrungen, und nach langem Gehen endlich auf einen geräumigen Platz, in viereckiger Form und zierlich mit Felsen ausgearbeitet, gelangt. Nach allen Seiten hin haben sie viele kleine Thüren und Kämmerlein gefunden und zum Theil besehen.

Da ist ihnen aber ein Grausen angekommen, sie haben den Rückweg wieder gesucht, und sind Alle einige Tage unwohl gewesen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Luxburg und das rothe Schloß.

1.

Raubritter hausten einst auf der alten steinernen Felsenveste Luxburg im Fichtelgebirge, von der noch ein kühner Thurm der Zeit trotzt.

Die Herren von Eger bemächtigten sich endlich der Burg mit List.

Als die Räuber einmal auszogen, hüllten sie eine starke Zahl Knappen in die Farbe der luxburger Rüstung und täuschten so die Wächter, welche sie für die Ihrigen hielten und die Brücken senkten.

In dem Keller unweit des Thores, nach dessen verfallenem Eingang noch einige Stufen führen, liegt ein großer Schatz vergraben, worüber es in einem einst an den Markgrafen Friedrich eingegebenen Bericht also lautet:

«Gold, Silber und Edelgeschmeide in einem kupfernen Kessel einer Elle hoch und breit voll gemünzter Gulden. Auf demselben steht ein kupfern Gefäß, darinnen ist eine Krone von Gold und dabei schöne Kleinodien und Edelgestein, so von den Luxburgern etwa einem König räublich genommen, durch ein Münchlein, hat schwarze Kleider, das klein ist und

hinkt, zu erheben. Das soll geschehen in Epiphania 1504 per conjurationes.»

2.

Auf dem steilen Waldstein im Fichtelgebirge lag vor Alters eine Veste, das rothe Schloß genannt, die von den schwäbischen Bundestruppen zerstört wurde.

Es sind noch mehre Ruinen des Schlosses und einer Kapelle davon vorhanden.

In dem mit Mauern und Felsen umgebenen äußern Burghof sieht man eine runde Felsentafel, die auf einem dünnen Fuße steht. Dieß ist, der Sage nach, der Spieltisch der Geister und Kobolde, welche von den Feilenhauern in das Schloß gebannt worden sind. Auch zeigt man kleine Vertiefungen, welche durch das Spielen mit eisernen Karten darauf eingegraben wurden.

Der Wolfstein.

In einem Thale des Fichtelgebirges, unweit Bergel, hütete ein Schäfer auf grüner Au.

Mehrmals, wenn er die Herde heimtrieb, fehlte eins seiner Thiere, er suchte es vergebens, es war und blieb verloren.

Er hält nun genauer Wache und sieht einen großen Wolf aus dem Waldesdickicht schleichen und ein Lamm ergreifen. Wüthend stürzt er ihm nach, doch der Feind ist zu flink; ehe er sich's versieht, sind Wolf und Lamm verschwunden.

Nunmehr nimmt er einen geübten Schützen mit sich; der Wolf naht, doch die Kugeln des Schützen prallen an ihm ab. Da fällt dem Jäger ein, seine Waffe mit dürrem Hollundermark zu laden; nächsten Tages schießt er, und heulend läuft der Räuber waldeinwärts davon.

Am andern Morgen begegnet dem Schäfer seine alte Nachbarin, mit der er nicht im besten Einverständniß lebte; er fragt sie, da sie vorüber hinkt:

Ei, Frau Nachbarin, was habt ihr an dem Bein, das nicht mit euch will?

Was geht's euch an, antwortet sie, und macht, daß sie wegkommt.

Der Schäfer wurde aufmerksam. Diese Frau war längst verdächtig wegen böser Zauberei. Man wollte sie auf dem Heuberg in Schwaben, auf dem Köterberg, und wieder auf dem Hui bei Halberstadt gesehen haben. Er gab sie an, sie wurde eingezogen, befragt und mit einem Stab von Erlenholz gestrichen, mit welchem der Zauberei verdächtige Personen, wenn sie läugneten, gezüchtigt wurden, und dann in Banden geschlossen. Plötzlich verschwand das Weib aus

dem Gefängniß, und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Einige Zeit darauf sah der arme Hirt unvermuthet den verhaßten Wolf wieder aus dem Walde hervorbrechen, doch dießmal kam er nicht, um seine Herde, sondern ihn selbst anzufallen.

Der Kampf war wüthend. Der Hirt nahm alle seine Kräfte zusammen gegen Zahn und Kralle des reißenden Unthiers, und er wäre des Todes gewesen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein Jäger vorübergekommen wäre, und, nach vergeblichem Kugelschuß, den Wolf mit einem Messer niedergestochen hätte.

In dem Augenblick, als das Blut aus seiner Seite sprang, lag das alte Dorfweib vor ihm auf dem Felde und wälzte und krümmte sich fürchterlich. Sie wurde nun vollends getödtet und zwanzig Fuß tief unter die Erde verschüttet.

Da, wo man das Weib vergrub, legte man einen großen Kreuzstein, und nannte ihn, zum Andenken an diese Begebenheit, den Wolfstein.

Es war aber nie ruhig und richtig in der Nähe des Steins, und der «Tückebote» oder der «brennende Mann» treiben, wie das Volk sagt, noch jetzt hier ihr gefährliches Spiel.

Die letzten der Zauberei angeklagten Personen in Deutschland waren Renata von Sanger, eine Nonne aus Baiern, welche nach richterlichem Urtheil im Jahr 1749 zu Würzburg, und ein junges Schweizermäd-

chen, Anna Göldin, die zu Glarus 1783 hingerichtet und verbrannt wurde.

Nach dem französischen «National» hat unlängst (März 1837) der Gerichtshof zu Quarnsey einen Pferdehändler als «Zauberer» zu sechzehnjähriger Deportation und öffentlicher Ausstellung in einem hölzernen Käfig verurtheilt.

Kaiserin Kunigunde.

1.

Heinrich dem Zweiten wurde hinterbracht, seine Gemalin, welcher er mit herzlicher Liebe zugethan war, pflege des geheimen Umgangs mit einem hohen Ritter des Hofes.

Der Kaiser erschrak. Er ging zu seiner Gemalin, hielt ihr unverholen die böse Kunde vor, und fügte noch manch bitteres Wort hinzu.

Kunigunde, tief gekränkt durch seine Rede und stolz auf ihre Tugend, bestimmte eine Tagesstunde, wo sie dieselbe aufs Lauterste bewähren könne.

Da nahm sie sieben glühende Pflugeisen mit blo-

ßen Händen aus dem Feuerofen, legte solche vor den Kaiser, trat mit den Füßen darauf, und sagte: So wenig diese Glutheisen mich versehren, so wenig habe ich jemals die eheliche Treue verletzt *).

Freudiglich umarmte der Kaiser Kunigunden, bat sie tausendmal um Vergebung und zog ihre Verläumder zur Strafe.

Man erzählte, der Teufel wäre in Gestalt eines Jünglings vor ihrer Schlafkammer erschienen, und hätte so die Höflinge getäuscht.

Die Abbildung dieses Ereignisses, welche sich ehedem in der Kapelle nächst dem Dom zu Bamberg befand, hängt jetzt in der Kirche zu Merseburg.

2.

Einst ließen Kaiser Heinrich und Kunigunde Glocken gießen für den Dom zu Bamberg, und gingen, als sie zum ersten Mal gezogen wurden, zusammen spazieren, um sie zu hören.

Sie erklangen. Da bemerkte die Kaiserin, um wie

---

*) Kunigunde bringt ihre Unschuld fein
Daß sie noch eine Jungfrau rein,
Durch Tragung glühender Pflugschar
Ohn' all' Leibs- und Lebensgefahr;
Deß Jedermann groß Wunder nahm,
Ruhm und Ehr' sie davon bekam.

viel lieblicher Heinrichs Glocke klinge, als die ihrige, und wurde empfindlich darüber.

Der Kaiser, um ihr seine völlige Aussöhnung zu bezeugen, nahm seinen großen Goldring vom Finger, warf und traf damit seine Glocke im nicht hohen Thurme dergestalt, daß sie einen Sprung bekam.

Seit dieser Zeit hat die Glocke einen Mißton.

3.

Kunigunde weilte einst in der Burg zu Nürnberg, und dachte in ihrem Herzen an Heinrich.

Mit eignen Händen pflanzte sie hier auf dem Hofe eine kleine Linde unter den Worten: «Es blühe meine Liebe wie dieß Bäumchen!»

Die junge Linde gedieh und steht noch heutigen Tages als starker Baum, so oft auch das Wetter sie beschädigte.

Kaiser Heinrich starb 1024 zu Gröningen bei Halberstadt, Kunigunde 1039 im Kloster Kaufungen in Kurhessen, wohin sie sich nach dem Tode des Gemals begeben hatte. Ihr Leichnam ward nach Bamberg gebracht und im Dom neben Heinrich begraben.

Sie wurde von Innocenz dem Dritten in die Zahl der Heiligen gesetzt.

Am Eingang des Doms zu Bamberg liegen zwei große steinerne Thiere, welche der Sage nach Kröten sind. Man erzählt, daß sie vor Jahrhunderten den Dom untergraben und bald zum Einsturz gebracht hätten.

Linnäus nahm diese Thiere unter dem Namen Bufones Bambergenses in sein Natursystem auf.

Schloß Altenburg.

Vom Schlosse Altenburg bei Bamberg sind nur noch etliche Mauern und Bauden vorhanden und eine Brücke, welche über den Burggraben führt.

Sie war der Sitz der Grafen von Babenberg.

Hart beschuldigt, Theilnehmer zu sein am Morde Konrads, Kaiser Ludwig des Vierten Sohn, hatte der Letzte der Babenberg sich auf seine Burg zurückgezogen.

Der Kaiser rüstete Kriegsvolk und zog vor die Veste, den Pfalzgrafen in seine Gewalt zu bekommen, es koste was es wolle; doch Albert auf seine Unschuld vertrauend, schlug nicht allein alle Angriffe gegen seine starke Bergwohnung zurück, sondern verjagte sogar den starken Feind auf eine schimpfliche Weise.

Da trat der gleißnerische Hatto von Mainz vor den Kaiser mit dem Versprechen, ihm seinen Vetter, den Pfalzgrafen, in Haft zu bringen.

Der Erzbischof kam zu Albert, versicherte ihm aufs Heiligste, nur durch sein persönliches Erscheinen werde er des Kaisers volle Versöhnung erlangen, und betheuerte endlich mit feierlichem Eide, ihn unversehrt wieder heimzuführen gen Altenburg, wenn die Sache dennoch nicht den glücklichsten Ausgang nehmen sollte.

Man machte sich auf, und als Pfalzgraf und Bischof eine kleine Wegesstrecke zurückgelegt hatten, sprach Letzterer auf einmal: Laßt uns doch zuvor nochmals auf Altenburg reiten und einen Imbiß zu uns nehmen, denn es will mich bedünken, daß wir zu dieser Stunde doch nicht vor dem Regenten erscheinen können.

Der Pfalzgraf war's zufrieden, und Beide kehrten wieder um *). Nach verzehrtem Morgenmahl begaben sie sich ins kaiserliche Lager, wo Albert, kaum angekommen, ergriffen und gebunden vor Ludwig gebracht wurde.

Als jetzt der Bestürzte sich an seinen Vetter wandte, und ihm seine Zusage vorhielt, lächelte dieser hämisch: er habe sie ja gehalten, und ihn zurück, und noch

---

*) Der Volksglaube, aus Umkehren, Zurückgehen, Umsehen entspringe Uebel oder Unglück, ist alt. In Deutschland gilt die Sage, daß, wenn am Abend im lautlosen Zimmer es knistert, athmet, man sich nicht umsehen dürfe; Jemand aus der Familie stehe hinter dem Stuhl, und Eines sterbe bald.

dazu zum Mahle geführt. Anders wäre es dießmal nicht gemeint gewesen! —

Dem Gefangenen wurde das Haupt abgeschlagen.

Der meineidige Erzbischof Hatto soll seitdem todtenblaß und verstört umhergegangen, auch bald darauf vom Donner erschlagen und sein Leib vom Teufel in den Schlund des feurigen Aetnaberges geworfen worden sein, wobei man die Worte vernommen: Sic peccando lues, sic que luendo rues.

Auf der Mitte des Schloßberges befindet sich ein Stein mit der Angabe, wo der letzte Babenberg enthauptet worden, und im Naturalienkabinet zu Bamberg werden noch eiserne Pfeile aus der Belagerungszeit Altenburgs aufbewahrt.

Am Walpurgistage ist Kirchweih zu Altenburg und Gottesdienst.

In dieser Burg wurde Kaiser Philipp von Schwaben 1208 vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach mit einem Schwerthieb in den Hals niedergestreckt.

Der Nußhard.

Im Fichtelgebirge unweit Bischofsgrün erhebt sich der steile Klippenberg Nußhard.

Am Fuße dieses Felsens sah einst ein Hirt eine schöne Jungfrau. Sie hatte einen Rechen in der Hand und breitete damit Flachsknoten in der Sonne aus.

Niemals hatte er hier ein Mädchen gesehen. Er betrachtete sie, gewann sie lieb, und hätte gern mit ihr gesprochen; doch dazu fehlte ihm der Muth.

Wenn sie sich entfernte, ging er aus dem Gebüsch und besah ihre Knoten, unter welchen er einmal ein Goldstück fand.

Einesmalen zur Mittagszeit, in der sie gewöhnlich kam, bemerkte sie den Lauscher. Beide sahen sich an, ohne einander zu nahen.

So vergingen Wochen. Da drängte es den armen Hirten zur schönen Jungfrau hin, und entschlossen sprach er sie an.

Freundlich antwortete sie, daß sie, eine Fürstin, seit Jahrhunderten in diese Gegend verbannt und er dazu bestimmt sei, sie aus ihrem Elend zu befreien. Am St. Petritage sollte er wiederkehren, sich aber nicht vor ihr fürchten, wenn sie als häßliches Weib erscheine, sie dann dreimal nach einander kühn und muthig

auf die Stirn küssen, und damit ihre Erlösung bewirken.

Schweren Herzens verließ der Hirt, nachdem die Jungfrau seinen Blicken sich entzogen hatte, den Nußhardfelsen, dachte Tag und Nacht an ihre Schönheit und an sein Versprechen, doch als die Zeit erschien, befiel ihn eine wahre Todesangst, er trieb seine Herde nach einer andern Gegend und kam nicht.

Als er endlich wieder einmal am Felsen hielt, sah er auch die Jungfrau wieder. Wehmuthsvoll fragte sie ihn, warum er nicht zu ihr gekommen? Jetzt wäre der schöne Augenblick vorüber und sehr lange müsse sie nun wieder warten auf die neue Stunde ihrer Erlösung.

Nie sah der Hirt die Jungfrau wieder, so oft er auch die Gegend des Nußhardfelsens besuchte.

Das Waldschloß.

Das Schloß des Grafen Erchingen, Magenheim, befand sich im würtembergischen Neckargau, unweit Ludwigsburg.

Den Grafen besuchten einst Herzog Friedrich von

Schwaben, Albert von Zimmern *), Berthold von Ererstein und andere Ritter.

Im großen Walde von Stromberg, der am Schlosse seinen Anfang nahm, ließ sich zuweilen ein ungewöhnlicher großer Hirsch blicken, der Graf verfolgte ihn, konnte jedoch seiner niemals habhaft werden.

Als er mit seinen Gästen zur Tafel saß, meldete man, der große Hirsch sei wieder sichtbar, und Alles erhob sich, ihm nachzusetzen.

Albert von Zimmern ritt allein. Er erblickte auf einmal einen Hirsch, dergleichen er noch niemals gesehen, folgte ihm eifrig nach, verlor indeß bald seine Spur wieder.

Da stieß er auf eine Mannesgestalt von entsetzlicher Art, die ihm Furcht einflößte. Sie redete zu ihm, er möge ohne Besorgniß sein und ihr nachfolgen, sie sei gesandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen.

Albert folgte. Sie kamen aus dem Dickicht nach einem heitern Wiesenthale. Vor ihnen stand ein hohes prächtiges Schloß.

Als sie sich dem Schlosse näherten, kamen ihnen viele Diener entgegen, welche Albert das Pferd abnahmen. Keiner sprach ein Wort. Der Führer sagte, er möge sich nicht wundern über das Schweigen der Leute, auch nicht mit ihnen reden, sondern nur ihm folgen.

---

*) Zimmern, ein schwäbisches Dorf.

Albert wurde in das Schloß und in einen großen schönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit seinen Hofleuten bei der Tafel saß.

Alles erhob und verbeugte sich vor dem Ankommenden, und Zimmern, den Gruß erwiedernd, betrachtete, auf sein Schwert gestützt, mit Verwunderung die glänzende, von kostbaren Gefäßen beschwerte Tafel. Man trug Speisen auf und ab, Alles im tiefsten Stillschweigen.

Nachdem er etwas verweilt, während die Gesellschaft ihn nicht weiter beachtete, erhielt er von dem Manne einen Wink zum Weggehen. Er verbeugte sich gegen die Tafel und kam hinab nach dem Hofe, wo die Diener, welche sein Pferd verwahrt, ihm aufsteigen halfen, und der Führer ihn wieder in den stromberger Wald brachte.

Zimmern, der wieder Muth gefaßt hatte, richtete jetzt einige Fragen an seinen Führer.

Da sprach der Geist: Der Herr an der Tafel war einst dein Oheim, Friedrich von Zimmern, welcher tapfer gegen die Ungläubigen kämpfte; aber er drückte seine armen Unterthanen, und wir, die Diener, vollzogen dessen Befehle. Dafür müssen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders verhängt. Dieß sei dir offenbart, belaste dein Leben nicht mit gleicher Schuld. — Jener Weg führt zu den Deinen; doch thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit du siehst, wie Glanz in Elend sich verwandelt.

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Da, wo das Schloß gestanden, sah Albrecht nichts

als Feuer und Flamme, aus welchen lautes Wehklagen hervorging *).

Von Angst getrieben, jagte er nach Manheim, wurde aber von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren weiß geworden.

Er erzählte, was ihm begegnet, und bat den Grafen Erchingen, an der Stelle der wunderbaren Erscheinung eine Kirche erbauen zu dürfen, welche Bitte ihm gewährt wurde.

Mit ihm that Berthold von Everstein das Gelübde, im Albthal ein Frauenkloster zu errichten, und stiftete hierauf das Benediktiner-Nonnenkloster Frauenalb.

Dieß geschah im Anfange des zwölften Jahrhunderts.

Die Kesselburg.

In Schwaben regierte Herzog Marsilio, der unter Pipin in Italien tapfer gefochten. Hier nahm er in einer Schlacht den Sohn eines griechischen Feldherrn,

*) «Ein jämmerliches Lamentiren: Tunc vero hic Heros aspectu obmutuit amens arrectæque horrore comæ et vox faucibus hæsit.»

welcher gefallen, gefangen mit sich nach Deutschland, und ließ ihn sorgfältig zu Lorch erziehen.

Onosius, der Grieche, sehr schön von Gestalt, und gesittet, wußte das Zutrauen und Wohlwollen des Herzogs in dem Grade zu gewinnen, daß er von ihm zum Ritter erhoben und mit einem angesehenen und blühenden Fräulein aus dem Hause Montfort vermählte wurde; zur Aussteuer erhielt er einen großen Strich Landes zwischen der Stadt Biberach und dem angenehmen Federsee gelegen.

Eines Tages ging Onosius mit seiner Gemalin am Saume des Waldes spazieren.

Seine Blicke weilten auf dem nahen hohen Berge, und er sprach zu ihr, wenn er jene Schätze hätte, welche sein Vater vor dem Kriege in die Erde versenkt, wollte er auf der Höhe ein prächtiges Schloß und dabei eine Kirche erbauen, und Gott darin für Gewährung seines herzlichen Wunsches danken.

Die Gemalin versetzte, sie habe eine Ahnung, der Himmel werde diese Bitte in Erfüllung gehen lassen, und ersuchte dann den Gatten, an jenem Berge demnächst Nachgrabungen beginnen zu lassen.

Onosius dazu entschlossen, berief die Arbeitsleute. Sie fällten des Berges Eichen und Buchen, durchgruben die Adern den Felsens, und bald stießen sie auf einen ungeheuern Kessel im Gestein. Er war ganz mit Goldgulden angefüllt, und die Freude der Neuvermählten über diesen Fund groß.

Ihr Schutzengel hatte die Gattin nicht getäuscht. Ritter Onosius that wie er gelobt. Eine prächtige

Burg, deren Zinnen im Federsee sich spiegelten, stieg über der Bergesspitze empor, welche er Kesselburg nannte, als Graf von Kesselburg bewohnte, und in ihrer Nähe ein schönes Gotteshaus aufführte.

Der Graf ward in der Folge auch Erbauer des Schlosses Warthausen, unweit Kesselburg. Seine Söhne kamen zu hohen Ehren.

Er selbst wurde als tugendreicher Herr im Lande verehrt.

Schloß Kesselburg wurde in der Schlacht von Biberach, die Karl der Große den Hunnen lieferte, und in welcher der Graf mit seinen tapfern Söhnen den ruhmvollen Tod erlitt, zerstört.

Die Gräfin ließ ihre Theuern alle feierlich beerdigen und gab der Wahlstätte den Namen «Thränenthal».

Schloß Falkenstein.

Auf einem hohen Berge unweit Kloster Herbrechthausen, im Brenzthale Würtembergs, stand in der Vorzeit eine Burg, von welcher noch etwas Gemäuer übrig ist.

Diese Burg bewohnte ein Fräulein, deren Eltern gestorben waren. Einst sehr schön, wies sie stolz und boshaft alle Freier von sich, bis sie alt und häßlich wurde, und nun von Allen verachtet war. Jetzt warf sie einen glühenden Haß auf die Männer, und schloß, um sich an ihnen zu rächen, ein Bündniß mit einem mächtigen Zauberer, lockte die Ritter in ihre Netze, und ließ sie des gräßlichsten Hungertodes sterben.

Oft stand das böse Fräulein am Burgfenster und durchschaute mit Falkenaugen das Thal; wenn es voll Reisender und Fuhrleute war, ließ sie die Brenz anschwellen. Die Unglücklichen kamen nun um in den Fluthen, und die armen Landleute mußten ihre Hütten verlassen und nach den Bergen flüchten.

Mitternachts entstand allzeit ein schauerliches Getobe in der Burg, die Fenster waren erhellt, Eulen heulten von den Zinnen, und von feurigen Gestalten waren die Lüfte durchschwirrt.

Die Leute sagten dann, der Teufel halte Hochzeit mit dem bösen Fräulein.

Zwei arme Hirtenmädchen kamen einst nach Falkenstein, und die Burgfrau nahm sie in ihren Dienst; doch mußten sie vorher einen Eidschwur leisten, niemals mit Männern zu verkehren.

Im schönen Thale aber, wo die Brenz glitt, und wohin die Mädchen Wasser zu schöpfen kamen, sahen sie öfters einen jungen Fischer, der seine Netze in den Strom warf, gewannen ihn lieb, und wurden endlich von ihm beredet, zu entfliehen aus den Klauen der neidischen Burggebieterin.

Die Mädchen schlichen sich mit ihren Eimern in der Hand den Felspfad hinab, wo der Liebling hinterm bergenden Erlengebüsch ihrer wartete.

Doch das spähende Auge der Gebieterin entdeckte die Wege der Flüchtigen. Eben als sie sah, wie der Fischer aus dem Dunkel der Bäume nahte, zuckt ein Flammenstrahl durch die Abenddämmerung, und bewegungslos und in Stein verwandelt stehen die beiden Mädchen da.

Noch jetzt nach Jahrhunderten sieht man die armen Jungfern am Ufer der Brenz. Neben ihren steinernen Eimern schauen sie, ihrer Befreiung gewärtig, in die flüsternden Wasserfluthen hinunter.

Das Volk nennt die Felsen die steinernen Jungfern oder das Mägdegestein.

Kloster Marienburg.

Ehedem befand sich auf der Feste Marienburg bei Würzburg ein Nonnenkloster.

Ein Mönch hatte Umgang mit einer Novize des Klosters. Sie gebar ein Kind, welchem er den Tod gab, indem er es in einem steinernen Gewölbe einmauerte.

Des Mordes verdächtig, ward der Mönch eingezogen und verhört. Doch er schwur bei allen Heiligen, daß ihm Unrecht geschehe, und er im Grabe nicht Ruhe finden wolle, wenn der über ihn gekommene Verdacht sich begründe.

Sein Verbrechen erwies sich jedoch bald, und er wurde enthauptet.

Bald nach seiner Enthauptung sah man ihn allnächtlich im schwarzen Sündergewande auf einem weißen Rosse reiten. Er kommt den Marienberg herab, eilt durch etliche Straßen der Stadt am alten Bischofsschlosse vorbei und wieder nach Marienburg zurück.

Der Reiter trägt seinen Kopf unter dem linken Arm, die Augen desselben funkeln hell. Das Pferd fliegt leicht ohne Hufe.

So reitet der schwarze Mönch seit undenklicher Zeit auf weißem Rosse, ohne Grabesruhe zu finden. Das Volk nennt ihn den «Schimmelreiter».

Burg Haunstein.

Unweit Amberg in der Oberpfalz liegen auf hohem Berge die Trümmer einer einst ansehnlichen Ritterveste, Haunstein genannt.

Zu einer gewissen Zeit des Jahres hört man auf dieser Burg ein fürchterliches Tosen und Ringen, als wenn Zwei auf Leben oder Tod mit einander stritten. Dann wird es still und in der Mitternacht erscheinen zwei flammende Gestalten, wanken langsam durch das dunkle Thal und verschwinden plötzlich.

Es sind die Geister zweier Brüder, welche auf der Haunstein friedlich zusammen lebten. Sie liebten gleichzeitig eine edle Jungfrau, und dieß erweckte gegenseitig Feindschaft und Haß in ihren Herzen. Sie wollten nun um den Besitz der Jungfrau das Schwert entscheiden lassen, begaben sich ins Thal der Burg, nachdem bestimmt war, daß dem Stärksten sie angehören sollte. Doch noch ehe der Kampf anhub, fielen die erhitzten Brüder, von blinder Wuth der Leidenschaft angefacht, sich an und mordeten einander aufs Gräulichste.

Seit Jahrhunderten schon rauscht in der alten Burg der Schwertkampf des Brüderpaares, und man sieht sie als Feuerflammen im nächtlichen Thale, wo sie so lange kämpfen und als friedlose Geister erscheinen sollen, bis einst zwei Geschwister an der Stelle, welche den Brudermord bezeichnet, das Leben sich retten und damit ihren Geistern Erlösung und Ruhe bringen werden.

Die Frauenkirche.

Wenn man vom Hauptthore der Frauenkirche in München einige Schritte weit geht, sieht man kein Fenster der ganzen Kirche, und im Steinboden einen Fußtritt.

Der Teufel, lautet die Sage, hatte vom Bau dieser Kirche erfahren, doch so spät, daß das Gemäuer bereits fertig und unter Dach war, als er die Kunde erhielt.

Da nahm er den Wind mit sich, hoffend, mit ihm das Gotteshaus wieder zu vernichten; zuvor wollte er jedoch das Innere der Kirche in Augenschein nehmen. Er hieß den Wind draußen warten, sprang mit einem Satze zum Hauptthore hinein, und wie er hier kein Fenster bemerkte, war er froh, und glaubte, der Baumeister habe vergessen, das Licht herein zu lassen. Voll Freude über das mißlungene Werk, setzte er zur Seitenthür hinaus und eilte hinweg, ohne den Wind abzurufen, der nun, nachdem er lange gewartet, um die Kirche herum nach dem Gesellen suchte.

Seit der Zeit geht der hintergangene Wind um die Kirche; herum wenn es überal luftstill ist, weht um die Frauenkirche ein schneidender Wind.

Der Fußtritt des Teufels beim Sprung in die Kirche ist noch heute zu sehen.

Kloster Brod.

Zu Regensburg im Kloster Brod lebte eine überaus schöne Nonne. Sie war die jüngste Tochter eines Grafen vom Rheine, genannt Otto der Weise.

Brzetislaus, Herzog zu Böhmen, vernahm die Kunde von der hohen Schönheit der regensburger Klosternonne, und eine ungestüme Lust, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen, ward in ihm rege. Still rüstete er daher eine Zahl Gewappneter, ließ seinem Vater, Herzog Ulrich, hinterbringen, daß er zur Uebung ritterlicher Tugenden sich an den kaiserlichen Hof begebe, und zog rasch gen Regensburg hinaus.

Als der Herzog zum Kloster gelangte, umstellte er es mit seinen Getreuen, und wie der Gottesdienst anhub, drang er in dasselbe ein. Seinem Späherauge entging die Grafentochter nicht, bald erblickte er sie, welche dem männlich wohlgestalteten Jüngling einen vollen Blick ihrer Schönheit gewährte; und von Liebe hingerissen, ergriff er die Nonne, eilte mit ihr

aus der Kapelle, hob sie auf sein muthiges Roß und entfloh.

Die Klosterdiener aber waren ihm voran geeilt und hatten eine mächtige Kette vor das Thor gespannt, zu verhindern die Flucht des Nonnenräubers. Da riß Brzetislaus sein Schwert heraus, spaltete die Eisenkette in der Mitte von einander, indeß sein Gefolge tapfer sich durch die andringenden Klosterknechte schlug und ihm nachfolgte.

Mit dem entführten Liebchen glücklich in Böhmen angekommen, meldete der Herzog seinem Vater das Abenteuer, und wie gnadenvoll ihn Gott beschirmt und erhalten habe, und erhielt die schöne Judith zur Gemalin.

Graf Otto beklagte sich heftig beim Kaiser über die gewaltthätige Handlung des Brzetislaus. Kaiser Konrad begnadigte zwar den jungen Herzog, befahl ihm jedoch, Böhmen zu verlassen, und mit seiner Gemalin sich nach Mähren zu begeben, welches Land Herzog Ulrich seinem Sohne schenkte.

Dieß geschah Anno 1026.

Die gespaltene Kette ist lange Zeit im Kloster zu Regensburg aufbewahrt und als ein Wunderwerk betrachtet worden.

Nach ihren Tode wurde die Herzogin Judith in einer Kirche zu Prag beigesetzt.

Burg Karlstein.

Am Fuße dieser Burg liegt Karlstadt am Main im Würzburgschen, von einem alten Erdwall und Mauerthürmen umgeben.

Karl der Große *) kam in diese anmuthige Gegend und erbaute hier auf hohem Felsenrücken eine schöne Burg.

Sie sank im dreißigjährigen Kriege in Ruinen. Nur bruchige Wände und Fensterlucken, aus welchen der Rabe krächzt und die Eberesche traurig blickt, sind noch vorhanden.

In der Johannisnacht wankt ein Geisterzug, einen Sarg in der Mitte, dreimal durch die Burgruinen.

Auf Karlstein lebte eine Maid, schön und reinen Herzens. Zwei Ritter warben um ihre Gunst, welche sie dem edelsten derselben zuwandte. Darauf wurde dieser in einem nächtlichen Kampfe mit dem Nebenbuhler von unsichtbaren Händen den steilen Felsen hinabgestürzt, der noch jetzt von seinem Blute Spuren trägt, da sie die Zeit nicht auslöschen kann. Der Gefallene lag unbeerdigt am Ufer des Mains, und irrt seitdem ruhelos umher.

Wer seinen Leichnam findet und ihn in der feier-

*) Nach Andern Karl der Dritte.

lichen Weise jener nächtlichen Erscheinung zur Ruhe bringt, erhält die Schätze, welche im Schloß der Burg vergraben liegen. Eine reine Jungfrau muß aber den Zug begleiten, sonst kann der Schatz nicht gehoben werden.

Blonnhofen.

Beim Flecken Blonnhofen, unweit Augsburg, befindet sich ein alter Galgen, unter welchem ein Schatz liegen soll.

Eines Tages wollten ihn vier Männer aus dem Ort heben, von denen Einer Höllenweber hieß. Als sie tief gegraben hatten, kamen sie auf den Schatz. Aber ein feuriger Hund saß darauf, der sagte: Eins, zwei, drei, vier, und Einer gehört mir! Einer muß des Teufels sein und soll's der Höllenweber sein!

Der Höllenweber aber erschrak und sprach: Gott will nit! Und in dem Augenblick ist der Schatz verschwunden, der Höllenweber aber gerettet worden.

Ein Spielmann aus Blonnhofen ging spät Abends nach Hause. Unterwegs kam er an einem Wirths-

hause vorbei, das er vorher niemals gesehen hatte; drinnen brannten noch Lichter und die Leute tanzten und lärmten. Er glaubte sich verirrt zu haben, und ging hinein. Man hieß ihn aufspielen; er that es, und die Tanzenden bezahlten ihm mit Goldstücken. Gegen Morgen hin verließ ein Paar ums andere das Wirthshaus, und als man in Blonnhofen läutete zum Gebet, war mit einem Male Alles verstoben sammt dem Wirthshaus. Der Spielmann aber saß auf dem Galgen. Wie er sich nach seinen Goldstücken umsah, waren es lauter Glasscherben. Er warf sie unmuthig weg. Später aber, als er nach Hause kam, hatte er noch ein Stück in der Tasche, und dieses war ein Goldstück.

Er ging darauf zum Galgen zurück, um die weggeworfenen Stücke wieder zu suchen, er fand aber kein einziges mehr.

Kloster Paulinzell.

Die noch gut erhaltenen Ruinen der Cistercienser-Abtei Paulinzell liegen etliche Stunden von Rudolstadt.

Vor langen Jahren kam in einer stürmischen Win-

ternacht ein Pilger gen Paulinzell, klopfte an die Hauptpforte und bat um Einlaß.

Längst herrschte tiefe Stille im Kloster, die Lichter waren ausgethan, Alles ruhte, Gertrud nur, die Pförtnerin, wachte noch. Sie war eine böse Frau, hatte manch' üble That auf der Seele, und hörte jede Eule, die draußen auf den Tannen rief.

Wohl hatte sie das Anschlagen des Pfortenrings vernommen und das Flehen des Harrenden, dessen Gewand vom Regen triefte, doch sie dachte nicht daran, den Riegel zu ziehen, und ließ ihn stehen und klopfen.

Mitternacht schlug die Glocke, noch wartete der Pilgersmann, der jetzt mit seinem Stabe vernehmlicher an die Thür stieß, daß es weit hin gehört werden konnte.

Ruhestörer, packt euch! Des Klosters Pforte wird euch nicht geöffnet in solch wildem Getreibe der Elemente! So rief das Weib zur Fensterlucke hinaus, und legte sich wieder nieder.

Es hatte aber der alte greise Thurmwärter über ihr des Fremden Flehen vernommen. Er nahm seinen Mantel um, schlich die Stufen hinab, und erschloß des Klosters Thür. Ein Schauer befiel ihn, es war eine eisige Nacht.

Der Pilger folgte ihm; der Wächter fragte nicht, woher er komme, noch wohin er gehe, sondern wies ihm seine eben verlassene Ruhestätte an, bedeckte ihn mit seinem Mantel und legte sich zitternd vor Frost auf die harte kalte Erde neben ihn.

Auf einmal fuhr der Greis mit Schrecken empor; er wähnte den neuen Tag schon angebrochen, die kleinen Rundscheiben des Thurmes glühten im Purpur der Morgenröthe, lichthell war es um ihn her und in Engelsgestalt stand der Pilger der Nacht vor seinen Augen.

Freundlich sprach dieser zu ihm: Vom Himmel bin ich gesandt, zu gehen von Morgen nach Mitternacht, die Herzen der Erdenbewohner zu prüfen nach langen Jahren, und zu lohnen den Guten, zu bestrafen die Bösen.

Der Pilger reichte dem Alten hierauf eine Silbermünze, auf welcher dieser des Erlösers schönes Abbild erkannte, wandte sich und war plötzlich seinen Blicken entschwunden.

Mit Staunen und Freude betrachtete das ganze Kloster die heilige Gabe des Fremdlings, über dessen Erscheinung Niemand in Zweifel war, und bewahrte sie mit Liebe und Verehrung.

Gertrud, die Pförtnerin, war von dieser Stunde an unsichtbar, und nie hat man sie wieder im Kloster gesehen.

Nach vielen Jahren gingen zwei junge Mädchen in den benachbarten Wald, um Beeren für die Abtei zu suchen.

Sie sahen auf einmal ein altes, zusammengeschrumpftes Weib auf einem Steine sitzen, nahten sich, und fragten, indem sie ihm den gesunkenen Kopf in die Höhe zu richten versuchten, um zu sehen, wer es wäre: Was macht Sie hier? — Da rollte das

Haupt der Alten, ein schwerer Stein, zur Erde herab. Erschrocken flohen die Mädchen aus dem Walde.

Lange sah man hier den Kopf und Rumpf eines versteinerten alten Weibes, und behauptete, es sei die böse Kloster-Gertrud, welche einst das Schließeramt zu Paulinzell verwaltet habe.

Burg Blankenstein.

Die Burg heißt auch Greifenstein und liegt auf einem bedeutenden Felsgestein über dem Städtchen Blankenburg bei Saalfeld in Thüringen.

In der Vorzeit bewohnten die Burg zwei Grafenbrüder lange friedsam, als sich plötzlich zwischen Beiden große Feindschaft entspann.

Auf ihren Landzügen hatten sie nämlich eine schöne Jungfrau gefangen genommen, welche Jeder besitzen wollte.

Ein heftiger Streit entstand, die edle Jungfrau wollte ihn schlichten, sie floh in einem unbewachten Augenblick hinab in den Burghof und stürzte sich in einen tiefen Brunnen.

Der Kampf der Geschwister hob nun mit neuer Wuth an; Einer wollte den Andern von der Burg verdrängen und Alleinbeherrscher derselben sein. Hein-

rich, der ältere, hielt und befestigte sich in dem östlichen; Rudolph, der jüngere, im westlichen Theile des Schlosses. Die Waffen klirrten, die Pfeile flogen, Monate und Jahre dauerte der Krieg, die Streitenden sanken auf beiden Seiten, und in rothen Fluthen rann das Blut von den Burgwegen herab.

Da erschien ein fremder Sänger und versöhnte durch Saitenspiel und Gesang die erhitzten und unversöhnlichen Gemüther.

Er kam aus dem Lande Oestreich und nannte sich Klinzer *).

Als er seine Harfe stimmte und zu spielen und zu singen anhub, schwieg das wilde Kriegsgetöse, Schwerter und Giftbolzen ruhten, Alles, was Ohren hatte, belauschte die harmonischen Töne, die von den Lippen und Saiten des fremden Mannes quollen, und hingerissen und überwältigt von der Gewalt der himmlischen Laute, sanken die Brüder einander in die Arme und gelobten sich ewigen Frieden.

Und noch einmal, und süßer denn zuvor, rauschten die lieblichen Gesänge des kunstreichen Meisters durch die öden Hallen der Burg im Freudenjubel der Knappen und Knechte, und man führte den Fremdling zum festlichen Saale und reichte ihm den labenden Becher des Weins; doch dankverschmähend, verließ er bei einbrechender Nacht die Burg wieder.

Fortan herrschte Waffenruhe auf Blankenstein, wo

*) Klingsohr.

man diese Begebenheit auf einer Felsentafel abbildete, und wo sie noch lange zu sehen war.

Die unglückliche Jungfrau soll am Rande des tiefen Brunnens als Geist sich zeigen, und man nennt sie die Wächterin eines unterirdischen Schatzes, welcher im Schlosse verborgen liegt.

Der Fürst von Schwarzburg hat einen Theil der Morgenseite des Schlosses in wohnbaren Stand setzen lassen, und kömmt öfters hierher.

Das graue Fräulein.

Auf dem Wege von Arnstadt nach Ilmenau sieht man unweit des nächsten Dorfes am Bergrücken einen hohen Thurm über etlichen Burgruinen, welche man die «alte Burg» nennt *).

Eine bejahrte Frau erzählte mir Folgendes:

Im Schloß dort lebte 'mal ein vornehmer und reicher Herr, reicher wie Alle im Lande. Er war aber so karg und geizig als reich, gönnte Niemand

*) Sie gehörte der im dreizehnten Jahrhundert ausgestorbenen Familie von Käfernburg, deren Stammschloß bei Arnstadt lag.

'was, gab den Armen nichts, und ließ durch große Hunde von Burghof hetzen, was hinauf kam und um ein Stückchen Brot jammerte.

Er hatte eine hübsche Tochter, wollte sie aber an Keinen verheirathen, der nicht übermäßiges Vermögen besäße; darüber starb er indeß, und seine Gemalin folgte ihm bald nach.

Das Fräulein war nun allein; sie dachte aber nicht anders als ihre verstorbenen Eltern, sah Keinen ins Gesicht, der nicht reich war, und wollte von armen Freiern durchaus nichts wissen.

Die schönsten und schmuckſten Bräutigame kamen auf die Burg, doch eine Hochzeit kam nicht zu Stande; das Fräulein fand die Grafen und Herren noch immer nicht glänzend genug, und Einer nach dem Andern mußte wieder heimtrollen. Zuletzt schwur sie einen schweren Eid, Niemand zu wählen, der nicht Schätze hätte wie ein König.

So 'was gefällt dem Allmächtigen nicht, das zeigte sich bald. Ein bös Wetter stieg am Himmel auf und streute Feuer in die Burg, daß sie lichterloh flammte; keine Nothglocke ertönte, kein Mensch lief herbei, das Feuer zu löschen, und das hartherzige Fräulein kam um in den Flammen.

Nicht lange nachher sahen die Leute ihren Geist umherirren; im silbergrauen Kleide, das sie sonst getragen, war das Fräulein hier und dort erschienen. Sie hat keine Ruhe im Tode, wie sie sagen, bis der Bräutigam kommen und sie aus ihrer Pein erlösen wird; der kommt aber in aller Ewigkeit nicht.

Nach Wachsenburg hin am Brunnen, dem Jungfernborn, hat man das Fräulein im fahlen Mondschein auch wahrgenommen; die Augen waren vertrocknet und stier, das Gesicht hing schlaff und die Haare reichten fast bis zur Erde herab.

«Alte Jungfern, die ihre Liebhaber verscheuchten und ehelos bleiben, treiben oft ein schlimm Spiel, und haben nun mit Katzen, mit Eulen und anderm Gelichter Verkehr» *).

Horn der Berggeister.

In Thüringen, unweit Eisenach, thront der mächtige Hörselberg.

In seinem Innern wohnte Frau Venus, die Bergfee, mit ihrem ganzen Hofe.

Zu gewissen Zeiten vernimmt man noch jetzt ein wunderbares Rauschen und Rollen der Geister und Zwerge, die manchmal Günstlingen erscheinen, und sie in ihr Geklüft locken.

Ein fröhlicher Hirt ging einst, um bei einem hellen

*) Mündliche Worte der Puppenkopf-Fabrikantenfrau aus der Gegend des Kickelhohnberges bei Ilmenau.

Felsbrünnchen einen Trunk Wasser zu schöpfen, und sieht mit Staunen neben der Quelle einen Hügel, in den ein Eingang führt.

Eine Frauengestalt kommt auf ihn zu, und blickt ihn mit betrübter und flehender Geberde an. Sein Auge fällt auf drei prachtvolle Blumen, die von der Quelle her schimmern.

Auch solche Blumen waren ihm nie vorgekommen, und er bricht sie sich ab. Da spricht die fremde Gestalt: Mit diesen Blumen kannst du mich aus meinem Leid erlösen. Geh zur Höhle, nimm, was dir gefällt, laß aber beim Weggehen das Beste nicht liegen.

Der Hirt folgt den schönen Worten. Er geht durch den Eingang der Höhle in ein weites Gemach, wo Kostbarkeiten, Gold und Diamanten in Menge ihm die Augen blenden. An einer großen Tafel sitzen Ritter und Edelfrauen beim Mahle. Niemand regt sich, Niemand spricht das Geringste.

Ein Schauer überläuft den Hirten. Er wirft die drei Blumen von sich, ergreift ein goldnes Horn an der Wand, und nimmt eilig den Rückweg.

Noch einmal erblickt er die Jungfrau, sie sieht sich nach den Blumen um, die nicht mehr in seinen Händen sind. Ach, ruft sie flehend aus, vergiß das Beste nicht! —

Doch von tausend Schrecken getrieben, stürzt der Hirt hinweg. Er hört nur noch die Worte der klagenden Jungfrau, daß sie nun wieder hundert Jahre auf Erlösung warten müsse.

Von einem entsetzlichen Hall dröhnte jetzt die Erde, und Hügel und Höhlengang waren verschwunden, als der Hirt wieder unter freiem Himmel sich befand. Er hielt das Horn in der Hand, und es that ihm nun vom Herzen weh, der Jungfrau Bitte nicht erfüllt zu haben.

Sehnsuchtsvoll trieb es ihn nun nach der Gegend des Brunnens. Die Erscheinung zeigte sich aber ihm nicht zum zweiten Male.

Der Hirt brachte das Goldhorn dem Landgrafen von Thüringen.

Zu Wartburg weiß man nichts Näheres über dieß Horn. Es muß verloren gegangen sein. — Eine wenig bekannte, obgleich fremdländische Sage, stehe zur Vervollständigung der Hornmärchen hier noch eingeschaltet.

Horn der Zwerge.

Etliche Stunden von Christianstadt in Schonen liegen die Zwanziggruben und der Volkingerberg, zwischen beiden der Hexenstein (Trollstein).

Letzterer gleicht einem Gebäude. Einst wohnten viele Zwerge hier.

Die gutmüthigen Zwerge kamen aus ihren unterirdischen Wohnungen, pfiffen sich mit einer hellen Pfeife zusammen, und tanzten nun fröhlich auf der grünen Wiese.

Vorüberziehenden winkten sie und boten ihnen Wein in einem schönen Horn an. Wer daraus trank, blieb bei ihnen und nie sah man ihn wieder.

Nur ein Mann aus Kuhabay, der sieben Jahre bei den Zwergleuten zubrachte, kam nach Christianstadt zurück, und erzählte, wie gut es ihm ergangen wäre.

Einem Andern ist es aber übel ergangen. Er reitet hinaus nach dem Trollstein.

Als die Zwerge kommen und ihm freundlich das Trinkhorn reichen, verlangt er auch eine ihrer Pfeifen, und sie geben sie ihm willig.

Da gießt er schnell den Trank hinter sich aus und rennt mit Horn und Pfeife davon.

Bestürzt folgen die Zwerge dem Flüchtling nach, erst mit Bitten und Jammern, dann mit schrecklichen Drohungen, um ihn zur Rückgabe ihres Eigenthums zu bewegen. Ihr Flehen ist vergebens. Der Reiter kommt mit der Beute bei seinem Gutsherrn an.

Auf dem Rücken des Pferdes, welchen der Wein besprengt, waren alle Haare verbrannt.

Der Reiter ist nach wenigen Tagen gestorben, und bald darauf der ganze Edelhof.

Nach diesem Ereigniß haben die Zwerge die Gegend von Zwanziggruben auf immer verlassen.

Horn und Pfeife der Zwerge verwahrt noch jetzt Herr von Cojet. — Das Horn ist aus einer unbekannten Masse, der Form nach einem Posthorn ähnlich, die Einfassung von Gold, ringsum stehen männliche und weibliche Figuren. Die Pfeife ist aus einem elfenbeinähnlichen Kern und gibt beim Anstimmen einen Doppelton. Beide Stücke befanden sich auf dem königlichen Schlosse zu Stockholm, wurden aber späterhin von dem Eigenthümer wieder zurückverlangt.

Schloß Eisenberg.

In tiefen Betrachtungen verloren lag Herzog Christian auf einem Ruhebette im Schlosse zu Sachsen-Eisenberg. Es war um die Mittagsstunde.

Da klopfte es leise an die Thür des Kabinets. Befremdet, wie Jemand zur ungewöhnlichen Zeit und unangemeldet durch die wachehabenden Posten eintreten könne, rief er: herein!

Da trat eine Frauengestalt in altväterischer Tracht ins Gemach, und von einem Schauer befallen erhob

sich der Herzog, indem er die Dame fragte: wer sie sei und was sie begehre? —

Entsetze dich nicht, gab sie zur Antwort, ich bin kein böser Geist, und nichts soll dir widerfahren. Ich bin eine deiner Vorfahren, Anna, des Kurfürsten von Sachsen Tochter, mein Gemal war Herzog Johann Kasimir von Sachsen-Koburg. Schon über hundert Jahre sind wir todt.

Nochmals richtete der Herzog seine erste Frage an die Gestalt, welche fortfuhr.

Ich nahe dir mit der Bitte: mich mit meinem Gemal, mit dem ich unversöhnt gestorben, zu versöhnen um unserer Seelen Ruhe willen. Als Werkzeug Gottes bist du dazu erwählt, unsere Vereinigung zu bewirken.

Erschüttert von diesem Begehren, entgegnete der Herzog, daß er diesem Wunsche nicht Genüge leisten könne.

So sei dir noch eine Bedenkzeit verstattet. Nach Verlauf von acht Tagen werde ich um dieselbe Stunde wiederkehren, ob du dann vielleicht meinem Flehen Gehör leihen wirst.

Hierauf verschwand die Erscheinung.

Der Herzog berief alsbald seine geistlichen Freunde zu sich, erzählte ihnen das Ereigniß, und in Erwägung seiner Frömmigkeit, so wie, daß das Gesicht bei Tage erfolgt, auch in dem Ansuchen des Geistes nichts enthalten sei gegen Gottes Willen, ertheilten sie ihm den Rath, demselben sein Begehren zu erfüllen.

Also geschah, daß der Herzog von Eisenberg zu derselben Stunde wie vor acht Tagen, das Anklopfen vor seiner Kabinetsthür vernahm, und den Geist hereinschreiten sah, der ihn fragte, ob er nun entschlossen wäre, das Verlangte zu gewähren?

Der Herzog sprach: Wofern dein Begehren nichts gegen Gottes Wort enthält, will ich es erfüllen.

Ich handle nicht gegen Gott! Mein Gemal hatte mich bei meinem Leben wegen Untreue im Verdacht, und obschon ich ihn von meiner Unschuld überführte, nährte er dennoch einen heftigen Haß gegen mich und ging so weit, daß er mir endlich auf meinem Todtenbette zu unserer Aussöhnung seine Gegenwart versagte. Ich starb, ohne sie erlangt zu haben, ruhe friedlich, jedoch ohne das reine Anschauen Gottes, und bald nachher folgte er mir in den Tod, doch mit dem tiefsten Gefühl der Reue gegen seine Unversöhnlichkeit. Die wahre Ruhe des Grabes fehlt ihm. Nun ist endlich der Augenblick gekommen, der uns Beiden wieder Frieden geben soll, und du dazu bestimmt, uns zu versöhnen.

Sage mir denn, entgegnete der Herzog, was ich zu thun habe, um dir zur ewigen Ruhe zu verhelfen! —

Halte dich in kommender Nacht bereit, ich werde mit meinem Gemal vor dir erscheinen, dann magst du dein Urtheil fällen und mit Gott unsere Hände in einander legen zum Zeichen der endlichen Versöhnung.

Nachdem der Geist das Gemach verlassen hatte, ertheilte der Herzog der Wache den strengsten Befehl,

Niemand herein zu lassen, und genau auf Alles, was im Schlosse sich begeben möge, Acht zu haben. Er befahl darauf, mehre Lichter auf den Tisch stellen und die heilige Schrift auf denselben legen zu lassen, und bereitete sich auf den Besuch vor.

Als es Elf schlug, öffnete sich die Thür. Die Fürstin trat herein. In fürstlicher Tracht, blaß und todtengleich folgte ihr Gemal. Dieser gab jetzt dem Herzog einen Bericht von dem Zwiste, welcher zwischen ihm und seiner Gemalin stattgehabt, nach dessen Beendigung der Herzog, der mit gespannter Aufmerksamkeit ihn vernommen hatte, den Ausspruch that, daß das Vergehen sich auf Seiten des Fürsten befinde, welches dieser auch als gerechten Spruch erkannte.

Jetzt nahm der Herzog die kalte Hand des Fürsten, legte sie in die von natürlicher Wärme belebte Hand der Fürstin Anna, sprach den Segen des Herrn über Beide, und aus ihrem Munde erfolgte ein einstimmiges Amen!

Als der Herzog hierauf den Gesang, Herr Gott dich loben wir, anzuheben begann, hat es ihm geschienen, als wenn Beide mitgesungen hätten.

Nach Beendigung desselben richtete die Fürstin sich an den Herzog mit den Worten:

Den Lohn wirst du vom Himmel empfangen und bald bei uns sein! —

Beide sind hierauf verschwunden. Niemand hat die Todten gesehen, und die Wache nur die Stimme des Herzogs gehört.

Einige Jahre später, im Anfang des Jahres 1707, ist Herzog Christian von Eisenberg gestorben, welcher diese Begebenheit selbst aufgeschrieben, die sich dermalen in der fürstlichen Bibliothek zu Rudolstadt befindet.

Schloß Henneberg.

Im elften Jahrhundert lebte in Wälschland Ritter Poppo. Seine Schönheit und Tugenden erwarben ihm die Liebe einer reichen Gräfin, die er jedoch nicht erwiederte, weil das Andenken an eine jüngst verlorne Gattin in seiner Brust noch nicht erloschen war. Der Ritter verließ Wälschland und begab sich mit seinen Söhnen nach Deutschland.

Er kam nach Thüringen, und gedachte da, wo jetzo die Schloßruinen Hennebergs von der Höhe blicken, eine Burg sich zu erbauen. Drei Hennen, die vor ihm aufflogen, bestimmten ihn, seine künftige Burg Henneberg zu nennen.

Während er baute, zog die wälsche Gräfin, vom Schmerz der Liebe getrieben, dem Geliebten nach, und fand nach langem Suchen seine Spur. Aber als sie

mit ihren Mauthieren an den Ufern der Schleuse und Werra vorbeikam, und auf einmal ein trauriges Glockengetön vernahm, erfüllte es ihre Seele mit trüben Ahnungen. Sie erfuhr nun, es sei das Grabgeläute Graf Poppo's von Henneberg, der im Treffen bei Mellerstadt (1078) geblieben.

Von entsetzlichem Leid ergriffen, zerrauft sie im wilden Schmerze ihr schönes Haar, zerschlägt die Brust, reißt eine ihrer Flechten aus und wirft sie in die Schleuse. Im Lande des Geliebten beschließt sie nun zu sterben und ihre Schätze seinen Nachkommen zuzuwenden.

Ihren Tod ehrend, schmückte Gottwald, Poppo's Sohn, sein Wappen mit einem neuen Helmzeichen, nämlich einer gekrönten Jungfrau in einem großen und starken Haarzopf.

«Jungfer mit einem Zopf» heißt noch jetzt unter den Bewohnern der Helmschmuck des am Gebäude des ehemaligen Prämonstratenser-Mönchs- und Nonnenklosters Vestra an der Schleuse, dem Erbbegräbniß der Grafen Henneberg, und an Thürmen und Brücken befindlichen Wappens.

Von ihren Spenden zeugen heute noch Mauern und Thürme von Themar, auch eine Brücke über die Werra und Hassel bei Einhausen.

Das Magdalenenkloster.

Vor Alters lebte zu Erfurt eine tugendreiche Jungfrau. Sie war die Tochter eines armen redlichen Mannes, der das Weberhandwerk trieb.

Magdalene hatte goldgelbe Haare, und als sie heranwuchs, wurde sie sehr schön. Aber sie lebte still und in sich gekehrt, ohne an weltlichen Freuden Theil zu nehmen, noch auf Schmeicheleien viel zu hören, die man ihr darbrachte. Ihr Gemüth war zu Gott gerichtet. Sie wollte unverheirathet bleiben, und die Eltern, welche das einzige Kind liebten, ließen ihr freien Willen in allen Stücken.

Sie arbeitete fleißig und betete im Stillen zur Mutter Maria, ihr beizustehen in künftigen Leiden, wofür sie ihr angehören wolle ihr ganzes Leben.

Die Jungfrau Maria erschien ihr im Traume und ermuthigte sie wohlgefällig in ihrem frommen Vorsatze.

Nun entstand zu Erfurt eine große Theuerung. Tausende von Armen litten Noth und klagten laut.

Magdala spann ganze Nächte hindurch, sie verdiente nur wenig mit der Hände Mühen, aber was sie erwarb, gab sie willig und gern den Hilfsbedürftigen. An der Thür ihres kleinen Häuschens stand

sie dann, theilte aus ihrer Schürze die erkauften kleinen Sanct-Marcus-Brötchen unter die Armen, und blickte sie freundlich an.

Mehr und mehr wuchs die Noth. Das arme Webermädchen arbeitete emsiger, und gab nun von ihren Kleidern ein Stück nach dem andern, darbte in Gott, zufrieden mit dem geringsten, bis sie endlich kaum selbst noch ihre Blöße zu verhüllen vermochte, und nun kam der Winter mit schneidender Kälte.

Ihre Kraft erlahmte, sie wußte keine Hilfe mehr im öden armen Kümmerchen, weinte laut und bat die Mutter des Himmels um Beistand, Kraft und Muth, ihr und den leidenden Brüdern und Schwestern hilfreich zu nahen in der großen Noth.

Da öffnete sich die Mauer der kleinen Kemnate, und von lieblichen Lichtstrahlen umgeben, trat Maria die Jungfrau herein und wandte sich zur Knieenden: Steh' auf, Magdalene, dein Wunsch wird Erhörung finden; thue fortan wie du gethan, und gedenke meiner in deinem Gebete! —

Sanft lächelte die Jungfrau hierauf, senkte ihre Rechte auf das goldne Haar des Mädchens und verschwand.

Gestärkt erhob sich Magdala. An ihrer Seite fand sie eine kleine Tasche von wunderbarer Webung, welche mit etlichen Goldgulden beschwert war.

Sie dankte Gott und allen Heiligen für diese Gabe, und ward mit freudigem Staunen inne, daß sich stets andere Goldstücke in der Tasche fanden, so oft sie solche berührte.

Nun half sie den Leidenden, ging nach den ärmsten und fernsten Hütten, und brachte den Verzweifelnden Hilfe und Trost. Das Geheimniß des himmlischen Geschenks hielt sie aber in ihrem Herzen geborgen vor allen Menschen, so lange sie lebte.

Magdalene wurde bald nachher Nonne im Kloster, wo sie allgemeine Verehrung genoß.

Zum Rufe der Heiligkeit gelangt, erbaute sie endlich selbst ein Kloster, das ihren Namen erhielt.

Wie sie starb, fand man die Tasche, welche sie beständig als ein theures Andenken bei sich getragen, mit so viel Werth angefüllt, als sie zu ihrer einfachen Beerdigung bestimmt hatte.

Kriegsstürme vernichteten das Kloster. An dessen Stelle ward nach vielen Jahren ein kleines Kirchlein, die Magdalenenkapelle, erbaut, welches noch steht, und in dem jährlich einmal Messe gehalten wird.

Das Todtenkloster.

Ueber Frankenhausen, der vormaligen Residenz der Grafen von Schwarzburg, stand sonst ein Kloster in der Nähe einer Kirche, die noch existirt.

Längst, nachdem das Kloster in Ruinen versunken,

sah man in der Neujahrsnacht einen Zug von Geistern über den Berg nach der Kirche wallen und hier den Gottesdienst verrichten. Sprachlos, alle im Leichengewand, schritten Paar an Paar vorüber. Wer stehen blieb, bis der Zug vorbei war, sah seine eigene Gestalt unter den Abgeschiedenen und starb bald darauf.

Vor dem Altar steht der Priester im Kirchenornat, die Weihkessel dampfen, die Orgel ertönt, alle Plätze sind mit Betenden besetzt, und Grabesluft haucht durch den Kapellenraum. Eine Stunde nach Mitternacht verlöschen die Altarkerzen, und Priester, Meßknaben und Kirchgänger verschwinden.

Vor vielen Jahren ging ein Einwohner Nordhausens über den Schlachtberg herab nach der Stadt. Er glaubte die Mitternacht noch ferne, da steht vor ihm das Kloster mit Lichtern erhellt.

Schüchtern betritt er die Kapelle. Eben hebt der Gesang an.

Mit hohlem Auge winkt ihm ein uraltes Weib, und greift nach dem Gebetbuch, das er aus seiner Tasche gezogen, um mit zu singen. Er kennt das Weib nicht. Das ganze Haus ist mit Bekannten angefüllt und alle in weiße Gewänder gehüllt. Auf einmal werden die Blätter seines Gebetbuches, wo sie die Alte mit den Fingern berührt, schwarz und sind versengt.

Der fromme Mann erschrickt darüber und ruft voll Seelenbangniß: Jesus, hier geht's nicht mit rechten Dingen zu! —

Darauf verschwindet Alles, es ist dunkel in der

Kirche, der Bürger eilt hinweg und mit furchtbarem Schall schlägt die Klosterpforte hinter seinem Rükken zu.

König Merwig.

Im Alterthum herrschte ein König im Thüringerlande, genannt Merwig.

Die Mutter dieses Königs war eine wunderschöne Frau. Sie hatte Umgang mit Frau Venus im Hörselberg, und pflegte oft nach dem Meere zu gehen und zu baden.

Hier verband sie sich mit einem Meernix, und aus dieser Liebe entsprang ein Sohn, dem sie den Namen Merwig oder Meerwicht ertheilte.

Als dieser Merwig groß wurde, jagte er seine Brüder aus dem Lande, bemächtigte sich des Throns und ward König von Thüringen und Hessen.

Er erbaute Nordhausen am Harz, und viele Schlösser und Burgen, auch ein prächtiges Schloß, eine Stunde von der Hauptstadt Erfurt an der Gera, da, wo jetzt ein Dorf steht, nannte es Merwigburg und bewohnte es.

Unermeßliche Schätze, die seine Mutter bei ihrer Vermählung mit jenem Meernix von dessen Vater empfangen und ihm hinterlassen hatte, bewahrte der König auf diesem Schlosse.

Als Merwig starb und das Schloß von König Dagobert zerstört wurde, sanken diese Schätze tief in den Schooß der Erde in die Gewalt der unsichtbaren Geister. Niemand gelang es, sie sich zuzueignen.

Man baute endlich ein Mönchskloster an die Stelle der alten Burg, und die Sage meldet, die in der Schwarzkunst erfahrenen Mönche hätten sich eines Theils des Goldes aus dem Schatz des Königs bemeistert, aber durch üppiges Leben ihren frühen Untergang herbeigeführt.

Drei Männer gruben einmal um Johanni dem Merwigsgut nach: ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer; sie wurden Alle reich. Der Schäfer löste sich von seinem Golde Ländereien und nannte sie Schaafstädt, der Schneider zog in die Fremde und wurde ein vornehmer Graf, der Schmied verbarg seinen Theil in die tiefe Erde und starb als Geizhals.

Noch jetzt hütet er als schwarzes Gespenst den versunkenen Schatz, wird von den Dörflern gesehen und sein Klagen und Jammern in finsterer Nacht gehört.

An jenem Kloster zeigt man ein Hufeisen, eine Scheere und einen Schäferstab, welche Gegenstände zum Andenken an die drei Schatzgräber in den Stein gehauen sind.

Anno 1631 ließ Gustav Adolph eine Schanze auf

den Ruinen der Merwigsburg erbauen, wovon die Merkmale noch zu finden sind, und bei welcher Gelegenheit von den Schweden Geld gehoben sein soll.

Wartburg und Frauenburg.

1.

Zu den wichtigsten altdeutschen Schlössern gehört die berühmte Wartburg bei Eisenach. Viele ihrer baulichen Merkwürdigkeiten sind noch in sehenswerthem Stande, andere machen eine sorglichere Hütung und Nachhilfe, als ihr in neuester Zeit zu Theil geworden, wünschenswerth.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts war die Wartburg Wohnsitz Landgraf Ludwigs von Thüringen-Hessen und seiner Gemalin Elisabeth.

Beide zeichneten sich durch edles menschenliebendes Hausen und Regieren, Elisabeth aber, ein Wunder von Frauenschönheit, der schon in frühster Kindheit außerordentliche Dinge geweissagt wurden, als hohes Muster immerwährend frommer Gottesliebe aus.

Ihrer Frömmigkeit und Milde ungeachtet erfuhr sie durch Uebelgesinnte manch Ungemach, selbst der Bru-

der des theuern Ehegatten hegte feindliche Gesinnungen gegen sie.

In der Blühte ihrer Jugend, in der Glorie ihrer Tugend, im dreiundzwanzigsten Jahre, starb die Landgräfin, in Abwesenheit des Gemals, dessen Gifttod wohl ihr zartes Leben zerstört haben mag.

Zu Marburg in der prachtvollen Elisabethkirche liegt ihr Leib begraben in kostbarem Sarge. Sie wurde von Gregor dem Neunten in die Zahl der Heiligen aufgenommen *).

Der reiche und redliche Abt Konrad von Busnang war einer ihrer eifrigsten Vertheidiger, als sie, aus ihrem Besitzthum verdrängt, nach Marburg pilgerte. Zur Verherrlichung ihres Ruhmes erbaute er auf lieblichem Hügelgrün in der Nähe des Schlosses Wil im Kanton St. Gallen eine Kapelle, nannte sie nach ihrem Namen und schrieb ihr: «Sei einst meine Fürsprecherin droben in himmlischen Höhen, du Reinste der Frauen!» —

Auf der Wartburg befanden sich noch in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts zwei Denkmale, die von ihr sprachen: «das Gemälde von vier katzenverwandelten Schloßfräulein, die im Zauberkreis einen vergeblichen Versuch auf ihre Tugend machten; dann die Abbildung eines ungeheuern metallenen Lindwurms, welchen Ludwig der Eiserne von einem geschickten

---

*) v. Arnolli, Legende van Sinte Elizabeth landgrauine van Düringhen unde van Hessen. Amsterdam 1500.

thüringenschen Waffenschmied zum Geschenk erhalten hatte.

Dieser wunderbare Lindwurm drang einst aus der Nische des Schloßhofes, wo er seit langer Zeit aufgestellt stand, und verschlang einen verkappten Boten mit einer die edle Fürstin verläumdenden Botschaft in dem Augenblick, als er sie überreichen wollte.

Zu Wehrda, einem Dorfe bei Marburg, sieht man noch die (öfters ausgebesserte) Bauernhütte, in der Elisabeth zu ihrer Demüthigung gewohnt und Garn für die Armen gesponnen hat. Ein großes Tuch von ihrer Arbeit legt man noch jetzt, wenn das heilige Abendmahl gehalten wird, auf den Altar der Elisabethkirche zu Marburg.

2.

Das Schloß Frauenburg liegt im Angesicht der Wartburg. Herzog Albrecht von Braunschweig erbaute und befestigte es 1258, als er zur Besiegung gen Wartburg zog. Es ist zerfallen.

Am Fuße des Berges befindet sich eine tiefe Höhle, welche das «verfluchte Jungfernloch» genannt wird.

Zu Eisenach lebte eine sehr schöne Jungfrau. Ihre strenge Mutter sah es ungern, daß sie sich täglich putzte und ohne Gott in die Welt blickte. Einmal im Zorn sprach sie die bösen Worte: Ich wollte, du säßest auf ewig in der dunkeln Höhle des Frauenbergs!

Es geschah, wie sie gewünscht, und auf ewig wohnt die schöne Jungfrau in der Bergeshöhle.

Nur alle sieben Jahre, Glockenschlag Zwölf, Mittags, wird sie sichtbar in ihrem reichen Gewand und goldnen Haar, das ihren Nacken umwallt. Ihr Auge sieht betrübt in die Ferne, als erwarte sie Jemand, dann weint und klagt sie über ihr ewiges Verweilen in dieser Berghöhle.

Ein Hirtenmädchen kam vor Jahren in die Nähe des Felsens. Sie sieht die verwünschte Jungfrau, welche ihr naht und sie bittet, ihr mit einem dargebotenen Goldkamm das Haar zu kämmen.

Die Hirtin gewährt ihre Bitte, wird dann von der Jungfrau in die Höhle geführt, vorher aber gewarnt, stille zu sein. Nachdem das Mädchen in einem großen hellerleuchteten goldnen Saal sich umgesehen, erhält sie eine Gabe und wird wieder hinweggeführt.

Wie sie an den Ausgang der Höhle gelangt, erschrickt sie gewaltig vor einem großen Hunde mit flammenden Augen, der hier liegt, und läßt das Geschenk zur Erde fallen.

Hätte die Hirtin sich nicht gefürchtet, so wäre ein großer Schatz ihr verblieben. Beim Wiedersuchen fand sie nichts mehr davon.

Georg Beichlingen.

Graf Georg von Beichlingen besaß einen zahmen Habicht von vorzüglicher Schönheit und Geschicklichkeit, den er sehr liebte.

Eines Tages entfloh der Habicht; besorgt eilte der Graf ihm nach tief in den Wald hinein.

Da sah er am Abhang eines Berges bei hellem Springquell ein Mädchen im Gewand der Armuth sitzen und den Flüchtling in ihren Händen.

Sie sagte dem Ritter, daß sie das arme Thier klagend und verwundet im Walde gefunden und zur Milderung der Schmerzen seine blutende Wunde mit Wasser gekühlt habe.

Der Graf dankte ihr für die Mühe, die sie dem Flüchtling bewiesen, den er durch einen Pfeilschuß am Flügel verletzt fand. Ueber der Schönheit des Mädchens vergaß er den Zorn, den er empfand gegen den unbekannten Jäger, der seinen Liebling zu verwunden gewagt hatte.

Auf seine Frage, wer sie sei, antwortete sie, daß sie Artra heiße, die Tochter des Hirten Tobald aus Heldrungen sei, und oft ausgehe nach Wurzeln und Kräutern im Walde.

Georg, dem die Treuherzigkeit der Hirtin gefiel,

blickte sie freundlich an und bat sie, den Habicht mitzunehmen, völlig zu heilen, und zuweilen nach diesem Brunnen zu kommen. Er schenkte ihr ein Stück Geld, und eilte, da sie sich weigerte, es zu nehmen, schnell auf seinem Rosse hinweg.

Artra kam wieder an den Brunnen, wo Georg auf sie wartete. Sie dankte ihm für das Geldstück, das er ihr gegeben, womit sie nicht allein dem Habicht, sondern auch ihrem armen Vater wohlgethan habe. Der Ton ihrer Stimme zog ihn immer mehr an, er schlang seine Arme um das liebliche Mädchen und küßte sie.

Lange kamen die Liebenden am einsamen Brunnen zusammen, wo sie sich ein angenehmes Laubhüttchen erbauten, bis das Mädchen einmal weinend erschien, und dem Grafen klagte, daß man ihren armen Vater zu Heldrungen aus dem Dienst verstoßen wolle.

Erfreut, den Armen beistehen zu können, ließ Beichlingen ein kleines Haus erbauen, in welchem die schöne Hirtentochter mit ihrem Vater geruhig leben konnten, und fuhr fort, Beide noch oft zu besuchen.

In der Folge wurden an diesem Brunnen, der Artrabrunnen genannt, mehre Gebäude und endlich das Dorf Georgislauba angelegt.

Gorsleben oder Gorschleben heißt noch jetzt das Dorf, der Brunnen der Artrasche Born, welche unweit der Schlösser Sachsenburg und Beichlingen in Thüringen liegen.

Die Begebenheit fällt ins neunte Jahrhundert.

Die Berg- oder Holzweibel.

In den Waldungen des reußischen Vogtlandes in Thüringen hielten sich sonst kleine Menschen auf, welche man Holzweibchen oder Holzweibel nannte. Sie waren von der Größe dreijähriger Kinder, sahen grau aus und hatten ältliche Gesichter. In ihrer Tracht glichen sie den oberländischen Bauern um Schleiz, auch hatten die Weibel gelbbraune Schürzen. So sah man sie am Häsigholze und der Klinge unterhalb Loitsch oft über den Weg schlüpfen.

Die Männchen sollen nicht so gut gewesen sein, als die Weibchen, sich tiefer im Gewalde aufgehalten und dreieckige Hüte und grüne Kleider mit rothen Aufschlägen getragen haben.

Aus dem Hartwalde, unweit der Aume, kamen sie an die Fenster der Häuser nach Göttendorf, die dem Walde am Nächsten lagen, so wie zu den Leuten, welche im Gehölz arbeiteten, baten sich Essen aus oder nahmen sich auch etwas aus den Töpfen heraus, was sie aber durch gute Rathschläge und Lebensregeln und auf allerlei andere Weise wieder ersetzten. Einem Mädchen, das sein Brot mit ihnen theilte, wurde heimlich gestrickt; ein Mann, dem sie das Brot aus dem Sacke nahmen, stopften sie dafür Späne in denselben. Er warf sie verdrießlich weg. Zu Haus angekommen,

findet er einige derselben in Gold verwandelt; nun will er die weggeworfenen wiederholen, aber verschwunden sind und bleiben sie. — Einem Mädchen gab ein Holzweibel für Brot einen Zwirnknaul mit der Weisung, ihn in ihre Lade zu legen und den Faden zum Schlüsselloche heraushängen zu lassen, so würde sie Zwirn haben ihr Lebenlang. Dieß thut das Mädchen und der Zwirnfaden nimmt nicht ab. Als aber einmal die Beschenkte einer Freundin von ihrem großen Zwirnvorrath erzählte, und unvorsichtigerweise ihr erlaubte, davon abzuwickeln, hatte der Faden plötzlich sein Ende erreicht.

Ein Holzhauer klagte seiner Frau, daß ein Weibel das Brot verzehrt habe. Diese buk nun Kümmel, den sie nicht essen können, in das Brot. Als das Weibel davon aß, behagte es ihm nicht, und zornig sprach es:

Ei ei! Kümmelbrot!
Das bringt dir Noth,
Er wird dir sauer werden!

Von dieser Zeit an verschlimmerten sich des Mannes Umstände.

Zu Göttendorf fing und hielt man ein Holzweibel einige Zeit gefangen. Da drohte es den Hausleuten, daß, wenn sie es nicht losließen, es ihnen Nachtheil bringen würde, und man schenkte ihm wieder die Freiheit.

Eine Hirtin aus Hohenleuben sah eines Vormittags vier Holzweibel, welche feuerrothe Arme hatten, im Reutenteiche waschen und die Wäsche trocknen.

Mit dem Schlage Zwölf, zu Mittag, verschwanden sie mit der Wäsche.

Ein Mann aus Triebes hatte Essen gekocht; wie er danach sehen will, steckt ein Holzweibchen im Ofenloch, worüber er schimpfte und fluchte. Da ging es unter dem Rufe «hu hu!» rückwärts davon und als er ihm Brot anbot, erwiederte es nichts weiter als «hu hu!» und entfernte sich.

In Loitsch hörten in der Erntezeit die Schnitter eine quäkende Stimme: «Magd, ebne die Backofenkohlen!» Eine Magd darunter rief spottweise: «Backt mir auch einen Kuchen mit!» — Als sie nun fortgingen, fanden sie auf einem Rain in weißem Tuche einen ordentlichen in vier Theile geschnittenen Kuchen. Die Spötterin wollte nichts davon essen, die Andern aber sagten, sie habe gefrevelt und müsse nun auch davon essen. Sie that es und fand den Kuchen recht gut. Man ließ das Tuch liegen und als sie wiederkamen, war es weg.

Bei Göschütz lebten Holzweibel in Höhlen, und in der Schlei, einem großem Walde bei Teichwolframsdorf, hielten sich ein Weibel und Männel in einem von Baumwurzeln erbauten Hause auf. Sie nährten sich von Wurzeln, gingen friedlich mit den Menschen um, halfen ihnen beim Heumachen und begleiteten sie eine Strecke nach Hause, wo sie dann unvermerkt in den Büschen verschwanden. Ein Weibchen, das einmal eine Frau mit dem Rechen an die Ferse traf, schrie laut auf.

Zu Staitz hatten sich in dem jetzt Roßmann'schen

Hause zwei Holzweibel ganz heimisch gemacht, welche in häuslichen Arbeiten, besonders Sonnabends beim Scheuern, sehr fleißig waren. Alles mußte jedoch ruhig und sittsam hergehen; das Fluchen war ihnen sehr zuwider; so wie es einst vorkam, wichen sie alsbald.

In Forstwohlersdorf zeigten sie sich oft im Mainhard'schen Haus, fütterten das Vieh in den Ställen, ohne daß das Futter abnahm. Hier wie an andern Orten, wo man ihnen Kümmelbrot gab, oder Kleider und Schuhe hinlegte, blieben sie weg. —

Die fortschreitende Zeit und Aufklärung hat endlich die kleinen Waldbewohner aus den reußischen Gegenden vertrieben. Trauernd und mit wehmüthigem Blick nahmen sie von den Umwohnern Abschied und ließen sich Alle auf einmal, eine ganze Nacht hindurch, von einem Schiffer über die Elster setzen.

Seit ihrem Abzug, sagt das Volk, sei für die hiesige Gegend die glückliche Zeit vorüber.

Alte Leute versichern, daß noch vor achtzig Jahren Holzweibel gesehen worden seien, indeß Andere noch nicht an ihr gänzliches Verschwinden glauben.

Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

1.

Die arnstädter Frauenkirche wird für die älteste Kirche in Thüringen gehalten. Sie ist mit drei gothischen Thürmen versehen.

Als der Baumeister einen der Doppelthürme vollendet sah, ertheilte er dem geschicktesten Werkgehilfen großes Lob; da man aber zum zweiten schritt, und dieser nicht gleiche Vollendung erhielt, zürnte er heftig des Gesellen, befahl ihm, unter dem Vorwande, ihm etwas zu zeigen, sich in die oberste Thurmlucke zu legen, und stürzte ihn von der Höhe herab.

Das Bild dieses schauervollen Ereignisses ist noch jetzt vorhanden. Der treue Hund sieht dem fallenden Herrn nach.

2.

Ein Geistlicher ging einst in der Mitternachtstunde nach der Liebfrauenkirche, um den Gottesdienst zu halten, in der Meinung, es sei die Zeit schon bis zum Morgen herangerückt.

Als er in die Kirche gelangt, sieht er sie im hellen Glanze der Kerzen, und sämmtliche Meßpriester im Gewande, das man vor Jahrhunderten getragen, vor Hoch- und Seitenaltären stehen. Doch noch ehe er sein Befremden darüber geäußert, erlöschen die zahlreichen Kerzen und Dunkelheit und Stille umgibt ihn.

Man gibt an, daß Anno 1612, am Tage Mariä Reinigung, bei der fürstlichen Begräbnißkapelle zu verschiedenen Malen ein entsetzliches Getöse entstanden sei, als ob das Gebäude zusammenstürzen wolle.

Dieß prachtvolle Denkmal der Vorzeit ist, seitdem es durch Franzosen und Kosaken im letzten Kriege sehr ruinirt, bis jetzt nicht wieder hergestellt worden. An einem Herbstabend im Jahre 1836 betrat ich die Kirche, der Wind pfiff durch die zerschlagenen hohen Fenster, und wunderbar beleuchtete der Vollmond die gräulichen Verwüstungen.

Zwergenhöhle bei Arnstadt.

Eine Bäckersfrau zu Arnstadt gerieth in die drükkendste Noth; ihr Mann war gestorben und es ward ihr unmöglich, ihre vielen Kinder zu ernähren; Nie-

mand konnte und wollte ihr helfend beistehen. Die Verzweiflung warf sie aufs Krankenlager.

Da glaubte sie sich im Traume aufgefordert, nach dem hohen Felsgestein zu gehen, wo die mildthätigen Zwerge wohnten, von denen sie oft gehört, daß sie den Menschen beiständen, wenn man freundlich sie um etwas anspräche, — ihnen möge sie nur ihre Noth vertrauen und sich eine Gabe erbitten von den großen Geldschätzen, die sie in ihren unterirdischen Wohnungen bewachten.

Als es nun Abend war, schleicht die Frau so gut es gehen will zum Zwergenfelsen. Am Fuße desselben begegnet ihr auch schon ein Zwergmännchen und heißt sie muthig ihm folgen, es wisse schon, wohin sie begehre.

Sie gingen durch eine schwarze Höhle in ein helles Gemach mit vieler Pracht. Hier läßt die arme Frau sich nieder, und bald kommen eine Menge kleiner Geschöpfe, von denen jedes etwas hat und ihr in die Schürze legt.

Freudig und dankend nahm die Bäckerin die Gaben der sanften Zwerge an, wurde darauf von jenem Männchen den Felsen hinab geführt, und mit den Worten entlassen, daß, wenn sie verschwiegen sei, sie noch einmal kommen dürfe.

Am folgenden Morgen war großes Glück im Haus der Armen, die Zwerge hatten so reichlich geschenkt, daß die Frau durch das Gold, welches ihre Schürze enthielt, nicht nur aus aller Noth gerieth, sondern ihre Kinder auch noch lange davon leben konnten.

— Es wird auch erzählt, die Zwerge hätten einen König gehabt, der Beheler geheißen habe, nach welchem sie das Volk «Behelermännchen» genannt, sowie die Felswohnung die Behelerhöhle.

Die Zwerge halfen den Umwohnern das Feld bestellen und Gras mähen; auch ackerten sie im Mondschein.

Heiligenstadt und Schloß Ludwigstein.

Unweit Heiligenstadt im Eichsfeld liegt der steile Rüsteberg (Rastenberg), auf dem vor Jahrhunderten die Herren von Rüsteberg gehaust haben sollen, welche oft mit den Nachbarburgen Hannstein und Ludwigstein im Krieg lagen.

Auf Rüsteberg nahm einst ein fremder Pilger Herberge.

Der Pilger war Dagobert, König von Frankreich. Am Aussatz leidend, hatte ein Engel im Traum ihm verkündet, in Deutschland würde er Befreiung von seiner schweren Krankheit finden. Nachdem er noch viele gute Werke vollbracht, dem heiligen Dionysius ein Kloster gestiftet, ihn in einen goldnen, edelstein-

geschmückten Sarg gelegt, und auf dem Bergschloß Isenburg im Elsaß, sowie in dem Gehülfensberger Kloster bei Wanfried in Hessen verweilt hatte, langte er zu Rüsteberg an.

Die Schloßbewohner aber erriethen die Verkappung an seinen Reichthümern, die er mit sich führte, und beraubten und zwangen ihn, durch die Flucht sein Leben in Sicherheit zu bringen.

Der König kam hierauf in die Gegend von Heiligenstadt, rastete auf einer reizenden Anhöhe, erbaute hier ein vestes Schloß, und bewohnte es.

Eines Tages ritt Dagobert zur Jagd in ein Thal. Da überfiel ihn große Müdigkeit, er stieg vom Zelter, ließ sich ins hohe Gras nieder und entschlief. Als er erwachte, fühlte er, vom Thau der Blumen benetzt, sich sehr erquickt und große Linderung seiner Leiden; er kehrte nochmals an diesen Ort, und die Krankheit war verschwunden.

Der König betete dankend zum Himmel; er nannte die Stätte, wo er so wunderbare Heilung gefunden hatte, die «heilige Stätte», erbaute daselbst ein Kloster — das nördlich gelegene St. Nikolauskloster — und gab ihm den Namen Heiligenstätte; hier herum wurde die Stadt erbaut.

Dagoberts Burg in der Nähe der Stadt wird jetzt die Altenburg, oder « die alte Burg » genannt.

Die Rüsteburg fiel später im Kampf mit Hannstein und Ludwigstein. Jetzt ist sie zerstört, bis auf einen Thurm, in welchem Heinrich der Fünfte den

Erzbischof von Mainz gefangen hielt, der Berg aber ist noch ein Lustort für Heiligenstadt und Witzenhausen.

Schloß Ludwigstein mit ansehnlichen Ruinen liegt am linken Werraufer unweit Hannstein. Man nimmt hier auf Mauersteinen zuweilen seltsame und widerliche Gesichter wahr, und erzählt, das Schloß sei zur Zeit des Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen mit Hilfe des Teufels in einer Nacht erbaut worden.

Frau Hollen-Schloß.

1.

Ein heiterer Weg führt von Witzenhausen nach dem Hollenteich auf den Meißner-Berg.

An diesem Teich, einst ein tiefer See, stand das Schloß der Frau Holle. Es sank in die Tiefe des Sees. Die Zauberin wohnt aber noch darin, und wird zuweilen mit ihm über der Erde sichtbar.

Die Zauberin beschenkt und bestraft die Menschen nach Wohlgefallen. Wen sie belohnt, beschenkt sie reichlich, — wen sie strafen will, der wird von ihrem Gesang nach dem Wasserschloß gelockt und findet den Tod.

Zu Weihnachten zieht sie mit dem treuen Eckart zum Venusberg, wo es lustig hergeht. Wenn sie zurückkehrt, besucht sie die guten Mädchen, schenkt ihnen etwas zum Hochzeittag, und neckt die Bursche, gibt ihnen aber nichts.

Sie gebietet über des Waldes und der Gebirge Geister. Wer sie am Mittag sieht, stirbt bald; glücklich wird, wer sie am Abend erblickt, da sie am schönsten singen soll.

2.

Ein Mädchen aus Witzenhausen kam mit einer Schnur Perlen nach Haus. Die Eltern fragten, von wem sie solche erhalten habe, die Tochter wollte es aber erst in drei Tagen sagen.

Da befahlen sie ihr, die Schnur in den Strom zu werfen, als Koboldsgabe. Sie that es, riß aber vorher noch einige Perlen davon ab.

Die Perlen waren ein Geschenk der « Mutter Holle » vom Berge Meißner und von großem Werth.

Da das die Eltern vernahmen, suchten sie die Schnur wieder zu bekommen, allein vergebens.

Böneburg und Bilstein.

Hoch ragen unweit Eschwege in Hessen die Trümmer der Böneburg (Boineburg) ins Land. Von der eisenacher Wartburg sieht man ihr Burggestein über die ferne Waldung sich erheben.

Goldschätze liegen in der Tiefe der Burg verborgen. Schon oft sind Versuche gemacht worden, sie zu heben, aber stets vergebens. Zu ihrer Bewachung ist ein Fräulein aus dem Hause Böneburg verurtheilt, welche sich einst eines Verbrechens schuldig gemacht hat. Diese Schätze sind für den rechtmäßigen Besitzer aufgehoben, nichts darf sie davon entwenden lassen. Dieser kommt aber erst in einigen hundert Jahren, die Wächterin von ihrem schweren Amt zu erlösen.

Das Fräulein erscheint bald weiß, bald schwarz gekleidet. Wenn sie im grauen Gewand kommt, rasselt sie mit dem großen Bund Schlüsseln, welcher ihre Hand belastet.

Die Burg Bilstein, älter als Böneburg, liegt nicht weit von dieser auf steiler Anhöhe an der Werra.

Auch hier zeigt sich in den Burgruinen ein Fräulein, dem der Böneburg ähnlich.

Schloß Bodenstein.

Alte Chronisten erzählen, wie auf dem Bodenstein wilde Fehderitter gelebt hätten. Nach deren Aussterben ward die Burg Wohnsitz der von Winzinger-Roda, welche sie noch besitzen.

Am schroffen Bergeshang liegt die Burg über dem Thaldorfe Winzingerroda, eine Stunde von Stadtworbis im Eichsfeld.

Wohlerhalten, mit Mauer, Thurm und Zugbrücke versehen, steht noch jetzt die alte Ritterburg. Südöstlich nur, wo sie durch Feuer litt, entstanden einige Zubauden.

Nächtliche Erscheinungen werden zu Schloß Bodenstein oft bemerkt. Wenn Jemand aus der Familie stirbt, kündet es der Schloßgeist durch sein Erscheinen an, was indeß in aller Stille geschieht.

Ein alter Diener kam einst nach dem Schlosse, um aus dem Familiengemach etwas zu holen. Es war in der Christnacht, wo Niemand hier wohnte. Als er das Zimmer aufschließt, ist es von Kerzen erhellt, mehre Gestalten, alt costümirt, sitzen umher. Mit lautem Ausruf fährt der erschrockene Alte zusammen. Plötzlich vergehen Licht und Gestalten vor seinen Augen und tiefe Nacht umgibt ihn.

In Abwesenheit der Familie sah sich einmal ein Fräulein von Winzingerroda allein auf der Burg.

Da erscheint ein fremder Herr in ihrem Zimmer, jung und von einnehmendem Wesen, wirbt um ihre Hand, und bemächtigt sich aller Schätze an Gold und Silbergeräthe. Draußen vor der Burg steht ein sechsspänniger Wagen. Er setzt sich mit seiner Braut in denselben, und brausend eilt das Fuhrwerk den steilen Waldberg hinab. Ohne Aufenthalt geht die Reise über Berg und Thal, und tief im böhmer Walde angelangt, erkennt nun das Fräulein in ihrem Entführer den Anführer einer Räuberbande.

Bald darauf sah man Beide in Dresden, wo sie lange und im höchsten Glanz und Ansehen verweilten.

Diese Begebenheit wird von Einigen in die älteste, von Andern in eine neuere Zeit verlegt.

Schloß Seeburg.

Bei Berendshausen neben einem tiefen See, unweit Göttingen, stand ehemals das Schloß des Grafen Isang.

Der letzte Bewohner des Schlosses führte ein rohes und sittenloses Leben.

Einmal beschloß er auszuziehen zum nachbarlichen Kloster Lindau, und dem heiligen Hause eine Nonne zu rauben, welche, jung und schön, seine Begierde reizte.

Reisige und Knappen erschienen vor dem Kloster, brachen ein und rissen die errungene Beute mit sich hinweg.

Da entdeckte der Graf, daß die Nonne, mit der er in Blutschande gelebt, seine Schwester sei. Hierauf ließ er Kirchengebete halten, die Trinkgelage einstellen, und allen Klöstern milde Gaben reichen.

Bald jedoch verflog die gefühlte Reue und die alten Neigungen erwachten wieder.

Einst kam der Koch seines Hauses ins Gemach und sprach: Herr, sehet, welch seltsames Gethier man heut aus dem Schloßteich gezogen. Nie fing man einen ähnlichen Fisch! —

Es war ein ungeheurer Aal, wunderbar in Farben spielend. Der Graf hielt ihn für einen köstlichen Fang, und befahl, ihn zur Abendtafel zu bereiten.

Der Fisch wurde aufgetragen, und der Graf fand ihn so wohlschmeckend, daß er ihn fast allein genoß: nur sein Leibknappe erhielt ein Stückchen davon.

Es wurde Nacht, der Graf schlief aber nicht. Lebhafter traten die zahlreichen Uebelthaten, die auf seiner Seele lasteten, vor ihn hin. Ein verzehrendes Feuer rollte durch sein Eingeweide. Er hatte keine Ruhe, er stürzte aus Gemach und Burg in die schwarze Nacht, und rief und schrie mit schauerlichem Ton die staunende Schloßdienerschaft zusammen.

Da brachte ihm ein Klostermönch den Fluch der Schwester vom Todtenlager.

Isang fuhr zusammen; man führte ihn ins Schloß zurück; sein Zustand ward immer gräßlicher, er sprach verwirrt, Niemand verstand ein Wort; er schien den Tod zu suchen.

Nun trat er zum Fenster und öffnete es; man sah, wie er das Hausgeflügel, das sich hier versammelt, mit rollendem Auge betrachtete. Er hatte durch den Genuß des seltsamen Fisches die Gabe erhalten, Zeichen und Laute der Thiere zu verstehen, die sich eben von seinen Verbrechen unterhielten.

Heute mit Sonnenuntergang, sprach ein Huhn, wird Seeburg versinken mit Allem, was darin lebt, geh' und bereue deine Laster!

Wie gelähmt starrte der Graf vor sich hin, er hörte auf keine Frage mehr.

Laut krähend und mit den Fittigen klatschend, flog der große Hahn auf die hohe Burgmauer. Noch kannst du dich vom Untergange retten! rief er aus, fliehe auf deinem Rosse, ehe die Sonne sich neigt.

Der Graf rüstete sich, ihm nach setzte sein Knappe, der an der Fischmahlzeit Theil genommen, und ebenfalls Alles, was die Thiere gesprochen, verstanden hatte. Fluchend gebot ihm der Graf zurückzubleiben, er aber folgte.

Nochmals krähte der Hahn, nicht länger zu zögern, die Sonne wäre im Sinken.

Schon war der Reiter über die Zugbrücke, athemlos erreichte er jetzt Gieboldshausen, und blickte hin

nach Seeburg, welches vom Schein der Sonne blutroth gefärbt wurde.

Da schrie zum dritten Male der Hahn, und durch die Stille dröhnte und rauschte es fürchterlich. Die Burg versank mit schimmernden Zinnen und Mauern in den Abgrund, und ein spiegelklarer See glänzte an ihrer Stelle.

Reuevoll kehrte Graf Isang ins Kloster Gieboldshausen. Mit ihm erlosch sein Geschlecht.

Burg Lauenrode.

Im zwölften Jahrhundert stand auf einem Berge bei Hannover eine Burg, genannt Lauenrode, welche von den Grafen Roden oder Kirchroden erbaut, und in der Folge vom Herzog Ludwig von Braunschweig bewohnt wurde. Da, wo gegenwärtig der Marstall steht, führte eine Brücke über die Leine. Noch jetzt heißt der Weg die Burgstraße.

Nachmals entstanden viele Häuser um die Leinebrücke, die von Jahr zu Jahr sich mehrten und endlich eine kleine Stadt bildeten.

Die gräfliche Dienerschaft ging fast immer über die Brücke zur Stadt, und wenn der Graf zufäl-

lig nach ihnen fragte, sagte man gewöhnlich, sie wären über die Brücke nach der Stadt «hinüber» gegangen. Das Wort hinüber, welches «hannovir» im obersächsischen Dialect heißt, gab der neuen Stadt den Namen Hannöver, woraus Hannover wurde, welcher ihr auch verblieb.

Burg Lauenrode ward zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, lange nach Aussterben der Grafen Roden, unter Wenzeslaus und Albert zerstört. Die Rudera wurden zum Bau der Stadt verwendet.

Unweit Hannover in einem Walde, wo der letzte Graf Roden erschlagen wurde, befindet sich noch ein steinernes Kreuz mit seinem Namen.

Die Asseburg.

Etliche Stunden von Braunschweig auf der Straße nach Halberstadt lag einst im Assegebirge das Waldschloß der Herren von Asseburg.

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts hauste hier ein wilder Burgritter, und lebte mit der nachbarschaftlichen Elmburg, unweit Twieflingen, von welcher kaum noch Spuren erkennbar sind, in steter Feindseligkeit. Ein edles und schönes Fräulein der Elm hatte in des

Asseburgers Brust eine so heftige Leidenschaft angeregt, daß er alle Mittel anwandte, in ihren Besitz zu gelangen. Seine Anschläge schlugen lange fehl, bis er endlich mit List das junge Mädchen aus ihrem Burgzwinger lockte, und jubelnd unter rohem Knappentroß den schönen Fang in seine feste Burg einführte.

Die Bemühungen indeß, auch der Schönen Herz zu erobern, scheiterten gänzlich. Er glaubte Gewalt brauchen zu müssen, als die Jungfrau auch in der Folge seinen Wünschen nicht geneigter schien; doch in dem Augenblick riß sie dem gehaßten Feind das Schwert von der Hüfte, rang, mit übernatürlicher Stärke begabt, mit dem Kühnen, und stieß ihm die spitze Waffe in die Brust, daß er sterbend zur Erde sank. Die Heldin nahm jetzt den Leichnam, stürzte ihn zum Fenster hinaus in einen finstern Felsenriff, in welchen alle gefangenen Feinde geworfen wurden, und der lange die «böse Kelle» genannt worden sein soll, flüchtete dann über die steilen Burgmauern mittelst Seilen, welche sie aus ihrem zerrissenen Gewand knüpfte, und langte glücklich auf der väterlichen Burg an.

Wüthend über diesen schimpflichen Mord drangen des Asseburgers Brüder nach der Elmburg und verwandelten sie in Trümmer.

Müde der Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich die Herren von der Asseburg gegen die Bewohner der Umgegend zu Schulden kommen ließen, zog Herzog Albrecht der Große nach der Asse, um sich der

Burg zu bemächtigen. Er fand sie fester und wehrhafter, als er glaubte, und die Belagerung kostete viel Blut und zog sich in die Länge.

Unterdessen machte sich der gegen Braunschweig aufgebrachte Graf Dietrich von Eberstein mit Graf Beichlingen und dem Bischof Gerhard von Mainz auf zur Rettung der Asseburg. Streitgierig und plündernd drangen sie ins göttingensche Gebiet ein, wurden aber unvermuthet von Kerstlingerode, Albrechts Statthalter, und dessen aufgewiegeltem zahlreichen Fußvolk zur Flucht gezwungen, das nun das Eichsfeld verwüstete und bis in die Gegend von Erfurt vordrang, den fliehenden Grafen Dietrich beim Harzkloster Volkerode gefangen nahm und vor den Herzog ins Lager der Asse brachte.

Herzog Albrecht sprach zum Gefangenen: Du bist ein treuloser Vasall und sollst eines eignen Todes sterben.

Graf Eberstein wurde hierauf mit den Beinen an einen Galgen gehängt, in welchem schrecklichen Zustand er noch drei Tage lebte.

Nachdem die Burg sich noch mehre Jahre tapfer vertheidigt hatte, fiel sie endlich, vom Hunger besiegt, Anno 1257 in Albrechts Hände, und Busso, ihr letzter Besitzer, floh nach Schloß Hindenburg im Paderbornschen.

Es sollen aber in der Folge die vertriebenen Asseburger beim Herzog von Braunschweig wieder Gnade erlangt haben.

Ihrem Umfange nach scheint die Burg ziemlich groß

gewesen zu sein. Hohe Eichen und Buchen stehen jetzt um die letzten Mauerzacken und Rondels und den verschütteten Wallgraben.

Die Ritter der Asse verschworen sich einst gegen Albrechts Leben.

Ein Hirte des Dorfes Wittmar machte sich auf nach Braunschweig und hinterbrachte dem Herzog den verrätherischen Anschlag. Als dessen leerer Wagen nun die Waldung durchfuhr, ward er von unzähligen Steinwürfen zertrümmert.

Der Herzog belohnte die Treue des Hirten, indem er das Dorf Wittmar von allen Abgaben befreite, welche Wohlthat es noch heute genießt.

Die Hühnenburg.

Bei Watenstedt, einem braunschweigschen Dorfe, unweit Schöningen, sieht man auf einer Anhöhe die buschbewachsenen Ruinen eines ehemaligen Bergschlosses.

Es war einst die Hühnenburg des Elmgebirges.

Die mündliche Sage meldet, daß in der Vorwelt

ein gewaltiger Riese die Ritter der Burg aus ihrer Wohnung vertrieben und den Hofraum derselben zu seinem Nachtquartier erwählt habe.

Dieser Riese lebte mit dem Waldvolk in beständigem Zwist, und neckte und störte die Bewohner von Watenstedt bei Verrichtung ihrer kirchlichen Andacht.

Da rüstete sich endlich das erbitterte Volk und zog gegen den Riesen zu Felde.

Aber er schlug die ganze Macht mit einer Ruthe, die aus einer ausgerissenen Eiche bestand, in die Flucht, und nahm zuletzt die Kirche und setzte sie eine Stunde weit vom Dorf in den Wald, wo sie, wieder hergerichtet, noch jetzt steht.

Einige Zeit nachher hörte das Volk ein entsetzliches Schnaufen in der Luft, als wenn ein heftiger Wind ging, und nachdem man lange vergeblich der Ursache nachgeforscht, fand man den Riesen schlafend auf einem Berge. Er wurde nun mit eisernen Ringen umschlossen und getödtet.

Der Berg, wo der Riese geschlafen, wird noch der «Rieseberg» genannt.

Sein Gebein wurde auf hohe Eichen aufgehängt. Auch in jener Kirche bewahrte man zum Andenken ein Stück seines starken Armes.

Das Kreuzkloster.

Im Jahre 1230 lebte unter Herzog Otto von Braunschweig der Ritter von Campen.

Dieser sandte einst einen Knappen mit wichtigem Auftrage nach Braunschweig; die Feinde Campens erkannten und verfolgten den Knappen, der die Flucht ergriff, und von Angst und Schrecken erschöpft, endlich unter einem Baume niedersank.

Im Schlaf, der ihn hier befiel, sah er den Baum, welcher in Form eines Kreuzes gewachsen war, mit Vögeln aller Art besetzt, aus denen die Seelen der an dieser Stelle Erschlagenen in süßen Melodien von ihrer nahe bevorstehenden Erlösung sangen.

Aus dem Traum erwachend, und von Neuem entschlummernd, hört der Diener zum zweiten und dritten Male die himmlischen Sängerstimmen, und erblickt nun bei völligem Bewußtsein auf dem Gipfel des wunderbaren Baumes einen Engel, welcher mit heller Stimme rief: Gelobt sei der Höchste, und geheiligt diese Stätte, wo Alle, die hier ruhen, sammt denen, die gnadesuchend erscheinen, vom Reiche Gottes unzertrennlich bleiben sollen.

Eilig begab er sich nun nach Hause und berichtete seinem Herrn das Begebniß unter dem Baume, als Grund seines langen Ausbleibens.

Alsbald begab sich der Ritter nach dem kreuzförmigen Baum und überzeugte sich mit eignen Augen von der Wahrheit der Aussage seines Bedienten.

Er schloß mit den Bürgern, mit denen er lange in Fehden verwickelt war, Frieden, und verherrlichte diese Stelle durch ein schönes Kloster, welches er sogleich zu bauen begann.

Der Sage nach kamen zum Klosterbau, der mit Eifer betrieben wurde, in jeder Nacht Engel vom Himmel, und arbeiteten an demselben, da, wo die Handwerker stehen geblieben waren, weiter, so daß dessen Vollendung in kurzer Zeit erfolgte.

Als der erste Gottesdienst gehalten werden sollte, starb Ritter Campen und wurde darin beigesetzt. Alle, welche dem Leichenzuge folgten, legten einige Münzen in ein Becken, welche zur weitern Ausschmückung des, dem heiligen Kreuze und der Jungfrau Maria gewidmeten Klosters bestimmt waren.

Zwerge des Lindenbergs.

Bei dem Dorfe Thiede, unweit Wolfenbüttel, erhebt sich auf plattem Lande ein mäßiger Berg, der vormals mit hohen Linden besetzt war. In der Mitte ist er von einander geborsten und hat außerdem viele Vertiefungen und Höhlen, die mit Nuß- und Hainbuchengebüsch verwachsen sind.

Im Innern dieses Berges, auf dem nach alter Sage ein Schloß gestanden haben soll, wohnten einst viele Zwerge. Sie kamen oft und in großer Anzahl zwischen elf und zwölf Uhr in der Mittags- und Nachtzeit durch die lange Eichenallee, die jetzt nicht mehr steht, nach Thiede, sprachen die Leute freundlich um Brot an und waren sehr dankbar.

Oft klopften sie an die Pforten des nahen Klosters Steterburg, baten um etwas Weißbrot und schenkten den bereitwilligen Nonnen fein gearbeitete Schleier und Tüchlein.

Aber auch neugeborene Kinder nahmen sie mit sich, und brachten sie in Monaten oder Jahren erst den Eltern wieder zurück. Die besorgten Dorfbewohner stellten daher, wo Wöchnerinnen sich befanden, Wachen aus; da diese aber oft schliefen, wenn die

Zwerge ihr Vorhaben ausführten, hingen sie endlich Kreuze an die Thürklinken, vor welchen jene umkehrten.

Im Dorfe Leiferde an der Ocker waren die Zwerge sehr beliebt; sie kamen zu allen Hochzeiten, standen den Leuten eifrig und geschickt in der Wirthschaft bei, saßen beim Abendmahl, aßen vergnügt mit und lachten. Aber nicht Jeder sah sie, und auf einmal waren sie wieder verschwunden. Sie liehen den Weibern hellgeputzte zinnerne Teller, die diese mit Kuchen und rothen Aepfeln belegt wieder auf den Berg zurückbrachten. Lange bestand dieß friedliche Verhältniß, bis einmal Einige das Zwerggeschirr mit Schmuz befleckten, von welcher Stunde an Jene nichts mehr ausliehen. Jemand, der es dennoch versuchte, etwas zu verlangen, fiel plötzlich in eine tiefe Grube, aus der er nur mit Mühe wieder herauskam.

Einem Bauer zu Leiferde wurde oft Weizen aus der Scheune entwendet; er konnte aber nicht entdecken, wer ihn nahm. Er gab besser Acht, und sah in stiller Nacht einen Zwerg herantrippeln, der sein Säckchen mit Frucht füllte und sich entfernte. Erzürnt eilte der Bauer nach, warf mit einem eisern Holzkeil nach ihm, so daß er stürzte; doch von Mitleid bewegt, verband er ihm mit seinem Halstuch das blutende Bein. In Schmerzen sprach der Zwerg: Du bist an einem Sonntag geboren, sonst hättest du mich nimmermehr gesehen; deine Augen fürchtete ich immer; weil du aber kein böses Herz hast, so sei dir die That vergeben, sonst würdest du des Todes sein. Gleich darauf erschien

ein Zwergweibchen, hob den Verwundeten in ihre Schürze und trug ihn weinend hinweg.

Einige Tage nachher sahen die Leute den ganzen untern Berg mit weißen Wölkchen bedeckt, und erfuhren, daß die Zwerge unter großem Wehklagen eine Leiche beerdigten.

Nach diesem Ereigniß sind die meisten Lindenbergs-Zwerge verschwunden und nicht wieder gesehen worden.

Noch jetzt sollen die Leute den thieder Wöchnerinnen zurufen: «Paß up, dat dir de Dwarge dehn Kinn nich ut der Sdube hahlen!»

Heinrich der Löwe.

Der mächtigste und tapferste deutsche Fürst aus dem Stamme der Welfen, Heinrich der Löwe, lag mit Bischof Ulrich von Halberstadt in jahrelanger Fehde.

Der Bischof, kriegserfahren, trotzte dem Heldensinn und der Kraft seines von Regierungs- und Eroberungssucht erfüllten Gegners, der ihm ein Gut nach dem andern von seinem Stifte entriß.

Da sank Ulrichs Schutz, Kaiser Konrad, ins Grab, und glänzender erhob sich der gewaltige Heinrich unter dessen Nachfolger Friedrich von Hohenstaufen. Ulrich,

von Bischof Gero verdrängt, verlor sein Bisthum. Doch nicht lange darauf fiel Herzog Heinrich in der Gunst des Kaisers, nachdem dieser, durch seine von ihm erbetene und nicht erlangte Kriegshilfe, die Schuld einer erlittenen schimpflischen Niederlage ihm beimaß. Glühender Haß erfüllte den Kaiser gegen ihn. Papst Alexander der Dritte setzte den Bischof Ulrich wieder in sein Bisthum Halberstadt ein, und, begünstigt von einem mächtigen Kaiser und voll Rachegefühl, glaubte Ulrich den Augenblick nahe, seinen Muth an dem übermüthigen Feind kühlen zu müssen, und fiel rasch mit seinen Schaaren ins herzogliche Gebiet ein.

Es war im Herbste des Jahres 1179.

Da rüstete sich der zornentbrannte Löwe, verließ seine Burg, griff die andringenden Feinde an, schlug sie, vernichtete die hohen festen Grenzburgen Langenstein und Hornburg, und stürmte mit dem fliehenden Fußvolk Ulrichs in die Hauptstadt ein. Fürchterlich war hier der Kampf wie das Blutvergießen. Soldaten, Mönche, Männer und Weiber sanken zu Tausenden unter den Schwertstreichen der erbitterten Braunschweiger, Feuerflammen breiteten sich von den Wohnungen über Kirche und Klöster aus und krachend stürzte der prachtvolle hohe Dom zusammen. Bischof Ulrich, die Reliquien des heiligen Stephan in den erhobenen Händen, wurde mit verbranntem Gewand von den welfenschen Milizen ergriffen und sammt allen Geistlichen gefangen nach Braunschweig geführt. Heinrich der Löwe zog aus der brennenden Stadt, aber der Rauch derselben folgte ihm nach, und verließ ihn nicht eher,

bis er die Hälfte des Weges, an vier Meilen, zurückgelegt hatte.

Da sprang er vom Pferde, kniete nieder und gelobte, zur Sühne seiner That, hier der Mutter Gottes eine Kirche und ein Dorf zu erbauen, und letzteres dem Stift Halberstadt zu verleihen.

Noch jetzt besteht das Dorf und heißt Roklum, das ist: «Rauch um», nach dem niedersächsischen «Rook um.»

Tiefe Trauer bemächtigte sich des Herzogs und seiner sanften Gemalin Mechtild, als der gefangene greise Ulrich, von Mißhandlungen gebeugt, vor ihnen stand. Sie versahen ihn mit allen Bedürfnissen, gaben ihn frei und ließen ihn nach Huysburg führen, wo er ein Jahr später starb und begraben wurde.

Im Bauernkrige ward Huysburg zerstört, Ulrichs Sarg geöffnet und seine verwesten Gebeine zerstreut.

Kloster der grauen Mönche.

In der Nähe eines belaubten Hügels unweit Braunschweig stand im zwölften Jahrhundert ein reiches Kloster der Cisterzienser. Die Mönche desselben, einer sittenlosen Lebensweise ergeben, wurden lange gewarnt,

dem Laster zu entsagen und gotterfülltem Wirken sich zuzuwenden. Doch vergeblich waren Warnungen und Drohungen.

Da kam des Himmels Gericht über das Kloster in finsterer Nacht. Ein fürchterliches Sturmwetter erhob sich, rauschend sank das ganze Gebäude in den Abgrund, der sich vor ihm aufthat, und ein schwarzer mondbeleuchteter See bedeckte die Stelle des vormals heiligen Hauses.

Todtenstille herrschte um den See.

Aber in den Nächten hörten vorüberkommende Dorfbewohner ein entsetzliches Jammern. Es drang aus der Seetiefe und deutlich vernahmen sie die ängstlichen Klagestimmen der Klosterbrüder und das Anschlagen der wohlbekannten Betglocke.

Ein einziger Mönch war bei jenem Ereigniß abwesend. Als er nach dem Kloster heimkehrte und statt dessen den schauerlichen See fand, ging er lange klagend und verlassen umher, Niemand wollte sich seiner annehmen, bis er endlich zu Riddagshausen Aufnahme erhielt, welches Kloster seit dieser Zeit die entfernt liegende Feldmark besitzt.

Unter Otto von Braunschweig senkte sich ein berühmter Taucher in den See. Er kam nach einiger Zeit empor und war in dem von Mönchen angefüllten Kloster gewesen, die leichenblaß mit fürchterlicher Geberde ihn angeblickt hätten. Auf der Dachung des Hauses saß eim ungeheurer Adler, dessen Augen Feuer gesprüht, und der unaufhörlich mit den Flügeln geflattert hätte.

Man ließ einen zweiten Taucher in den See. Da zeigten sich auf einmal blutrothe Blasen auf den Wellen. Der Taucher ward nicht wieder gesehen.

Der «taube See» füllt jetzt nur die Hälfte der Erdvertiefung aus. Weih' und Eule umschwirren klagend das stille dunkle Gewässer der Heide.

Jagen um Mitternacht.

Zur Zeit, da noch tiefe Wälder das Land bedeckten, wohnte bei Querum, einem Dorfe unweit Braunschweig, auf seinem einsamen Waldschloß ein mächtiger und despotischer Graf, der leidenschaftlich dem Waidwerk oblag.

Einst befahl er den Knappen und Knechten, sich bereit zu halten zum Auszug nach dem Walde in kommender Mondnacht.

Die Jäger murrten. Sie waren noch ermattet von den Anstrengungen des Tages; doch als der Thurmwart die elfte Stunde der Nacht verkündete, die zeichengebenden Hörner der Gesellen unterm Klaffen der Hunde lauter wurden und der Waldgraf auf schwarzem Rosse erschien, folgte ihm der wilde Jägertroß über die Zugbrücke zur Waldung hinaus.

Der Mond leuchtete hell.

Da rauschte es im Dickicht. Ein großer Hirsch, weiß und glänzend wie Schnee, setzte vorüber, dicht am Grafen vorbei.

Zehn Pfeile schwirrten im Nu ihm nach, der Graf zog sein Schwert, rief den Knechten und stürzte, einem Rasenden gleich, dem Flüchtlinge nach.

Alles folgte dem weißen Hirsch, der, bald hier, bald da, die Nachsetzenden gleichsam äffend, wie ein weißes Tuch vorüberflatterte, und von keinem Pfeil, von keiner Waffe erreicht wurde.

Schweißbedeckt und fluchend verließen die unzufriedenen Waidmänner die Fährte.

Es ist Mitternacht, sprachen sie, laßt uns entfliehen aus grausem Waldspiel, wo es nicht mit rechten Dingen zugeht, und Elend und Tod unser Loos ist.

Der Graf trieb allein im Walde, er stürmte über Baumstämme und Gräben, durch Büsche und Bäche, sein Haupt war entblößt, sein Kleid zerrissen, feurige Funken sprühten aus dem Rachen seines Renners.

Bis zum Tode erschöpft stürzte er jetzt zu Boden. Da sah er den Hirsch einer Felsenhöhle nahen, die ihm unbekannt war, und verschwinden.

Nachfolgend fand er den Felseneingang und trat in eine hellerleuchtete Halle. Er blickte um sich. Ein prachtvolles Bild, die Mutter Maria vorstellend, sah ihm vom Gemäuer herab entgegen, und im Anschauen dieses Bildes verloren, dessen glänzende Schönheit und Hohheit ihn mit niegeahnten Gefühlen durchglühte, sank er auf die Knie und faltete seine Hände zum Gebet.

Dicht neben ihm hatte sich der weiße Hirsch niedergelassen.

Still und beruhigt erhob sich der wilde Jägersmann, und schickte sich an, in sein Schloß zurückzukehren. Plötzlich verschwand der Hirsch sammt der Berghöhle vor seinen Blicken, er vernahm ein fürchterliches Geräusch, als ob Alles in einen Abgrund sänke.

Der Tag brach an. Wie der Graf auf die Burg kam, erkannte man ihn kaum mehr, so bleich und alt war er geworden.

Er gelobte von nun an ein bußfertiges Leben, was er auch hielt, bis an sein Ende.

Teufels Hochzeit.

Vor langer Zeit wohnte in einem großen steinernen Hause in der Nähe des Schlosses zu Braunschweig ein im Gefecht verwundeter östreichscher General, Meineck von Peine mit Namen.

In einer Nacht rüttelt es den General aus dem Schlafe, eine große Gestalt steht vor seinem Lager mit dem Begehren, ihm zur dritten Nacht den großen Saal seiner Wohnstätte abzutreten, in welchem

der Teufel mit seiner Großmutter seine Hochzeit zu vollziehen wünsche.

Erschrocken widersetzt sich der General solch seltsamem Verlangen, entgegnend, daß er mit dem Teufel nichts gemein, hinfüro auch nichts mit ihm zu thun haben möge. Doch mit einnehmender Stimme erwiedert der Nachtgeist, er könne sich beruhigen, Alles werde anstandsvoll zugehen, und ihm kein Ungemach daraus erwachsen, er wolle auch deßhalb mit der Geistlichkeit Rücksprache nehmen; worauf sich die Erscheinung aus dem Schlafgemach entfernte. In folgender Nacht tritt die Gestalt abermals herein und meldet dem alten Krieger: die Geistlichen der Stadt hätten nichts gegen seine Absicht eingewendet, und Jener willigt nunmehr in die Bitte des unheimlichen Gastes, der seinen Dank ausspricht und hinzufügt, daß, wenn von den Hausleuten Jemand aufbleiben und Zuschauer des Festes sein wolle, dieß geschehen könne, doch möge er selbige wohl warnen, dabei nicht zu reden oder etwas zu essen, indem es ihnen sonst Schaden bringen werde. Drauf entfernt sich das Gespenst.

Der General macht seine Untergebenen mit dem Ereignisse bekannt und schreibt den Hausleuten ihr Verhalten vor.

Am dritten Abend begibt sich Alles zur Ruhe. Todtenstille herrscht im ganzen Hause. Nur zwei neugierige Mädchen bleiben auf, um zu sehen, was es mit der Hochzeit für ein Bewandtniß habe, und wie es hergehen werde.

Schlag Mitternacht erhebt sich ein Rasseln, Fahren und Pferdegetrappel auf der Straße, das Portal des Hauses öffnet sich, man schreitet die steinernen Stufen herauf, und zur Saalthür herein treten viele Teufel, insgesammt wie gewöhnliche Menschen, der Bräutigam Teufel selbst aber als ein Herr, nur zwei Hörnchen auf dem Haupt und in rothen Schuhen und sonst prachtreichem Hochzeitgewande. Hierauf erscheint die Braut, aber nicht in Gestalt einer blühenden Jungfrau, sondern als altes, verknorpeltes, auf Krücken hereinschlotterndes Weib. Nachdem Alle im Saal vereint sind, schließt sich die Thür, und unter geheimen unartikulirten Lauten und seltsamen Blicken und Nicken, läßt sich die ganze zahlreiche Gesellschaft an der Tafel nieder, welche mit vielen köstlichen Speisen und goldnen altväterischen Gefäßen versehen ist. Nach einer Weile erheben sich die Gäste und unsichtbare Spielleute fordern zum Tanze auf, der alsbald braußend beginnt.

Einer der Tanzenden ist unterdessen auf die lauschenden Mädchen losgegangen und hat ihnen von seinem Kuchen und goldigen Wein angeboten, doch sie haben das Dargebotene lautlos abgelehnt. Endlich als der Morgen angebrochen, sind Musik und Tanz verstummt, und sämmtliche Hochzeitgäste plötzlich verschwunden.

Meineck von Peine, wie alle Bewohner des Hauses, haben das nächtliche Fahren und Rauschen im Tanzsaale deutlich wahrgenommen.

Als man am folgenden Tage in den Saal getreten, hat

man Alles ruhig, in gehöriger Ordnung und auch nicht die geringsten Ueberreste des Mahles gefunden, und nur im Fußgetäfel Brandfleckenspuren erkannt. Auf der Tafel aber lag ein reichgewirkter Teppich, nebst einem Ring von großem Werthe mit den dabei geschriebenen Worten: So lange beide Geschenke vereint bleiben, wird es dem Herrn des Hauses und seiner Familie wohlergehen.

Der Dom zu Goslar.

Kaiser Heinrich der Vierte zog 1063 mit geistlichen und weltlichen Rittern in die Reichsstadt Goslar ein.

Im Dom wollte er das heilige Christfest feierlich begehen. Viele Grafen, Bischöfe und Erzbischöfe waren dazu eingeladen.

Es erhob sich aber ein Streit zwischen dem Bischof Hazilo von Hildesheim und Widirad von Fulda, wegen des Vorsitzes im heiligen Gebäude.

Der Abt von Fulda glaubte, nach einem alten Herkommen, den Vorrang vor Jenem behaupten zu können, indem der Sitz der fuldaer Aebte stets neben dem von Mainz gewesen sei; wogegen der hildesheimer Bischof eiferte, da außer dem Erzbischof ihm in seinem Kirchsprengel Niemand vorsitzen könne.

Keiner wollte nachgeben, der Streit wurde heftiger, es kam zu harten Reden und endlich zu Schimpfworten.

Da mischte sich der Herzog von Baiern in die Sache, und entschied das Recht auf Seite des Abts von Fulda.

Der Zwist war aber damit nicht beigegelegt; am Pfingstfeste entspann er sich von Neuem.

Der Hildesheimer, welcher die Kränkung nicht verschmerzen konnte, hatte Markgraf Egbert nebst vielen bewaffneten Knappen hinter den Altar versteckt, und eben als der Kaiser in den Dom kam und sich der Streit erneuerte, brachen Jene aus dem Versteck hervor, griffen die von Fulda an und jagten sie zur Kirche hinaus.

Kaum hatte jedoch der Chorgesang begonnen, so strömten die Fuldaer mit einer großen Schaar Kriegsgefährten zurück in den Dom, die Schwerter klirrten, die Hildesheimer wichen, und Altar und Kirche wurden mit Blut und Leichen bedeckt.

Der Bischof von Hildesheim stand auf der Kanzel und ermahnte die Seinigen zum Kampfe am heiligen Orte, und schrie, daß er jede Verantwortung auf sich nehme.

Der Kaiser gebot und drohte, doch Niemand achtete auf ihn und seine Würde.

Die Hildesheimer errangen den Sieg; denn man sah unter ihnen einen Streiter, der mit Riesenstärke Alles um sich her vernichtete und der Sache den Ausschlag gab. Nach Beendigung des Gefechts fuhr er durch die Bühne des Doms, und rief mit hohn-

lachender Teufelsstimme den Goslarern zu, daß dieser Bluttag sein Werk sei.

Das Loch, welches der Böse in die Bühne riß, hat man oft vergeblich zuzumauern gesucht, die Steine sind immer wieder herabgefallen *).

Helmstedt.

1.

Markgraf Albert von Brandenburg zog gegen Albert den Großen, Herzog von Braunschweig, schloß die Veste Helmstedt ein und bedrängte lange und hart die Stadt. Er versuchte mehre Stürme darauf, konnte sich ihrer jedoch nicht bemeistern und mußte schimpflich wieder abziehen.

Dieß geschah im Jahre 1279.

In dieser Belagerungszeit litten die Einwohner sehr. Die Jungfrau erschien zu ihrem Schutze. Sie fuhr

*) Einen ähnlichen Rangstreit läßt die Sage zu Mainz vorfallen, als Kaiser Friedrich der Erste (Kaiser Heinrich der Dritte) 1184 seinen Sohn zum römischen König krönen und verheirathen wollte.

von dem vor der Stadt gelegenen Kloster Marienberg auf einem seidenen Faden, der bis zum Stephansthurm reichte, nach der Stadt und wieder zurück. Mit ihrem goldnen Mantel hielt sie die verderblichen Geschosse ab und rettete so die Stadt vom Untergange.

Aus den fernsten Gegenden kam das Volk, Marien zu ehren und der Heiligen zu danken für die Treue, die sie den Menschen bewiesen.

Bald nachher sah man sie in ihrer Glorie, als bei einer Fehde wilde Kriegsknechte die Kirchthür ihres Klosters sprengten und die Heiligthümer rauben wollten. Von ihrem Anblick getroffen, sanken Viele leblos zur Erde, Andere stürzten erschreckt hinweg und gaben ihr böses Vorhaben auf.

2.

Im Benediktinerkloster vor dem Osterthor, welches der Bischof von Münster, Ludger, erbaute, bestand seit undenklichen Zeiten eine milde Stiftung für Arme, welche nach Aufhebung desselben einging.

Der Sage nach stirbt seit dieser Zeit alle Jahre Jemand aus dem Ludger-Kloster eines plötzlichen Todes.

3.

Auf dem Sankt Annenberge bei Helmstedt liegen die großen Lübbensteine, welche von Riesen, die aus der Wesergegend kamen, dahingeschleudert sein sollen.

Die Goldschmiede.

In der Gegend von Harkerode am Eingang des Harzes, unweit Aschersleben, lag eine große und ansehnliche Mühle, deren Besitzer aber in dürftigen Umständen sich befand.

Bei ihm diente ein junges Mädchen aus Aschersleben. Sie liebte den Müller, der, ein braver Mann, nur durch ein unverschuldetes Unglück ins Elend gerathen war.

In einer Herbstnacht schien der Mond hell auf das Lager des Mädchens. Erwachend glaubte sie den Tag im Anbrechen, und eilte, sehr ordentlich und pünktlich in ihrem Dienste, hinaus in die Küche, um Feuer anzumachen; dasselbe will jedoch aller Mühe ungeachtet nicht brennen.

Da fällt ihr Blick durch das Fenster. Von einem

nahen Hügel schimmert es ihr wie Feuer entgegen. Sie hört hämmern. Es sind die arbeitenden Schmiede, und eilig macht sie sich auf den Weg, dort einige Kohlen zu holen.

In der Schmiede stehen wunderbare Männer am Ambos, todtfahl und alt, denen das graue Gewand bei ihren Bewegungen seltsam um die Leiber flattert.

Das Mädchen bietet ihnen einen guten Morgen und fragt: ob's erlaubt sei, eine Schippe Feuer zu holen?

Die Schmiedenden sehen sie an, ohne zu antworten. Sie nimmt indeß Feuer und geht.

Aber die Kohlen wollen nicht anbrennen auf ihrem Heerd; sie bläßt, es ist vergeblich. Sie geht nochmals in die Bergschmiede, holt ein zweite Schippe voll, und auch diese verlöschen, wie sie den Heerd berühren. Bekümmert eilt das Mädchen zum dritten Male hinüber. Da wendet sich eines der Leichengesichter mit hohlem unartikulirtem Tone zu ihr:

«Laß dich nicht noch einmal sehen!» —

Eiskalt überläuft es die Dirne. Im Nu sind auch diese Kohlen erloschen.

Es schlägt Zwölf in der Stadt. Drüben am Schmiedehügel hört sie ein dumpfes Geräusch, und Feuer und Gestalten sind verschwunden. Ohnmächtig sinkt das Mädchen zur Erde.

Als der Morgen kommt, scheint ihr Alles nur Traum gewesen zu sein, doch wie ihr Blick auf den Heerd fällt, wo sie statt der erloschenen Kohlen jetzt

drei Haufen hellfunkelnde Goldstücke entdeckt, zweifelt sie nicht mehr an der Wirklichkeit.

Sie ruft den Müller, erzählt ihm das seltsame Ereigniß, und Beide sind in großer Freude, ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen. Der Müller heirathete nun das Mädchen, und brachte durch Fleiß und Arbeitsamkeit seine Mühle bald wieder in den blühendsten Zustand.

Seehuseburg.

An der braunschweigschen Harzgrenze bei Seesen stand im zwölften Jahrhundert eine stattliche, den Grafen Winzenburg gehörige Ritterburg, deren Bewohner durch böse Thaten den Fluch des Volkes auf sich geladen hatten.

Ausgezogen auf Raub und Mord kehrten sie einst zur Burg zurück, und jubelten bei ihren Bechern ob der verübten Thaten.

Da entstand ein fürchterliches Brausen und Stürmen in der Luft, die Bäume neigten ihre Kronen, die Burgmauern bebten, und unter entsetzlichem Krachen sank das Raubschloß in der Erde Abgrund.

Todtenstille trat seitdem an die Stelle des wilden Treibens. Doch in einsamen Nächten erblickte man

zuweilen eine weibliche Gestalt, welche die kranken und leidenden Dorfbewohner beschenkte. Niemand wußte, wer sie war und woher sie kam, aber unter ihren Geschenken fanden sich nicht selten Goldstücke, welche nun zum Segen des Hauses wurden, in welchem sie erschien.

Die Erscheinung soll der Geist der edeln Tochter des verfluchten Burgherrn gewesen sein. Zu gewissen Zeiten war ihr erlaubt, die Oberwelt zu betreten und den Menschen, die sie liebten, wohlzuthun.

Unweit der Erdvertiefung, wo das Schloß, Seehuseburg genannt, versank, gelangt man zu den Burgruinen Schildbergs.

Die Domburg.

Im Hakelwalde, unweit Halberstadt, liegen die Ruinen der alten Domburg.

Ritter Hoim, ihr letzter Besitzer, hatte durch Raub und Gewalt sich Reichthum und Ansehen erworben. Weit und breit war sein Name ein Schreckenswort. Oft sah man den Ritter in langem Gefolge mit gold- und silberbeladenen Wagen heimwärts ziehen.

Die stolze Domburg lag uneinnehmbar mit starken

Mauern und Thürmen versehen auf von Wald umschlossenen Felsen.

Hier herrschte ein zügelloses Leben; bei Banketten und Festgelagen verpraßten des Ritters Genossen mit eiteln Dirnen den Raub und die Zeit.

In einer wilden Sturm- und Wetternacht, wo man wie gewöhnlich im großen Saale der Burg vereint war, und die Musikanten tobten, und die Becher im wilden Jubel der schwelgenden Gäste klirrten, trat der Burgvogt herein und meldete: das Unwetter reiße die höchsten Eichen aus den Wurzeln und habe eben das Dach des Kapellenthurmes zerschmettert.

Da lachte der alte Domburger, und meinte, ein solches Wetter passe sich am besten zum fröhlichen Verein. Und den Pokal erhebend, schwur er bei allen Teufeln, ein solches Mahl, ein Leben wie das jetzige, sei der Erde herrlichster Genuß, so müsse es ihm verbleiben, und nimmermehr verlange er die Seligkeit des Himmels!

Jubelnd stieß die ganze Zechgesellschaft mit ihm an.

Doch noch ehe der Tag anbrach, ist der alte Ritter über ein unsichtbares Etwas gestrauchelt und des jähen Todes erblichen. Auf die Kunde seines Todes haben seine Feinde die Burg erstiegen, und die Genossen des letzten Wohnherrn erschlagen.

Niemand hat sich jedoch der Burg noch ihrer Schätze bemeistert, da alle Versucher durch grauenerregende Erscheinungen von ihrem Vorhaben abgeschreckt wurden.

Allnächtlich um die zwölfte Stunde sah man den großen Saal, in welchem die üppigen Feste gehalten

worden, von unzähligen Lichtern erhellt, und den abgeschiedenen Domburger inmitten seiner Brüder an einer langen mit Bechern und Speisen besetzten Tafel erscheinen. Im unheimlichen Geräusch hat Alles sich bewegt, die Diener sind gekommen und gegangen, die Spielleute haben zum wilden Tanze aufgefordert, und lautes Schreien hat die Hallen erfüllt.

Kaum hat indeß die Glocke Eins geschlagen, so sind die Lichter des Saals verloschen, und mit einem entsetzlichen Angstschrei ist der nächtliche Spuk verschwunden.

So haben es die Ritter Schulenburg und Bodendick, welche die Burg erstürmt, wahrgenommen.

Nach Jahrhunderten noch sahen Köhler des Waldes gespenstige Erscheinungen auf der öden Domburg.

Hackelberg.

Wenn die rauhe Jahreszeit anhebt, der Sturmwind über die Stoppelfelder braust und die hohe Waldung rauscht, eilt der ewige Harzjäger, Hans von Stackelberg, durch Wald und Heide.

Seit Jahrhunderten durchzieht er mit seinen Gesellen den Harz, denn als leidenschaftlicher Jagdmann,

ohne Ruh' und Rast, bat er einst den Himmel, ihn bis zum letzten Tage dem Wilde nacheilen zu lassen, welcher Wunsch Erhörung fand.

Wer dem Gefolge des wilden Hackelberg in den Weg kommt, und sich nicht zeitig zu bergen weiß, wird von ihm mit fortgerissen und muß ihm dienen jahrelang. Im braunschweiger Harzlande kennt das Landvolk des «Hackelbergers Getöse» an einem fürchterlichen Waldschwirren, Heulen der Rüden und Gepfeife der Ziehenden. In mondiger Winternacht ist das Lärmen am Schrecklichsten.

Die Stellen, wo sich das Hackelberger Heer niedergelassen, sind am Tage sichtbar. Man sieht Pferdetritte und Fußstapfen ganz kleiner Menschen wie Zwerge darunter.

In des Waldjägers Gefolge befindet sich eine überaus große feueraugige Ohreule. Sie flattert dem Zuge voran, und schreit unaufhörlich «huhu! huhu! huhu!»

Diese Feuereule war vormals Nonne eines Klosters, mit Namen Ursula.

Wenn sie im Chor mitsang, klang ihre Stimme so abscheulich, daß sie alle Nonnen die Tutuefel nannten, sich vor ihr entsetzten und nicht mit ihr singen wollten.

Auf einmal starb sie. Aber nach dem Tode erschien ihr Geist, und ängstigte die Klosterfrauen durch mitternächtliches Getute.

Da verwünschte sie ein Zauberer in eine große Ohreule.

Nun flog sie in den Harzwald und gesellte sich endlich zu den nächtlichen Fahrten Hackelbergs des wilden Jägers.

Das felsenverwandelte Schloß.

In der Nähe von Falkendorf, unweit Herzogenaurach in Franken, hauste vor vielen Jahren auf seiner Burg ein reicher Ritter. Er lebte nur vom Raube, und war so feig, daß er, wenn er mit seinen Knappen auszog gegen Reisende, bei zweifelhaftem Kampfe immer zuerst das Zeichen zur Flucht gab. Durch seine Feigheit war er berüchtigt worden.

Er lebte ganz allein mit einer Tochter, welche überaus reizend war.

Einst drang er in der Nacht mit seinen Reisigen in die Burg eines Ritters, der sich eben im Auslande befand, und plünderte sie. Als der Burgherr heimkehrte, und die That erfuhr, rüstete er eine starke Macht zur Vernichtung des längst gehaßten Feindes. Die Kunde dieser Rüstung setzte den Feigling in die größte Angst, denn einem entschlossenen Herrn konnte seine nicht starke Veste kaum widerstehen. Zaghaft und in steigender Verzweiflung trieb ihn die Unruhe

zum Schloßthore hinaus, laut schrie er hier um Beistand und Hilfe, und versprach, jede Bedingung, welche es auch sei, die der Retter begehre, zu erfüllen. Der Sturmwind brauste in die Klagtöne des Unglücklichen und die hohen Burgeichen wogten schauerlich.

Da war es, als bräche die Erde unter ihm von einander, ein ungeheurer Riese erhob sich aus dem Boden und sprach mit feurigen Augen: Ich will dir helfen! Eine Mauer soll um deine Burg sich thürmen, allen deinen Feinden zum Trotz; dafür gib mir deine Tochter zur Gemalin! — Der bebende Ritter ging ohne Besinnen den Vorschlag des Gewaltigen ein, doch unter der Bedingung, die ihm seine Todesangst eingab: daß die Schloßmauer fertig sein müsse vor dem ersten Hahnruf des nächsten Morgens. Zufrieden entfernte sich die ungeheure Gestalt, und jauchzend eilte der Ritter nach der Burg.

Doch als die geliebte einzige Tochter, besorgt über seine Abwesenheit, ihm in seinem Gemach um den Hals fiel, zitterte er vor dem Gedanken, sie zu verlieren, und neue Verzweiflung bemächtigte sich seiner. Die Nacht rückte heran, schon vernahm er das Aufwälzen der Steine, das geheime Hämmern unsichtbarer Gestalten, und ihm war, als höbe sich schon die Mauer höher und höher vor seinen Augen. Von Seelenangst gepeinigt, rannte er im Schlosse umher, kniete nieder, betete, ohne Ruhe zu erlangen, denn der Gedanke an den Verlust seines Kindes war ihm unerträglich.

Da vertraute er einem frommen alten Diener sein Unglück, und dieser wußte schnell Rath zu schaffen.

Er führte ihn, das Burgfräulein und alle Bewohner eiligst durch einen unbekannten Erdgang aus der Burg. Es war die höchste Zeit.

Drauf eilte der treue Knecht zurück. Der Morgen begann eben zu dämmern. Der Wall war bis auf einige Steine vollendet. Laut ahmte er jetzt das Krähen des Hahns nach, daß es weit hin gehört wurde. Das Hämmern des Bauwerks verstummte, ein entsetzliches Geräusch entstand, und mit einem ungeheuern Schlag, der weit durch die Klüfte hallte, stürzten Schloß und Mauerwall zusammen.

Staunen und Entsetzen erfüllte die Geretteten, als sie am folgenden Tage ihre alte Wohnstätte wiedersahen. Das Schloß war verschwunden und in einen steilen Felsen verwandelt, in welcher Form es noch jetzt zu sehen ist.

Der Ritter, seine Tochter und der getreue Diener beschlossen ihre Lebenstage in frommer Einsamkeit in einer Hütte des Bergthals, dessen Stelle dem Landvolk noch bekannt ist.

Burg Kyffhausen.

Im kyffhausener Burgberg wohnt Kaiser Friedrich. In hoher Halle von glänzendem Goldgestein sitzt der

Kaiser vor einem steinernen Tisch; in der Hand ruht sein Haupt; er scheint zu schlummern. Der weiße Bart des Kaisers ist so groß, daß er den halben Tisch bedeckt. Zuweilen erwacht er und blickt empor, dann fallen ihm die Augen wieder zu.

Jahrtausende muß Friedrich, der Sage nach, noch unter der alten Burg wohnen, dann naht die Stunde seiner Erlösung.

Auch außer dem Berg erblickte man den Kaiser. Er saß vor einer Thür und sah hinab ins blühende Harzthal. Beim ersten Abendstern verschwand er. Nie fand man die Thür wieder, vor der er gesessen, im Gestein aber goldne Körner oder Knotten.

Kinder aus Kelbra liefen einst nach dem Berg, kletterten in den kyffhausener Trümmern herum und gelangten an eine Treppe, welche zu einem unverschlossenen Gewölbe führte, das mit seltsamem Licht erhellt war. Sie fanden hier eine Menge Flachs, nahmen davon, eilten hinweg, und streuten ihn lustig auf dem Berghang umher. Einer nur behielt sein Bündel und gab es daheim seiner Mutter, die voll staunender Freude pures Gold erkannte.

Am folgenden Morgen ging Alles aus Kelbra zur alten Burg, doch weder Treppe noch Flachsgemach konnte man wieder entdecken.

Ein Frachtwagen fuhr langsam nach Kelbra zu. Die Nacht kam allmälig, die Wege wurden finster, der Fuhrmann konnte nicht mehr von der Stelle.

Da zeigte sich ein Zwerg mit einer Leuchte in der Hand, und versprach, auf seine Bitte, ihm beizustehen, schwang sich auf den Wagen und leicht ging das Fuhrwerk dahin. Als man oben auf der Berghöhe anlangte, schlug im Thal die Mitternachtglocke. Den Fuhrmann überlief ein Schauer, als er sich vor der Burg Kyffhausen sah. Der Zwerg führte ihn ins Innere des Berges, zeigte ihm den Kaiser Friedrich, gebot ihm aber Stillschweigen, wenn er nicht des Todes sein wollte, gab ihm dann ein Geschenk, ermahnte ihn, gut und fromm zu bleiben, und brachte ihn wieder zu seinem Fuhrwerk.

Wer um Mitternacht auf dem Kyffhäuser ist, wird von einem Zwerge ins kaiserliche Gemach geführt, wo er den Kaiser sieht und von ihm ein Andenken erhält.

Bis jetzt haben nur Wenige den Muth gehabt, nächtlich auf dem Schlosse zuzubringen, und Alle vor dem zwölften Glockenschlage sich wieder geflüchtet, denn der Ankunft des Zwerges gingen böse Erscheinungen voran.

Ein Bauer aus Reblingen wollte im Jahre 1669 Korn auf den Markt nach Nordhausen fahren, als ihm ein kleines Männchen seine Ladung feil machte, und ihm dieselbe gut bezahlte. Bei dieser Gelegenheit

bekam er den verwünschten Kaiser im kyffhausener Schloß zu sehen.

Der Chronist Leukfeld sagt in einem seiner Werke: Ich habe die alte Kyffhausenburg in meinen jungen Jahren — um 1680 — mehr als einmal nicht ohne große Gefahr erstiegen, und beim Durchkriechen derselben jedesmal ein entsetzliches Grauen empfunden. — Merkwürdig ist, was der bekannte Schriftsteller Lütkemüller von einer Nacht, die er auf dem Schloß zugebracht, in seiner Harzreise erzählt.

Sankt Blasius-Nonnenkloster.

Bei Bernburg liegen die Ruinen des Blasius-Klosters.

Eine junge Nonne wurde wegen schweren Verbrechens vom Schicksal bestimmt, die Stätte des Klosters zu umwandeln, bis der letzte Stein desselben von der Erde verschwunden sei.

Oft schreckt die wandelnde Nonne vorüberkommende Pilgersleute.

Sie trägt die Schlüssel des Klosters in der Hand,

und man hört sie schon von weitem damit klingeln, wenn sie naht. Jeder meidet ihre Erscheinung, denn Unglück oder Tod verfolgt den, der sie sieht.

Man behauptet, in den Grundtiefen des Klosters ruhen große Schätze, doch Niemand will sie heben, weil die wandelnde Nonne darüber wacht, deren klingelnden Schlüsselbund man oft unter der Erde vernimmt.

Ein armer Mann grub vor Jahren in den alten Klosterruinen, in der Hoffnung, etwas zu finden. Er stieß auf einen großen und schweren Kasten, der bis oben an mit Silberstücken angefüllt war.

Hastig griff er danach und füllte seine Taschen. Da er aber in seiner Herzensfreude einige Worte laut ausrief, versank der Kasten vor ihm, in welchem Augenblick die Schlüsselnonne raschelnd zum Vorschein kam, und auf ihn losging. Von Schrecken befallen, läuft er eilig hinweg, und verliert im Walde den größten Theil seines Geldes wieder.

Hätte er nicht gesprochen, so wäre der Klosterschatz sein gewesen.

Burg Scharzfeld.

1.

An der Grenze des hannöverschen Fürstenthums Grubenhagen liegen die Trümmer vom Schlosse Scharzfeld oder Scharzfels.

Bei denselben sieht man mehre Hügel. In dem größern, welcher der Zwergenhügel genannt wird, hielten sich viele Zwerge auf, welche oft zur Burg gingen, Zinnteller und Kupfergeschirr borgten, anderntags aber zurückschickten und aus Erkenntlichkeit der Burgfrau selbstgebackene Brötchen dafür gaben. Die Zwerge lebten in Frieden und Eintracht mit den Harzern, kamen aber nur zur Nachtzeit, wenn sie Jemand dienen wollten. —

2.

Zu Goslar auf einem Gelage sah der wollüstige Kaiser Heinrich der Vierte die Gemalin des Burgmanns von Scharzfeld, welche blühend und schön war.

Der Kaiser beauftragte kurze Zeit darauf den Herrn von Scharzfeld mit einer weitläufigen Sendung, und

erschien vor dessen Gemalin, die, kein Arges hegend, den Kaiser freundlich empfing und bewirthete. Gewaltsam streckte er hier, wo die schöne Beute ihm nicht mehr entgehen konnte, seine Hand danach aus. Dann entwich er.

Kaum war er jedoch hinweg, so entstand in den Kreuzgängen der Burg ein entsetzliches Getöse. Der Burggeist zog durch das ganze Gebäude, riß die Dachung des Thurms, wo er sich meist aufzuhalten pflegte, ab, stürzte sie schmetternd zur Erde, rief alle Hausbewohner aus dem Schlafe, und verkündete ihnen, welch Verbrechen im Schlosse des Herrn vorgefallen.

Mit Entsetzen vernahm der rückkehrende Gatte das Ereigniß.

Noch lange darauf hat der Burggeist durch Tosen und Rauschen in der Burg seinen Zorn zu erkennen gegeben, die er dann auf immer verließ.

Die Kucksburg.

Unweit Blankenburg, auf dem timmenroder Weg hinaus, kommt man zur Kucksburg.

An lieblicher Waldecke, wo die Harzfinken, Amseln

und Drosseln ihr Gespiel treiben, und viele Kukuke schreien, hielt sich Kaiser Heinrich der Vogelfänger oder Finkler gern auf. Diese Stelle gefiel ihm so sehr, daß er hier einen Vogelheerd errichtete, oft dahin kam und endlich daselbst eine Burg erbaute, welche die Kukuksburg und hierauf Kucksburg geheißen ward.

Hier saß er eines Tages, als die fritzlarschen Abgesandten aus Quedlinburg kamen, und ihm die Königswürde antrugen.

Heinrich wunderte sich über das Anerbieten der Abgeordneten, hörte aber, mit Pfeifen und Locken beschäftigt, nicht weiter darauf, und erklärte dann, er wolle nicht König werden.

Als er endlich doch Monarch wurde, versprach er, so viel Burgen zu bauen, als es Vogelstimmen auf dem Harz gäbe, und wurde der Erbauer zahlreicher Bergschlösser, die den andringenden Hunnen einen kräftigen Damm entgegensetzten, deren Abgesandten er einst statt des verlangten Tributs einen räudigen Hund übersandte, dem Ohren und Schweif abgehauen waren.

Er starb zu Memleben und wurde in Quedlinburg beigesetzt.

Von der Kucksburg langt man im Kucksgrund nach dem Teufelskessel, in welchem vordem der Teufel sein Wesen trieb. Wenn man einen Stein in den grundlosen Kessel warf, brauste und tobte es seltsam auf, warf man aber mehre hintereinander hinein, so wallte etwas im Wasser, als wenn ein ungeheurer Körper gewaltsam sich darin umkehrte.

Zerfallen ist jetzt die Kucksburg. Man sieht noch

den Schloßbrunnen, einen Keller nebst etwas Mauerwerk, in welchem eine Zeitlang Zwerge gewohnt haben sollen, und hört die Vögel Heinrichs singen.

Burg Questenburg.

1.

Hoch schimmert die Questenburg von ihrer Bergspitze in die waldigen Harzthäler.

Ein mächtiger Ritter der Questenburg vermißte sein einziges Kind, ein geliebtes Mädchen. Die Burgknappen suchten die Verlorne, fanden sie aber nicht und trostlos war der edle Burgherr.

Das Mädchen hatte sich im Dickicht verirrt, war endlich in die Hütte eines Köhlers gekommen und von diesem sorgsam verpflegt worden. Hier fanden endlich die Knechte das Kind und führten es dem Vater wieder zu, dem es einen Kranz schöner Blumen mitbrachte.

Zum Andenken an das Erreigniß gab Ritter Questenberg dem Volk, wo sich das Kind gefunden, ein ansehnliches Geschenk, und bestimmte, daß der Ort Finsterberg nun Questenberg genannt werden sollte.

2.

Ein Questenberger verspätete sich einst in den öden Mauern der Burg; da fiel sein Blick auf einen großen Kessel in einem Gewölbe, der mit blitzenden Goldstücken angefüllt war. Unschlüssig, ob er es wagen solle, sich einige davon zu nehmen, erschien plötzlich ein greiser Mönch mit langem Barte vor ihm.

Nimm dir, sagte der Mönch, sprich aber nicht davon! —

Er that wie ihm geheißen, füllte seine Tasche mit Gold, und kam am andern Tage wieder, dasselbe zu thun.

Als er zum dritten Male nach der Burg kam, suchte er, fand aber das Kesselgewölbe nicht wieder; jetzt erst fiel ihm ein, daß er Freunden und Bekannten von seinem Glück erzählt hatte.

3.

Die schönste Blume des Harzes wächst auf der Questenburg. Sie ist weiß und hat goldne Fäden. Wer sie findet, kommt damit zu den Schätzen der Burg, und kann sich nehmen, was er will. Sie sproßt und blüht am Abhange des Felsens, und wird in der Osternacht gefunden. Es darf aber beim Suchen nicht

gesprochen, und die Blume, wenn sie gefunden und gebrochen, nicht aus der Hand gelegt werden.

Zu dieser Zeit gehen junge Bursche und Mädchen suchend nach der Burg.

Ilsenstein.

Der Ilsenstein ist gegen fünfhundert Fuß hoch. In seinem Schooß wohnt in prachtvollem Schlosse die schöne Jungfrau Ilse. Sie ist von schlankem Körperbau und goldgelbe Haare ringeln sich um ihren Nacken.

Frühmorgens verläßt sie ihr Schloß, spiegelt sich in den erwachenden Sonnenstrahlen und geht die Höhe herab nach einem einsamen buschverhängten Wasser, dem Ilsenkessel, und badet sich.

Ihr Leib ist schneeweiß; wer sie hier sieht, verliebt sich in sie und kann nicht mehr von der Stelle.

Wer bescheiden ist, wird in stiller Mondnacht auf ihr Schloß geführt und beschenkt. Da öffnen sich die Felsen und weiße hohe Fähnchen wehen von den Schloßzinnen.

Wer keck der Badenden naht, wird in die Wellen gezogen und sieht das Tageslicht nicht wieder.

Arm und dürftig kam ein Pilger von Goslar; er wünschte, das ihm das Felsenfräulein einmal begegnen möge.

Ilse hatte eben ihr Bad verlassen. Sie winkte dem Pilger, der ihr folgte. Sie langten in der Höhe an; die Prinzessin schlug an den Felsen und er that sich von einander.

Ein prachtreiches Gebäude, wie der Fremde nie gesehen, stand vor ihm. Die hohen Säulen und Wände desselben glänzten in Gold und Edelgestein. Die Jungfrau zeigte dem Pilger Alles, ohne indeß mit ihm ein Wort zu reden; er selbst hatte nicht den Muth, eine Frage zu thun.

Sie kamen in der Jungfrau Schlafgemach, das die kostbarsten Steine und Perlen erleuchteten, dann deutete sie ihm an, sich zu entfernen.

Nimm dieß zum Andenken, sprach die Jungfrau Ilse, und sei glücklich!

Mit diesen Worten übergab sie ihm seine Reisetasche. Er nahm sie, dankte und verließ die Burg.

Die Neugierde, was er wohl Hübsches von der schönen Ilse erhalten habe, ließ ihn nicht weit gehen. Er setzt sich auf einer Brücke nieder, öffnet die Tasche, und findet zu seinem Entsetzen nur Schnecken, Eicheln und Waldbirnen darin.

Abscheuliche Betrügerin! rief er aus.

Kaum war das Wort gesprochen, da rollten, in helles Gold verwandelt, Eicheln, Schnecken und Birnen unaufhaltsam über den Brückenrand hinab in die

Fluth, die sie zischend verschlang, ohne daß dem Staunenden ein einziges Goldstück übrig geblieben wäre.

Burg Falkenstein.

Von Burg Falkenstein im harzer Selkethal führte vor Zeiten ein unterirdischer Erdweg nach der bekannten Tidianshöhle, die jetzt gänzlich verschüttet ist.

Zu gewissen Tagen und Stunden steht die Höhle offen; wer den Eingang wahrnimmt und hindurchgeht, wird von wohlthätigen Berggeistern mit kostbaren Gefäßen und Gold und Silber beschenkt.

Der Habsüchtige, welcher die Höhle betritt, verläßt sie nicht wieder und wird den Geistern unterthan.

— Ein Hirt fand einst eine außerordentlich schöne Blume am Abhange des Waldberges stehen. Er brach sie, steckte sie auf den Hut, und sieht in diesem Augenblick im Felsen eine Höhlung, die ihm ganz fremd ist.

Hellschimmernder Sand liegt in der Höhle, und da er hofft, es werde Gold sein, beladet er seine Tasche damit.

Der arme Mann bringt den Goldsand zu einem

Kaufmann in die Stadt, welcher ihn gut bezahlt, und ihn bittet, noch mehr von dem Sande zu bringen. Er verspricht es, füllt nochmals die Taschen damit und Jener läßt es wiederum an guter Zahlung nicht fehlen.

Von Neid und Geiz bewegt, war aber der Handelsmann dem Hirten nachgeschlichen, hatte ihn, als er zum dritten Male aus der Höhle kam, überfallen und getödtet, und war dann selbst in die Tiefe vorgedrungen. Unter fürchterlichem Getöse ist diese aber über ihm zusammengestürzt.

Seit dieser Zeit blieb die Tidianshöle verschlossen. Doch am Johannistage soll sie dem Glückskind noch offen stehen.

Teufelsburg.

Auf dem Wege von Quedlinburg nach Ballenstädt stehen zwei Felsen, in welchen der Teufel sein Lustquartier nimmt, wenn er die Harzberge besucht.

Nachtwanderer gehen ungern an diesem Gestein vorbei, denn aus dem einen Felsen wirft es bald mit Schlacken, bald mit Steinen, aus dem andern erschallt helles Hohngelächter durch die Luft.

Ein Müller aus Quedlinburg kommt mal hier vorüber und erblickt eine Thüre im Felsen, aus welcher Licht schimmert. Von Neugierde getrieben, tritt er näher und sieht in einem Gewölbe eine offene Kiste stehen, welche Geld enthält, und denkt, du kannst zugreifen, es ist ja Niemand da, und rafft, was er vermag, in seinen Mehlsack. Da fährt ein zottiger Hund mit aufgerissenem Rachen und feurigen Augen aus dem Hintergrund gegen ihn los, und in der Todesangst spricht er den Namen Teufel aus.

Kaum ist es geschehen, als Kettengeklirr sein Ohr berührt. Er ergreift die Flucht, die Thür schlägt hinter ihm zu und reißt ihm noch ein Stück seines Kleides ab.

Hinter sich hört er den Hund toben und wüthen. Statt des Goldes fand er aber Schlacken in seinem Sacke.

Arnstein.

In der Harzburg Arnstein lebte vor Jahrhunderten ein Ritter aus dem Hause Mansfeld, der seiner vielfach verübten Grausamkeiten wegen den Fluch seiner Unterthanen auf sich geladen hatte. Noch jetzt zeigt

man auf der Arnsteinburg den Platz, welcher die Schlachtopfer barg, die seinem Schwerte erlagen.

Die Gattin des Ritters war in Allem dem Gatten ähnlich. Sie mißhandelte die Leidenden, schmähte die Armen und mordete ihre eignen Kinder.

Darum sind Beide verdammt, nach dem Tode ruhelos auf der versunkenen Burg umherzuwandeln.

Wenn der Sturmwind durch den Forst wüthet, rüttelt er die schlafenden Geister aus ihren Gräbern. Beide eilen dann durch die öden Hallen ihrer ehemaligen Wohnung, begegnen sich und stoßen unter Heulen und Klagen Verwünschungen gegen einander aus.

Man sieht sie auch in einem Gemach sitzen. Die Burgfrau spinnt einen endlosen Faden Garn.

Wenn der Faden zu Ende ist, naht die Stunde ihrer Erlösung.

Die Roßtrappe.

Vor langer Zeit, ehe noch die Raubritter Heimburg, Leuenburg, Steckelnburg und Winzenburg erbauten, war das Land rings um den Harz von Riesen be-

wohnt, welche Heiden und Zauberer waren, und Raub, Mord und Gewaltthat übten.

Hohe Eichbäume rissen sie sammt den Wurzeln aus und fochten damit. Was sich ihnen entgegenstellte, wurde mit Keulen niedergeschlagen; die Weiber aber wurden als Gefangene fortgeschleppt, und als Sklavinnen verwendet.

Im böhmer Walde hauste dazumal ein Riese, Bodo genannt. Alles war ihm unterthan, nur Emma, die Königstochter vom Riesengebirge, konnte er sich nicht geneigt machen, da sie mit einem mächtigen Geist im Bunde stand.

Einst sah sie Bodo auf der Schneekoppe jagen. Sogleich sattelte er sein Roß, das meilenlange Fluren im Augenblick übersprang, und schwur, die schöne Königstochter zu fahen oder zu sterben. Fast hatte er sie erreicht, als sie ihn noch zu rechter Zeit in der Ferne an seinem Schilde erkannte, in welchem er das Bild eines zerstörten Städtchens mit offenen Thorflügeln führte; schnell schwenkte sie ihren Gaul, und, von ihren Sporen angetrieben, flog er über Berge, Klippen und Wälder durch Thüringen in die Gebirge des Harzes.

Von Zeit zu Zeit hörte sie weit hinter sich das schnaubende Ungethüm Bodo's, und trieb dann ihren nimmermüden Zelter zu neuen Sprüngen an. Jetzt stand er verschnaufend still auf dem furchtbaren Fels, des Teufels Tanzplatz genannt. Angstvoll blickte Emma iñ die Tiefe, denn mehr als tausend Fuß senkte sich die Felsenmauer in den Abgrund hinab. Hohl rauschte

Strom unten und kreiste in furchtbaren Wirbeln. Der gegenüberstehende Felsen schien noch entfernter und kaum Raum zu haben für einen Vorderfuß des Rosses. Von Neuem hörte sie Bodo's Thier schnaufen, in der Angst rief sie alle Höllengeister zu Hilfe, und ohne Besinnung drückte sie ihrem Zelter die ellenlangen Sporen in die Seiten.

Und das Roß sprang glücklich über den Abgrund auf die spitze Klippe und schlug seine Hufe vier Fuß tief ins harte Gestein.

Das ist die Roßtrappe. Die Zeit hat die Vertiefung zwar vermindert, aber kein Wetter kann sie ganz verwischen.

Emma war gerettet, doch die centnerschwere goldne Königskrone fiel während des Sprunges in die Tiefe. Bodo, in blinder Hitze nachsetzend, stürzte in den Strudel, der von ihm den Namen erhielt. Hier, als schwarzer Hund, bewacht er die goldne Krone der Riesentochter, daß Niemand sie heraushole.

Ein Taucher wagte sich einst unter großen Versprechungen in die Tiefe. Er stieg hinunter, fand die Krone und arbeitete sich mit ihr in die Höhe, so daß das zahllos versammelte Volk schon die goldnen Spitzen derselben schimmern sah. Aber zu schwer, entsank sie zweimal seinen Händen. Man vermochte ihn, zum dritten Mal hinab zu steigen. Er that's, und ein Blutstrahl sprang hoch in die Höhe. Der Taucher kam nicht wieder zum Vorschein.

Tiefe Nacht und Stille decken jetzt den Abgrund. Kein Vogel fliegt darüber. Nur um Mitternacht hört

man oft in der Ferne das dumpfe Hundegeheul des riesigen Heiden.

Der Strudel heißt der Kreetpfuhl, und der Felsen, wo die Königstochter die Hilfe der Höllengeister anflehte, des Teufels Tanzplatz.

Burg Regenstein.

Sie wurde erbaut 919.

Von Blankenburg führt ein angenehmer Weg nach der alten Burg Reinstein, auch Regenstein genannt, welche im siebenjährigen Kriege von Preußen befestigt, später aber wieder aufgegeben wurde. Noch stehen die räumlichen Kasematten, und werden bei festlichen Gelegenheiten zu Spielen und Tänzen benutzt, wozu braunschweiger Invaliden das Lob ihrer alten Herzoge in Kriegs- und Siegsliedern feiern.

In einem tiefen Brunnen hielt sich vormals ein Geist auf. Es war der Ahnherr des reinsteinschen Hauses, der, einer vollführten bösen That wegen, welche unbekannt geblieben ist, hierher verbannt war.

Stand der Familie ein Unglück bevor, so verkündete er sein Erscheinen oben am Brunnenrande.

Der Sage nach findet der Geist nicht eher Ruhe

als nach erfolgtem Absterben des letzten Verwandten aus dem Hause Reinstein.

Auf der Burg befand sich eine Höhle, in welcher höchst seltsame Steinchen umherlagen. Wenn Jemand etliche davon nahm, erhob sich in der Burg ein gräuliches Lärmen und Toben, und er mußte sie wieder wegwerfen.

Die Steine sollen sich oft in Gold verwandelt haben. Der Burggeist leidet aber nicht, daß etwas vom Reinstein, worüber er das Wachamt verwaltet, entwendet werde.

Burg Lichtenstein.

Unweit der Stadt Osterode ragen mehre seltsam gebildete schroffe Kalkfelsen hervor.

Der höchste und steilste derselben wird der Katzenstein genannt. Eine Seite des Berges läuft allmälig feldwärts, die andere ist jäh und senkrecht abgeschnitten.

Auf der Burg Lichtenstein bei Förste, deren Mauern und Wallgraben noch zu sehen sind, hauste der Ritter Hans von Eistorf.

Er entführte aus dem Kloster Katlenburg eine Nonne

edeln Geschlechts, deren Verwandte mit gewaffneter Hand ihre Schmach und die Beleidigung der Kirche zu rächen strebten.

Der Ritter ward mit überlegener Macht auf dem Lichtenstein belagert. Nach mannhafter Wehr sah er den Augenblick voraus, der die Burg und ihn in die Hände der Feinde bringen würde, und entfloh auf getreuem Rosse durch eine unbewachte Pforte.

Aber noch war er nicht weit, als die Belagerer seine Flucht bemerkten. Sie verfolgten ihn durch den Wald zum Blachfelde. Des Flüchtlings Roß ermüdete, und näher und näher drangen die Verfolger. Eifrig sprengte er einen Felsen hinauf, um einen sichern Pfad zur weitern Flucht zu ersehen. Aber das Thier scheute vor der steilen Tiefe, die sich vor ihm öffnete. Umkehren war unmöglich, sicherer Tod oder Gefangenschaft aber gewiß.

Verzweifelnd wollte der Ritter einen freien Tod den Fesseln vorziehn, und den Felsen hinabspringen. Doch das Roß wandte wild sich um. Da verhüllte er dessen Augen mit der Schärpe, sprengte von Neuem die Felsenspitze hinan, und stürzte in die grause Tiefe.

Zerschmettert lag das Roß, aber Ritter Hans von Eistorf blieb unverletzt und entrann so der Gefangenschaft.

Hildesheim.

Nach Besiegung des Sachsenheeres kam Kaiser Karl der Große gen Elze, einem lieblich gelegenen Oertlein am Zusammenfluß der Leine und Saale, und nahm allda auf einige Zeit sein Hoflager, Königssaal genannt.

Hier erbaute er eine Kapelle, dem heiligen Petrus geweiht, und setzte sie unter die Obhut des Bischofs Günther.

Nach des Kaisers Ableben verlegte dessen Sohn, Ludwig der Fromme, sobald der Grund zu Hildesheim gelegt war, das Bisthum in diese Stadt, wozu folgendes Ereigniß Veranlassung gab.

Kaiser Ludwig jagte eines Tages im Walde, und lagerte, als er ermüdet war, unter einem schattigen Baume, an dessen Stamme er das Bild der Jungfrau Maria niederzusetzen befahl.

Nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, erhob sich Ludwig und trat den Heimweg an.

Als man aber zu Elze ankam, fehlte das Marienbild. Der Meßkapellan, der es vergessen, kehrte daher zurück; hier fand er es zwar noch unter dem Baume, war jedoch so wenig als alle Andern, dessen Schwere wegen, im Stande, es hinweg zu tragen.

Der Kaiser, hiervon benachrichtigt, glaubte, die heilige Maria wollte unter diesem Baume ihren Wohnsitz nehmen; er bestimmte demnach den Platz zu einer Kapelle, der Heiligen gewidmet.

Indem er über die wirkliche Stelle noch nicht mit sich einig war, fiel auf einmal, und nur in dieser Gegend, in der Nacht ein tiefer Schnee vom Himmel *), welcher Platz nun zur Aufführung der Stiftskirche und der Domherrengebäude bestimmt wurde.

Sobald die Kirche vollendet war, wurde der Bau der Stadt mit Eifer betrieben, und lange Zeit «Himmelsschnee», in der Folge aber Hildesheim genannt. Dieß geschah um das Jahr 822.

Die Schloßzwerge.

Unter dem Schlosse Hoya in Westphalen hielten sich einst viele Zwerge auf, und man zeigte eine Oeffnung in der Erde, durch welche sie ein- und auszogen.

Einem Grafen von Hoya erschien vor alten Zeiten ein Erdmännchen mit dem Anliegen, ihm und vielen

*) Der Kaiser sagte: Düt is ein hilde Schnee.

der Seinigen in nächster Nacht eine Einkehr im seinem Schlosse zu gestatten, und Saal und Küche ungestört gebrauchen zu lassen; für Erfüllung dieses Wunsches werde es dankbar sein.

Der Graf sagte dem Männchen die Bitte zu.

Die Nacht darauf sind eine Menge kleiner Reisige im Schlosse eingezogen, haben friedlich und fleißig in der Küche zugerichtet und gebacken, und sich gütlich gethan, wie bei einem großen Feste, und andern Morgens ist das Erdmännchen wieder erschienen, hat dem Grafen gedankt, ihm zum Lohn für gehaltenes Versprechen ein Schwert, ein Salamanderlaken und einen goldnen Ring mit rothem Löwen verehrt, unter dem Andeuten, daß Glück und Einigkeit im Hause Hoya's walten werde, so lange diese drei Stücke im Schlosse vereint blieben; ginge indeß eins oder alle verloren, so würde Unglück in dasselbe einziehen. —

Die drei Gaben des Zwergmännchens sind lange Jahre sorgsam aufgehoben worden. Wenn Jemand aus dem Grafenhaus dem Tode nahe war, ist der rothe Löwe jedesmal bleich geworden.

Zur Regierungszeit des Grafen Jobst und seiner Brüder sind Schwert und Salamanderlaken verschwunden, der rothe Löwenring jedoch der Herrschaft bis ans Ende verblieben.

Im Jahre 1720 war der Ring im Besitz eines Verwandten dieses Hauses, des Dokters Gosky zu Wolfenbüttel.

Die hohle Burg.

1.

Bei Stadtoldendorf, unweit der Weser, nach Norden zu, liegt die hohle Burg, ehemals der hohle Berg genannt.

Sie bildet den Vorsprung des Berges, auf dem vormals die Burg des Bannerherrn von Homburg stand, der als letzter seines Hauses im Jahre 1445 von Hermann von Eberstein an einem Pfingsttage in der Klosterkirche erstochen wurde.

Von der Burg sind alle Spuren verschwunden. Auf nördlicher Seite ist der Berg bewaldet, die westliche hat einen jähen Aufgang, die südliche erhebt sich aus romantischem Wiesengrün. Der Berg enthält eine Menge runder und viereckiger Höhlen, welche mit Heidekraut, Moos und Strauchwerk umwachsen sind.

Das Volk nennt die neben dem Schlosse Eberstein gelegenen Hügel die Hühnenburg, und die zwischen der Homburg und Stadtoldendorf liegende hohle Burg die Zwergenburg.

Vor Zeiten bewohnten Zwerge diese Höhlen, in deren größter sich der König aufhielt; ein unterirdischer Gang führte von hier nach den Burgen Homburg und Eberstein.

Viele Menschen sahen die Zwerge der hohlen Burg, und wurden von ihnen liebreich nach ihren Wohnungen geführt, bewirthet, beschenkt und freundlich wieder entlassen.

Ein reicher und stolzer Graf kam eines Abends an der hohlen Burg vorüber.

Da sieht er eine große erhellte Oeffnung im Berge, und aus ihr nach und nach eine Menge Pferde kommen, auf welchen Zwerge sitzen, die nun im Mondschein lustig umhertraben.

Unwillig, sich und sein Gefolge aufgehalten zu sehen, ruft er mit verächtlichen Worten den Zwergen zu, Platz zu machen und sich zum Teufel zu begeben.

Alsbald ergreift eines der reitenden Männchen den Grafen, reißt ihn von seinem Rosse und bringt ihn schnell nach der hohlen Burg, an deren Eingang zwei große Löwen liegen. Er gelangt durch das prachtvolle Gemach des ihn stillschweigend anblickenden Königs, wo die Wände mit Gold und silbernem Gestein bedeckt sind, und kommt dann nach einem großen schattigen Garten mit singenden Vögeln und einem Springbrunnen, aus dessen Röhren Perlen und Diamanten in ein weites Wasserbecken springen.

Hier mußte der Graf hämmern, graben, Bäume pflanzen und rauhe Arbeiten verrichten. Seine Mitgefangenen warnten ihn aber, wenn ihm das Leben lieb wäre, nichts gegen den König der Zwerge zu sagen.

Eines Tages vergißt der Graf die Warnung und bricht in boshafte Worte gegen das Zwergengeschlecht

aus. Der König erscheint. Auf seinen Wink kommen die beiden wachthabenden Löwen, und führen den Grafen mit sich hinweg.

Auf den Feldern der hohlen Burg haben am andern Tage die Reisige des Grafen ihren Herrn in sterbendem Zustande wiedergefunden.

2.

Ein Schnitter aus Stadtoldendorf ging bei Sonnenaufgang nach seiner Wiese, um zu mähen. Er fährt weit aus mit der Sense, da hängt etwas Schweres daran.

Er betrachtete es näher. Es ist ein grünes Netz, worin viele kleine Zwerge sich befinden, welche kläglich also sprechen: Ach, thu' uns nichts, laß uns wieder los, wir wollen dir auch Gold schenken, viel Gold wollen wir dir geben!

Der gute Mann lacht und sagt: Nun meinetwegen, ich habe nichts dagegen! Aber gebt mir auch was! —

Morgen, komm morgen wieder! rufen die Zwerge freundlich und verschwinden sammt ihrem Netze.

Andern Tags, da der Schnitter wieder zu seinem Wiesenstück geht, liegen eine Menge häßlicher Torfknollen auf demselben umhergestreut; er weiß nicht, wer ihm den Schabernack angethan, und stößt die Knollen mit dem Fuß zusammen. Da hört er beim

Anschlagen ein Klingen wie hellen Glockenklang. Es muß Gold sein, denkt er freudig, und bückt sich, die dicken Klumpen in seinen Korb zu raffen.

In diesem Augenblick gewahrt er dicht neben sich das grüne Netz der Zwerge wieder, sieht diese still darunter sitzen, und hört sie laut lachen. Dann kommen sie ihm entgegen, bitten ihn, mitzugehen, wo es viel schönere Sachen gebe, als auf der Wiese, und führen ihn nach der hohlen Burg zu einer Höhle, in welcher eine Menge hellleuchtendes Gold aufgeschichtet liegt. Sie füllen ihm seinen Korb damit, leiten ihn gutmüthig aus der Höhle und machen ihn zum wohlhabenden Mann.

Auch am Berge spannten die Zwerge ihre Netze aus. Wer Nachts vorüber ging, blieb darin hängen und wurde nun von ihnen gefangen genommen.

Auf dem Berge gibt es einen unergründlich tiefen Brunnen, in welchem Viele noch jetzt große Schätze vermuthen.

Der Hühnenberg.

1.

In der Vorzeit lebten um Holzminden an der Weser mächtige Hühnen- oder Riesenmänner. Auf den Ber-

gen, wo nachher die Ritterburgen Eberstein und Homburg entstanden, hatten sie ihre Wohnungen.

Wenn Einer von ihnen Holz spalten wollte, rief er vom Eberstein aus seinem Vetter zu, der, eine Stunde davon, in Homburg hauste, ihm die Axt zu leihen, welche dann geflogen kam, und nachher wieder hinübergeworfen wurde.

2.

Nicht weit von der Veste Eberstein, gegen Westen des Dorfes Golmbach, sieht man im Feld einen mäßigen Berg in der Form eines Zuckerhuts. Dieser Berg mit etlichen Ruinen heißt die Hühnenburg, der Hühnenbrink, auch die Hünscheburg. An seinem Fuße liegt das liebliche «Kampenfeld», wo oft Fehmgerichte stattfanden.

Hier wohnte ein Riese. Wenn er frühmorgens in der Golm sich erfrischen wollte, stand eins seiner Beine bei der Burg, indeß das andere eine halbe Stunde weit am Eichholze hinter Golmbach sich befand, hier netzte er sich nun im Bache des Thals. Hatte er Lust, Jemand zu ergreifen und zu bestrafen, so langte er über den Burgberg nach Lobach, nach Negenborn oder Hohlenberg, und faßte seinen Feind beim Schopf, wie der Storch den Frosch.

3.

Unfern Uslar am Solling liegen ein paar ungeheuere Steine.

Zwei Riesen gingen mitsammen übers Feld nach dem Walde zu. Einer derselben blieb auf einmal stehen und sagte: Wart' doch ein wenig, es drückt mich da was in meinem Schuh, ich muß mal nachsehen, gewiß sind's Grandkörnchen.

Damit zog er den Schuh aus, fand jene zwei Steine darin, und schleuderte sie voller Aerger bei Uslar aufs Feld, wo sie bereits seit Jahrhunderten liegen.

Klöster Fredelsloh und Heggenbach (Happach).

1.

In der Kirche zu Fredelsloh am Sollingerwald befindet sich ein Stein, welcher Nonnenstein genannt wird.

Auf diesem Stein sind drei Nonnen des vormaligen Klosters zu sehen. Die mittlere scheint von den an=

dern geführt zu werden. Der Stein hat drei Fuß Höhe.

Schon mehre Tage schwebte über dem Kloster ein schweres Gewitter, und den geängstigten Nonnen zeigte sich keine Hoffnung, daß es sich verziehen werde.

Da tritt aus den betenden Schwestern eine Nonne, und erzählt einen schon zwei Nächte gehabten Traum, daß nämlich das Gewitter nicht eher verschwinden werde, bis sie vom Blitze erschlagen sei.

Auf ihr Begehren wird sie nun feierlich zum Tode geweiht, zwei Nonnen begleiten sie zum Hainberg, ein furchtbarer Blitz streckt sie todt darnieder, und alsbald zieht das Wetter vorüber.

2.

Ueber der vormaligen Abtei Heggenbach, unweit Biberach in Schwaben, zieht sich ein heftiges Gewitter zusammen, ohne wieder weichen zu wollen. Eine junge eben erst eingekleidete Nonne glaubt, sie müsse das Opfer des Blitzes sein und ersucht die Klosterfrauen, sie zum Tode vorzubereiten. Als es geschehen, und sie hierauf betend am Stamme des Kreuzes niedersinkt, trifft sie der Blitz.

Kaiser Otto und der Hirt.

Otto der Große reiste nach den Wesergegenden. Er kam von Lüneburg, und als er zwei Stunden von der Stadt Soltau über den Hof von Stubeckshorn fuhr, schlug er plötzlich quer über das Weidefeld seinen Weg ein.

Auf diesem Felde hütete der Sohn eines Bauers der lüneburger Heide sein Vieh. Als der Hirt den Wagen ankommen sah, sprang er auf die Pferde los, hielt sie fest, erhob seinen Hirtenstab, der mit einem scharfen Beil versehen war, und widersetzte sich dem Laufe des Fuhrwerks.

Otto richtete sich empor, und wie der Hirt erfuhr, daß es der Kaiser sei, dessen Wagen er in den Weg getreten, schrie er: Wenn du auch der Kaiser bist, Unrecht ertrag' ich nicht; versuch' es fortzufahren und deine Rosse sollen dieses Beiles Stärke fühlen; ich heiße Hermann und mein Vater ist ein Landmann hier im Hofe Stubeckshorn!

Der Kaiser betrachtete den Burschen und beschied ihn zu sich an den Hof, da ihm dessen Kühnheit bei einem schönen und starken Körperbau mit hellen großen Augen gefiel. Hier nahm der Hirt den Namen Hermann Billing an, erhielt Unterricht und machte bei seinen ausgezeichneten Geistesgaben bald solche Fortschritte, daß

ihn der gewogene Kaiser zum Aufseher seiner Söhne bestellte. Für fortwährnde Rechtlichkeit und Treue erhob er ihn kurz darauf in den Adelstand; Anno 960, vor Beginn des italischen Feldzugs, übertrug er ihm die Statthalterei von Sachsen und Westphalen, und verlieh ihm endlich als Herzog die Lausitz und Burgschaft Magdeburg.

Hermann Billing, Herzog von Lüneburg, auch Herzog von Stubeckshorn genannt, war ein kluger Regent, ein tapferer Feldherr. In Hessen und Böhmen führte er mit Geschick den Oberbefehl des kaiserlichen Heeres; er schlug sich mit einer Tapferkeit, daß Wittekind ihm die größten Lobsprüche ertheilte.

Otto gab ihm eine Gemalin aus edlem Hause. Er starb bejahrt, seiner Frömmigkeit und Treue wegen vom Volke geliebt, und hinterließ drei Söhne, von welchen der älteste Bischof von Verden wurde.

Folgende von ihm selbst herrührenden Worte sollen sich vormals am lüneburger Schloß befunden haben:

Ein Edelmann von Stubeckshorn,
War ich von schlechtem Stamm geborn,
Kunst, Tugend, Redlichkeit mich bracht,
Daß Otto mich zum Fürsten macht;
Zu Sachsen, Lüneburg fürwahr,
Das Schloß und Kloster baut ich dar,
War sieghaft, streng in aller That,
Otto der Groß' mich darumb begnadt.

Noch heutzutage erhält sich die Sage von dem Hirtensohn aus Stubeckshorn unter dem Landvolk der Gegend.

Die Lauenburg.

Auf einem Berge an der Weser, nicht weit von Hameln, liegt die Lauenburg, eine alte verfallene Ritterveste, deren Ringgraben jetzt nur noch ihren vormaligen Umfang angibt.

Vor Jahren weidete ein armer Bauer aus dem Dorfe Heyen sein Vieh auf einer Wiese am Fuße des Berges.

Da nahte eine schmucke weißgekleidete Jungfrau, winkte und zeigte ihm eine schöne Feldblume.

Nimm sie, sprach die Erscheinung, gehe damit nach dem lauenburger Schloßkeller, der sich dir öffnen wird, und wähle dir etwas darin.

Freudig folgte der Bauer dem Winke der Jungfrau, nahm die Wiesenblume und trat damit in den Keller hinein. Er fand hier auf einem Tische einen mächtigen Haufen Gold und Silber, und nahm sich reichlich davon.

Beim Herausgehn ließ er aber die Blume auf dem Tische liegen. Er wollte sie wieder holen, es war aber zu spät, die Thür schlug heftig zu und riß ihm ein Stück seines Kleides hinweg.

Nach Rutelius' Chronik ward die Lauenburg von Braunschweig im dreizehnten Jahrhundert aus dem

alten Schlosse Olsburg erbaut, und hat früher die Namen Lauenthal, Lauenwedel und Löwenburg geführt.

Der Waldgeist.

In mondheller Mitternachtstunde wanderte ein Mann durch den Wald von Elveshausen in Hannover.

Zwischen Gruppen einzelner Buchen sieht er auf einem abgehauenen Eichenstamm eine weibliche Gestalt sitzen.

Das Mondlicht zeigt sie ihm deutlich. Sie senkt das Haupt, wie mit emsiger Arbeit beschäftigt, und er glaubt in ihr eine Dorfbewohnerin zu erkennen, die sich die Zeit mit Stricken vertreibe. Er will sie necken, schleicht leise näher, und umarmt sie, indem er ihr die Augen mit den Händen bedeckt.

Eiskalt ist indeß ihr Gesicht.

Langsam wendet sich die Gestalt mit hohlen Todtenaugen und verwesten Gesichtszügen nach ihm hin. Leichengeruch weht ihm entgegen, und vom Schrecken ergriffen, stürzt er besinnungslos waldeinwärts seinem Dorfe zu.

Am Morgen finden ihn die Hausgenossen vor der Thür liegen. Von Krankheit ergriffen, deren Fanta-

sien ihm schauerliche Waldesgrabgestalten vorgaukeln, erzählt er, was ihm begegnet, und stirbt in der Mitternachtstunde des dritten Tages.

König Goldemar.

1.

Zu Kaiser Wenzels Zeit lebte auf der Burg Hardenstein, unweit Newiges an der Ruhr, Ritter Neveling vom Hardenberg.

Zu diesem kam einst ein Erdmännchen, nannte sich König Goldemar, blieb bei ihm auf der Burg und ruhte in seinem Bette.

Goldemar spielte lieblich die Harfe, würfelte, setzte Geld auf und trank Wein.

Auch sprach er mit vielen Leuten. Er setzte die geistlichen Herren, welche zur Burg kamen, in Verlegenheit, indem er ihrer heimlichen Sünden erwähnte. Ritter Hardenberg nannte er einen Schwager, warnte ihn vor seinen Feinden, und lehrte ihn sich kreuzigen mit den Worten: Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen der heilige Geist. Er sagte, die Christen gründeten ihre Religion auf

Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter.

Seine Hände fühlten sich mager, weich, doch eiskalt an. Man sah nur seinen Schatten.

Nachdem er drei Jahre auf der Burg verweilt, zog er hinweg, ohne Jemand Leids zugefügt zu haben.

Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, und Viele argwöhnten, das Erdmännchen habe sich ihretwegen hier aufgehalten.

2.

Im Haus Hardenstein hat vor Zeiten ein Erdmännchen, König Vollmar genannt, in einer Kammer gewohnt, welche noch zur heutigen Stunde Vollmarkammer heißt.

Dieser Vollmar mußte stets einen Platz am Tische und einen für sein Pferd im Stalle haben. Von Mensch und Pferd sah man jedoch nie mehr als den Schatten.

Es trug sich zu, daß ein Küchenjunge des Schlosses, der den König oder wenigstens seine Fußstapfen zu sehen begierig war, Erbsen und Asche umherstreute, damit er fallen möge. Sein Vorwitz wurde aber übel bezahlt.

Eines Morgens beim Feueranmachen kam Vollmar, brach ihm den Hals, hieb ihn in Stücken, steckte die Brust an einen Bratspieß, und kochte das Haupt

nebst den Beinen. Bei diesem Anblick entsetzte sich der Koch und wich aus der Küche.

Sobald die Gerichte fertig waren, wurden sie von Unsichtbaren auf Vollmars Kammer getragen und unter Freudengeschrei und rauschender Musik verzehrt.

Nach dieser Zeit hat man König Vollmar nicht mehr verspürt, über seine Kammerthür aber geschrieben gefunden, daß das Haus künftig ebenso unglücklich sein werde, als es bisher glücklich gewesen, und die zersplitterten Güter nicht eher wieder zusammenkommen sollten, bis drei Hardenberge von Hardenstein leben würden.

Spieß und Rost sind lange aufbewahrt, 1651 aber durch die eindringenden Lothringer geraubt worden. Der Topf ist noch vorhanden, und in der Küche eingemauert.

Ottenstein.

Heinrich Graf von Solm lag Anno 1408 in hartem Kriege mit Otto, Bischof von Münster.

Der Bischof, ein krieggewandter Führer wohlgerüsteter Schaaren, schlug den Grafen, nahm ihm ein Stück Land nach dem andern und trieb ihn endlich nach seinem letzten, ihm noch übrig gebliebenen Zufluchtsort,

dem Schlosse Ottenstein, welches sehr fest und von den Einwohnern des anstoßenden kleinen Ortes, die ihren Herrn treu und ergeben dienten, muthig vertheidigt wurde.

Die Länge der Belagerung Ottensteins erschöpfte jedoch die Lebensmittel, die Kräfte der Vertheidiger erlagen und die größte Noth riß ein auf dieser kleinen Veste.

Da beschloß der Graf, zur Milderung des Volkselendes, dem Feinde sich zu ergeben; nur Eins schmerzte ihn, nämlich seine geliebte und schöne Tochter in dessen Gewalt fallen zu sehen.

Er sandte daher einen Herold zum Bischof, und versprach ihm die Uebergabe des Schlosses, jedoch unter der Bedingung, daß seine Tochter mit allen Kleinodien, die sie zu tragen vermöge, ungehindert die Burg verlassen dürfe.

Der Bischof, stolz über die Demuth des Grafen, und zufriedengestellt durch den Besitz der Burg, willigte in die Bedingung, und bestimmte, daß bei der auf den folgenden Tag festgesetzten Eröffnung des Festungsthores die Tochter des Grafen mit allen Kleinodien, die sie habe und zu tragen vermöchte, von dannen ziehen könne.

Als nun die Stunde nahte, und der Bischof unter Sang und Klang seiner Kriegsschaaren vor dem Ottenstein erschien, that sich das Thor auf, und hervor trat die zarte schöne Grafentochter, ihren alten Vater auf den Schultern und eine schwere Schürze tragend, in welcher sich das Gold und edle Gestein desselben

befand, und schritt langsam durch die erstaunten Soldaten fort.

Das erschütterte den rohen Bischof. Ein solches Beispiel der Kindesliebe und Treue hatte er noch nicht erlebt. Sein Haß erlosch, er segnete die treue Jungfrau und gab dem alten Grafen den Kuß des Friedens.

Noch jetzt zeigt man in der Kirche zu Ottenstein die bildliche Darstellung dieser Begebenheit.

Die Schaumburg.

Das Schloß Schaumburg, zwei Stunden von Rinteln, liegt auf dem Nesselberg, der zur Gebirgskette des Hohensteins oder Sündels gehört. Der reizende Anblick desselben bewog einst Kaiser Konrad den Zweiten «Schau 'ne Burg!» auszurufen. Er schenkte es Adolph dem Dritten von Holstein, den er zum Grafen von Schaumburg ernannte. Der Graf fügte seinem Wappen ein Nesselblatt bei, das er, nach seiner Rückkehr vom heiligen Grabe, mit drei Nägeln versah, denen gleich, welche bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden; auf dem Helm brachte er eine Dornenkrone an. Er erweiterte die Schaumburg und erbaute ein Kloster bei der alten Stadt Rinteln auf dem andern We-

serufer, von welcher letztern jetzt, außer wenigen Ruinen, keine Spur mehr vorhanden ist.

Einer der letzten Grafen von Schaumburg ging fast täglich aus, ohne daß seine Gemalin erfahren konnte, wohin. Sie argwohnte und spähte, aber alles Fragen und Forschen war umsonst. Selbst der Leibjäger des Grafen war stumm. Sie erfuhr nur, daß er einen Eid geschworen, nichts zu sagen. Die Gräfin lobte seine Verschwiegenheit, brachte ihm aber den folgenden Tag zwei Beutel, den einen voll Gold, den andern voll Gesäme, und ihre Weisung dazu.

Der Jäger nahm das Geld an, und streute auf dem Wege, den er mit seinem Herrn gehen mußte, unbemerkt das Gesäme aus. Lange suchte die Gräfin vergebens, als aber der Frühling kam, ging der Samen auf und die sprossenden Keime zeigten der Suchenden den Weg. Auf dieser Spur wird sie durch den Wald und gerade nach dem Felsen der Paschburg, der hinter der Schaumburg hervorragt, geleitet, in welchem eine Höhle, das sogenannte Wichtel- oder Meumkeloch, sich befindet. Alles mahnte sie, umzukehren. Es lief ein Hase über den Weg, und eine unglückweissagende Elster über ihr rief ein lautes «Weg! weg!» Doch die Gräfin ging weiter, bis sie vor dem Eingange der Meumkenhöhle stand.

Sie sah den Jäger schlafend auf dem Moos liegen, betrat mit Zittern die Höhle, und fand hier ihren Gemal in den Armen eines hübschen kleinen Wichtelweibchens, Beide sanft entschlafen.

Jetzt, wo ihre Neugierde befriedigt war, wünschte

sie, es nicht erfahren zu haben, und schnell entschloß sie sich, ungesehen umzukehren. Aber dem Weibchen fielen zwei schöne lange Haarflechten über den Nacken herab, diese schnitt die Gräfin mit einer Schere, die sie an der Seite hängen hatte, leise ab, und ging eilens hinweg.

Der Graf kam indeß verdrießlich heim, kaum konnte er seinen Trübsinn bergen, er wollte jedoch der Gräfin, allem Schmeicheln und Fragen ungeachtet, nicht sagen, was ihm fehle, und so viele Wochen fort.

Da schloß die Gräfin ihr Schmuckkästchen auf, zeigte ihm mit sanfter Duldung und holder Verzeihung die Haarflechte, und gab sie dem Bestürzten mit dem Bemerken zurück, nach Gutdünken darüber zu verfügen.

Das fiel dem Grafen aufs Herz; er warf sich ihr zu Füßen, dankte ihr freundlich, versprach ihr, nie mehr zur Tienke-Meumke zu gehen, und besiegelte dieses Versprechen mit einem harten Eide, den er auch niemals brach.

Bald darauf ließen sich Stimmen auf der Burg hören, welche die geraubte Haarflechte zurückverlangten; man sandte sie hin zur Höhle, aber die Stimmen tönten fort, und verlangten auch den Grafen dazu, der aber nicht gehorchte. Endlich rief eine Stimme am hohen Mittage und zur Stunde, wo er sonst wegzuschleichen pflegte: er sollte wieder zur Höhle kommen, oder sein Land würde an fremde Erben fallen.

Der Graf kam nicht, und nach einigen Generatio-

nen fiel das Schaumburgsche an das Haus Hessen, an Lippe und Hannover.

Otto der Sechste, der letzte Graf von Holstein-Schaumburg, starb im Jahre 1640.

Wichtelmännchen zu Oldendorf.

Die kleinen Wichteln oder Erdmännchen wohnen in Klüften, Erdspalten, in alten Häusern unter den großen altfränkischen Oefen, auf Gesimsen, wie die Elfen, und können nach Willkür sichtbar und unsichtbar werden. Dem Hausherrn, der sie aufnimmt und freundlich behandelt, bringen sie Glück und helfen ihm in seinem Gewerbe, dem sie Segen und Gedeihen verleihen. Nur verspotten lassen sie sich nicht. Wer sie schilt oder verlacht, dem kehren sie Alles in Unsegen und Unglück, ziehen von ihm aus, und nehmen Gedeihen und Wohlstand mit sich fort.

Im Brauhaus zu Hessisch-Oldendorf hatten die Wichteln lange Zeit ihre Auflage. Zu Gunsten der Bürgerschaft, der sie wohlwollten, trieben sie dort ihr unsichtbares Wesen, und ließen ihren segnenden Einfluß merklich spüren. Daher kam es, daß das

dortige Bier unter dem Namen des oldendorfschen so berühmt war wie jetzt die braunschweiger Mumme, und wie diese weit verfahren wurde. Das Brauhaus, dem Posthaus gegenüber, wurde von den Postknechten, wenn sie durchgefroren nach Hause kamen, oft besucht, weil es da stets hübsch warm war.

Einst kommt zur Winterzeit ein Postillon dahin, und erzählt, daß er in vergangener Nacht, als er durch den Sündel gefahren, ein Klagen und Heulen und Rufen gehört:

Meume Tienke ist todt! Todt ist Tienke Meume!

Bei dieser Nachricht erhebt sich auf einmal im Brauhause ein Jammern und Wehklagen, und hundert Stimmen rufen tausendmal jenen Namen aus. Die an der Braupfanne beschäftigten Wichteln vergessen im Schrecken und in der äußersten Bestürzung ihre Unsichtbarkeit, und werden zu Hunderten von allen Anwesenden gesehen.

Einer derselben trägt gerade ein Weizenkorn die Treppe hinauf, das er in die Pfanne bringen will. Er trägt aber so schwer an dem einen Korn, daß ein Brauknecht darüber lacht und seiner spottet.

Das Wichtelmännchen wird böse, wirft sein Waizenkorn zur Erde, das Körnchen bleibt liegen und ist urplötzlich in das feinste Gold verwandelt. Aber alle Wichteln sind von dem Augenblick an verschwunden und für immer ausgezogen.

Seit der Zeit ist das oldendorfsche Bier und der Breihan eben so schlecht, als es vorher gut und be-

rühmt war. Kein Mittel blieb unversucht, seine vorige Güte wiederherzustellen, aber vergebens, denn der Fluch der Wichtelmänner ruht darauf.

Die Amelunxburg.

Im Sündel liegen auf dem Amelunxberge die Ruinen der alten Amelunxburg.

Ein armer Holzleser hatte sich im Hohenstein ein Gebund Holz zum Verkauf zusammengelesen. Es war aber so schwer geworden, daß er die Last nicht auf die Schultern bringen konnte.

Da trat ein Männchen heran, gebot ihm, das Holz liegen zu lassen und mitzugehen, es würde sein Schaden nicht sein.

Der Holzleser geht mit und das Männchen führt ihn an den jenseits dem Mitterberge liegenden Amelunxberg, und fragt unterwegs viel nach Weib und Kindern und seinem Erwerb und Auskommen. Der arme Mann berichtete Alles getreulich, gab bescheidene Antwort und sagte in Allem die Wahrheit, denn das Männchen kam ihm gar sonderbar vor.

Es führte ihn den gezackten alten Weg auf die Höhe des Berges und durch den kaum noch sichtbaren Burgring.

Weißt du auch, was das ist? fragte es ihm hierauf.

O ja, das ist der ehemalige Graben der alten Amelunxburg, wo vor Zeiten die Herren von Amelunxen gewohnt haben! —

Auf einmal standen sie vor einer eisernen Thür, die in den Berg ging und geöffnet war.

Du sagtest, sprach das Männchen, du verdientest dir täglich drei Groschen. Da gehe hinein und hole dir täglich drei Groschen aus dem offenen Geldkasten. Der schwarze Hund, welcher zwischen den silbernen Gefäßen daneben liegt, thut dir nichts, so lange du keines der Gefäße anrührst. Davor hüte dich wohl und nimm auch täglich nicht mehr als drei Groschen.

Der arme Mann geht dreist in den Berg, findet es so, wie das Männchen ihm gesagt, nimmt die Groschen, und das alle Tage eine lange Zeit fort. Das Männchen aber erscheint nicht mehr.

Endlich wagt er's und nimmt einmal ein viertes Stück mit, der Hund rührt sich nicht und es geht Alles ohne Unfall und Schaden ab. So blieb es nun lange bei vier Groschen, aber nach und nach wurde er dreister, nahm mehr und immer mehr, und zuletzt Hände voll. Noch ging's gut. Einst füllte er aber eine silberne Kanne und einen Kelch mit Geld, und macht sich damit fort. Wie er sich indeß umwendet, springt der schwarze Hund auf, und tobt und kratzt mit den Krallen in die Gefäße, die er nicht fahren lassen will. Der arme Mann stürzt erschrocken hinaus, hält zwar die Gefäße mit den Händen fest, aber die eiserne Pforte schlägt mit einem Donnerschlage

hinter ihm zu, daß der Berg dröhnt, und nie kann er die Thür, nicht einmal die vorige Stätte, wiederfinden.

Um den Berggeist zu versöhnen, schenkte er Kelch und Kanne der nächsten Dorfkirche zu Segelhorst, aber der Berg war und blieb fortan verschlossen, und der Holzleser trug Holz, ohne wieder ein mildthätiges Männchen zu finden, bis an sein Ende, das er endlich im Walde fand.

Der Kelch, den man für den Bergkelch ausgibt, wird noch heute zu Segelhorst gezeigt. Es ist ein uralter Altarkelch von getriebenem feinem Silber. Die Kanne ging verloren.

Das Dachtelfeld.

In der Klüften des Hohensteins hausten, der Sage nach, einst Wahrsager und Zauberer, und der Teufel, von dem noch eine große Bergkluft den Namen «Teufelskammer» führt, trieb hier sein Spiel. Bis auf diesen Tag glaubt man, es sei nicht geheuer hier oben im Gebirge, wo sich die Leute nicht gern ihr Brennholz, am wenigsten das Bauholz anweisen lassen. In dem einen Fall fürchten sie sich vor Teufelsunglück, das hier so vielfältig geschieht, in dem andern vor

Unsegen im Hause und vor Feuersbrunst, indem sie meinen, dieses Holz zünde sich von selbst an. Manche, welche beim Fällen und Zimmern Feuer aus dem Holze fahren sahen, reden von einer verborgenen undeutsamen Schrift an einem der Felsen, die alle sieben Jahre auf Johannistag sichtbar würde, und dem, der sie zu deuten verstehe, einen im Berge verborgenen Schatz nachweise, den der Geist «Maar» bewache.

Ein Kuhhirt auf dem Dachtelfelde, einer Weide auf der Nordseite des Sündelgebirges, erblickte zuweilen unter seiner Heerde einen weißen Hirsch mit einem geraden einzelnen Geweih vor der Stirn.

So oft das Wild sich sehen ließ, verschwand eine der besten Kühe mit ihm, und wenn sie zurückkam, hatte sie keine Milch im Euter.

Eines Tages, da der Hirsch wieder mit der Kuh entwich, stellte der Hirt seinen Buben zur Heerde und ging der Spur nach. Hier sah er seine Kuh, der Hirsch stand neben ihr und ihr schönes Hirschkälbchen sog an ihrem Euter; drauf sprang der Hirsch auf ein Felsenhorn und das Kälbchen schlüpfte in eine der Klüfte, die Kuh aber blieb ruhig stehen. Er glaubt, das Wildkalb in Felsenspalt erhaschen zu können und schleicht ihm nach.

Da tritt ihm ein großer hagerer Mann mit kahlem Kopf, langem Bart und einem vorn mit blutigen Streifen bedeckten, einem Armensündergewand ähnlichen Todtenhemd bekleidet, entgegen. In der rechten Hand hält er ein goldnes Schwert, in der linken ein silbernes Horn. Er setzt das Horn an den Mund

und scheint darauf zu blasen; der Hirt vernimmt indeß keinen Laut, aber die Bäume rauschen, die Felsen dröhnen, und ein Windstoß wirft den Erschrockenen nieder.

In Todesangst verläßt der Hirt das Geklüfte, sieht sich nicht um, und folgt seiner Kuh, die ruhig ihres Weges wieder nach dem Dachtelfelde zur Heerde geht. Der Hirt aber hütet sich wohl, in Zukunft dem verwünschten Hirsch wieder nachzuschleichen.

Das Haus Ahrens.

In der Niederung zwischen Bückeburg und Minden, welche man den «Bruch» nennt, gewahrt man auf einem Hügel noch einiges Mauerwerk mit Wassergraben umgeben; dieß sind Ueberbleibsel von der ehemaligen Burg oder dem Hause Ahrens.

Auf diesem Hause Ahrens haben niemals regierende Herren, sondern viele Hundert Jahre hindurch Straßen- und Seeräuber gewohnt.

Der letzte Besitzer nannte sich Graf Arnum oder Annois. Sein Pferd war immer verkehrt beschlagen, damit ihn Niemand aufspüren könne, an seinen Schuhen trug er vorn lange Spitzen von Stahl, womit er im Vorüberjagen einen ermorden, oder ein Pferd von sich abwehren konnte. So durchstrich er alle Län-

der, machte sich überall Feinde, und zog zuletzt viele Jahre auf Seeraub aus.

Die christliche Religion war längst durch Karl den Großen eingeführt, der Graf blieb jedoch stets seinem Götzen getreu, dem er auf dem Schlosse einen Altar errichtet hatte, worauf er zu gewissen Zeiten ein Schwein opferte, und sich sammt seiner Gemalin dabei auf die Knie warf und Sonne und Mond anbetete.

Als er einst zu Schiff gegangen war, überredeten die Geistlichen die Gräfin, ihrem unvernünftigen Gottesdienst zu entsagen und die christliche Religion anzunehmen. Sie ließ sich taufen.

Da ihr aber nicht gefiel, in Bauerhäusern den christlichen Versammlungen beizuwohnen, so erbaute sie zu Petzen, einem Dorfe bei Bückeburg, eine Kirche, mit ihrem Stand vor der Kanzel. Das Bildniß ihres Gemals mit der Lanze in der Hand und einem Opferferkel ließ sie zwischen die Schalllöcher am Thurm aufstellen, und zum Andenken und Abscheu ihres vormaligen heidnischen Götzendienstes, den Altar, worauf ein Schwein in der Flamme, der Mond in Form einer Kugel darüber und die Sonne etwas seitwärts in der Höhe sich befand, ihr Bild zur rechten, das des Grafen aber zur linken Seite kniend, vor der Thür einmauern, welche Steinbilder noch heute zu sehen sind.

Die Gräfin ward wegen Erbauung dieser Kirche allgemein beliebt, und als der Graf mit Schätzen beladen heimkehrte und seinen Versöhnungsaltar zerstört fand, die Gemalin aber ihm meldete, daß sie unter-

dessen sieben Kirchen ausgestattet und den rechten Gott erkannt und angenommen habe, welcher Herr sei über Sonne und Mond, über Himmel und Erde, und hinzufügte, daß man in der christlichen Religion auch könne Vergebung der Sünden erhalten, so ließ er sich ebenfalls taufen.

In der Kirche ist sein — Anno 1709 überweißtes — Bildniß zu sehen: es stellt einen Räuber mit einem Helm auf dem Haupt, großen Sporen, und langen Spitzen an den Schuhen und einem Streithammer in der Hand mit der Unterschrift dar:

En Grove van Arnum und Annois genandt,
Ik han ghevedet monnich Land.

Als indeß die Geistlichen in der Beichte viele Gräuelthaten von ihm vernahmen, so brachten sie es dahin, daß er, um Vergebung der Sünden zu erlangen, jene Kirche reichlich mit liegenden Gründen beschenkte. Der Graf aber glaubte, Gott müsse ihm nothwendig gnädig sein, und legte sich von Neuem auf den Straßenraub, der lange allen Handel und Wandel ins Stokken brachte.

Da zogen die Hanseestädte mit Truppen in den Bruch, und griffen das feste Raubschloß Ahrens an. Die Gräfin vertheidigte es in Abwesenheit ihres Gemals. Sie hing unter andern, um den Feind zu täuschen, die Schwarten ihres Speckvorraths oben aus, und das letzte Schwein der Burg wurde am Schwanz gerissen, daß es laut schrie, als wenn oft geschlachtet würde und noch Lebensmittel genug vorhanden wären, was die Belagerer irre führte und fast

zum Abzug bewog. Doch nachdem der Graf zurückgekehrt und glücklich ins Schloß gelangt war, entstand große Hungersnoth, und man beschloß, sich zu ergeben. Die Gräfin verlangte und erhielt die Erlaubniß, neben freiem Abzug für sich und ihre Magd, so viel als sie Beide tragen könnten, mitzunehmen und einen Eichelgarten zu pflanzen. Es wurde zugestanden, und am andern Morgen belud sich die Magd mit vielen Kostbarkeiten, die Gräfin selbst aber trug ihren Gemal in einer Kiepe auf dem Rücken in den Dom nach Minden, wo sie später auch starb.

Das Schloß wurde nun zerstört, und aus dem Eichelgarten entstand ein Theil des jetzigen schaumburger Waldes.

Der wilde Kriegsmann und Heide schenkte seine noch übrigen großen Besitzungen dem Domkapitular und der Klosterkirche zu Minden, und wurde, um den Himmel zu sühnen, ein von der Geistlichkeit sehr geliebter Sohn der Kirche. Er starb zu Minden 1167. Das Domkapitular und der Bischof sammt dem Kloster geriethen aber untereinander wegen der Güter in heftigen Streit, der endlich vom Bischof von Osnabrück geschlichtet ward.

Auch die Schwestern des Grafen Gerburcht und Gildeswich vermachten ihre Güter der Kirche.

Dom zu Magdeburg.

1.

Zu den Zeiten Kaiser Otto des Dritten war Utho (Hartwig) Erzbischof von Magdeburg.

Von geringem Herkommen, doch mit geistigen Vorzügen begabt, erlangte Utho früh die erzbischöfliche Würde, ergab sich jedoch bald dem unsittlichsten Lebenswandel, verschwendete bei geheimem Umgang mit Klosterfrauen die Güter des heiligen Hauses, und alle an ihn ergehenden kirchlichen Mahnungen und Warnungen blieben ohne Erfolg. Fern von Reue und Buße sank er immer tiefer in den Abgrund des Lasters.

Da ereignete es sich, daß ein frommer Domherr, seiner Gewohnheit nach, zur Mitternachtzeit in den Dom ging, um zu beten.

Als er daselbst anlangt, erhebt sich plötzlich ein fürchterlicher Sturmwind, die Kerzen löschen aus, und tiefe Finsterniß umgibt den erschrockenen Mann.

Indem er sich anschickt, die Lichter wieder anzuzünden, erscheinen zwei Jünglinge, von welchen jeder eine Kerze trägt, und schreiten zum Altar. Zwei andere folgen, von denen einer einen prächtigen Teppich ausbreitet, auf den der andere zwei Stühle setzt.

Hierauf langt noch ein fünfter an. Er hat ein Schwert in der Hand, geht mitten in die Kirche und ruft:

Ihr Todten, die ihr hier ruht, erhebt euch zum Gerichte Gottes! —

Und es erscheinen viele Personen, Männer und Frauen, alle in glänzendem Gewande, einige im Kleide der Kirche, andere in dem des Kriegers.

Sie schreiten zum Chor, und bleiben hier neben einander stehen.

Zwölf würdevolle Männer kommen nun, in ihrer Mitte einer, der wie die Sonne strahlt, eine Krone auf dem Haupt und einen Szepter in der Hand haltend. Es ist Christus der Herr mit den Aposteln. Er läßt sich auf einem Stuhle nieder.

Drauf naht die Jungfrau Maria, begleitet von dem Schutzpatron der Kirche, dem heiligen Mauritius *).

Mit gefalteten Händen wendet sich nun Mauritius zum Herrn und sagt:

Du gerechter Richter und Schöpfer aller Dinge, halte Gericht!

Utho, Bischof von Magdeburg, sollte nun erscheinen. Es dauerte einige Zeit, und aus einem Kloster abgeholt, trat er endlich mit sündenbeschwerter Miene vor.

*) Er wird, als Aegyptier, mit schwarzem Angesicht gemalt.

Mauritius begann von Neuem:

Herr und Richter! siehe ihn, nicht ein Hirte ist er, sondern ein reißender Wolf deiner Heerde, er hat ein heilig Amt geführt mit bösen Lüsten und der Kirche Güter geraubt in Gottvergessenheit. Richte über ihn, du gerechter Richter! —

Der Herr sieht hierauf die Heiligen an, als frage er sie, was sie dächten?

Da antwortete die helle Stimme des Jünglings mit dem Schwerte: Er ist des Todes schuldig!

Alsbald berathschlagten die Apostel, welche Todesart er erleiden sollte, und auf den richterlichen Ausspruch: daß der seinen Kopf hergeben müsse, der sein Leben ohne Kopf und Nachdenken sündhaft zubringe, wurde dem Bischof von dem Jüngling das Haupt abgeschlagen.

Nach dieser Execution verschwanden alle Heiligen und Lichter aus der Domkirche.

Nicht ohne Entsetzen hatte der Geistliche dieser schauderhaften Handlung beigewohnt. Er zündete die Kerzen an, berief das ganze Domkapitel zur Kirche, verkündete das Ereigniß, und Alle sehen hier den Körper, dort das davon getrennte Haupt des Bischofs Utho von Magdeburg in der Kirche liegen.

Im Dom hat man lange nachher noch den blutbesprengten Stein gezeigt, auf welchem Utho's Haupt gefallen.

Auf Utho folgte Heinrich der Zehnte, Bischof von Paderborn.

2.

An der Westseite des Doms zu Magdeburg sieht man einen Schäfer mit Knecht und Hund in Stein gehauen. Jener blickt voller Andacht aufwärts nach dem Thurme.

Ein armer Schäfer und sein Knecht saßen einst auf einem großen Stein im Felde, nicht weit von der Stadt, und hielten ihre Mahlzeit. Da lief eine Maus unter dem Stein hervor, der Hund verfolgte sie und grub ihr in der Erde nach. Der Hirte fand im aufgewühlten Boden etliche Goldstücke, suchte weiter, und entdeckte einen großen Schatz.

Da Erzbischof Albert eben die Domkirche zu bauen begann, gab der redliche Hirte den reichen Fund zum Kirchenbau hin. Sein Andenken wurde an jener Seite der Kirche verewigt.

Der Nixenstein.

Nicht weit von der Stadt Strehla an der Elbe ragt ein großer Stein weit in den Strom hinüber. Man nennt ihn den Nixenstein.

Ein Nix hat hier seine Wohnung, den man dann

und wann auf dem Steine sitzen und arbeiten sieht. So wie Jemand nahet, verschwindet er.

Zuweilen gewahrt man auch Wäsche und Geräthschaften auf dem Steine.

Einst kam ein vornehmer Reiter zur Hebamme nach Strehla, und bat sie dringend, unter Versicherung, es werde ihr kein Leid begegnen, mit ihm zu gehen.

Die Frau folgte ihm. Als sie an die Elbe kommen, schlägt der Mann mit einer Ruthe an den Stein, eine Thür thut sich auf, und Beide treten in ein schönes aufgeputztes Zimmer, in welchem ein Weib in Kindesnöthen liegt.

Der fremde Mann geht darauf aus dem Zimmer, kommt mit einer Mulde voll Dukaten wieder herein, und hält sie der Amme vor, sich daraus zu nehmen nach Belieben.

Die Wöchnerin hatte aber vorher die Frau gewarnt, nicht mehr zu nehmen, als ihr gebühre. Nachdem sie nun ein Weniges genommen, trägt der Mann die Mulde mit den Worten wieder hinweg:

Das hat dich Gott geheißen.

Die Kindfrau ist nach ertheilter Hilfe von ihm ohne allen Schaden in ihre Wohnung heimgebracht worden. — Manchmal sah man auch eine Frauenperson in der Stadt, welche Waaren einkaufte, und deren Kleider an den Füßen ganz naß waren.

Sie kam vom Nixenstein an der Elbe.

Alljährlich kommt am Nixenstein Jemand um.

Der Katzenberg.

1.

Unweit Merseburg liegt der Katzenberg. Bischof Michael von Merseburg *) hatte eine besondere Vorliebe für Katzen; er hielt sich deren eine Menge und von allen Farben; sie begleiteten ihn oft auf seinen Spaziergängen.

Einmal reiste er nach Magdeburg. Als er in den nächsten Wald kam, hörte er ein ungewöhnliches Getöse und entdeckte beim Weiterfahren auf einem kleinen Berge einen großen Haufen Katzen vereint. Er ließ den Wagen halten, betrachtete sie, und rief endlich scherzweise hinüber: Fehlt euch auch Niemand, und seid ihr Alle versammelt.

Da antwortete ein alter Kater: Nein, wir erwarten noch die Katze des Bischofs!

Der Bischof hatte aber eine schwarze Katze, die er, ihrer lustigen Sprünge und Kunststückchen wegen, besonders liebte; nachdem er nun wieder zu Haus angelangt war, lockte er die Katze, streichelte sie und erzählte ihr, was er im Walde gesehen, und fragte

*) Von ihm: Postille oder katholische Erklärung aller Fest-Evangelien. Mainz 1556.

sie, warum sie nicht auch Theil genommen an der großen Katzengesellschaft auf dem Berge?

Kaum hatte er ausgeredet, so fuhr die Katze mit wildem Schreien und Pfauchen zum Fenster hinaus durch die Lüfte, und niemals sah sie der Bischof wieder.

Diese Katze soll ein Spiritus familiaris gewesen sein.

Noch jetzt sieht man auf dem Schloß zu Merseburg ein Bild, welches den Bischof mit seiner schwarzen Katze darstellt.

2.

Nach einer merseburger Schloßvolkssage soll Thilo von Trotta, der Erbauer des Schlosses, einst einen Boten über den Harz gesendet, und dieser bei seiner Rückkunft erzählt haben, daß er in der Nacht zum ersten Mai auf einem Baume, unweit des Brockens, zwei Katzen gesehen und von denselben folgende Worte vernommen habe: Ließe Thilo's Katze nicht so lange warten, könnten wir längst oben zum Tanze sein! — Als Thilo dieß vernommen und gegen die auf einem Stuhl im Zimmer sitzende Katze drohend die Hand erhoben und gesagt: Ei, Frau Katze, muß ich solche Dinge von euch hören! sei die Katze eiligst aus dem Fenster gesprungen, und da sich dabei ein übler Geruch verbreitet, habe Thilo das Fenster vermauern lassen. Niemand hat die Katze je wieder gesehen.

Die Moritzburg.

In Halle lebte vor alten Zeiten ein Bischof mit seiner Schwester.

Der Bruder baute die dortige Moritzkirche, die Schwester zu gleicher Zeit die im dreißigjährigen Kriege durch die Schweden zerstörte Moritzburg. Jener war ein sehr harter und böser Mann, und weil er die Bauleute über ihre Kräfte zur Arbeit nöthigte, ja, um sich ihnen dadurch immer bemerklich zu machen, einen Gurt von Schellen trug, begaben sie sich lieber zu seiner sanften Schwester und arbeiteten an ihrer Burg, so daß diese bei weitem früher fertig wurde, als seine Kirche.

Darüber nun lebte er mit der Schwester in Unfrieden und beschloß, sich an ihr zu rächen. Um dieß leichter ausführen zu können, bot er ihr scheinbar die Hand zur Versöhnung und kam, sie zu besuchen. Sie ahnete seine Tücke nicht und ging ihm bis unter das Thor ihres Schlosses entgegen. Da zog er den Dolch und stieß ihn ihr, unter dem Vorwand der Umarmung, ins Herz.

Zur Erinnerung an diese Schandthat hat man das Bild der Prinzessin, mit dem Dolch in der Brust, über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, wo es

noch heute zu sehen ist. Auch des Bischofs Bild mit dem Schellengehänge befindet sich in der halleschen Moritzkirche.

Die Zwerge zu Hitzacker.

Im Schloßberge und in den benachbarten Höhen des kleinen, unweit der Elbe liegenden und von der Jetze umflossenen Städtchens Hitzacker, im Lüneburgschen, haben vor Zeiten, als hier noch die Herzoge von Braunschweig residirten, viele Zwerge sich aufgehalten.

Man erblickte sie indessen nur selten. Den Bewohnern der Stadt erzeigten sie sich sehr hilfreich.

Wenn Jemand Hochzeit machte, liehen sie ihm Hausgeräthe und halfen ihm freundlich in allerlei Geschäften.

Wenn die Bürger brauen wollten, schickten sie Jemand mit Gruß und Bitte nach dem Berge, ihnen die Braupfanne auf etliche Tage zu leihen, und des Abends oder Frühmorgens stand sie zum Abholen am Berge bereit. War sie gebraucht, so wurde sie mit einer Kanne Bier nebst frischem Brot und Danksagung des Hauswirths und der Wirthin wieder zurückgegeben, und die Zwerge holten sie unvermerkt in ihre

unterirdische Wohnung; Niemand sah indeß, wie das zuging.

Einmal gewahrte ein Handwerker das Bier und Brot am Berge, verzehrte es, und besudelte dann muthwillig die Pfanne. Als man sie aber späterhin begehrte, fand man sie nicht wieder; den Bürgern wurde jedoch wiederholt das Bier in den Kellern von den Zwergen ausgetrunken.

Die Zwerge stellten auch ungetauften Kindern nach, um sie zu vertauschen.

Von dem damaligen Bürgermeister Johann Schulz wird erzählt, daß in der Nacht, als die Mutter mit ihm in den Wochen gelegen, ein ganzer Trupp Zwerge ins Haus gekommen sei, Feuer angemacht, sich am Heerd gelagert und ein kleines Kind gewärmt habe, welches zum Austauschen bestimmt gewesen. Allein die Mutter, welche das Kraut Drant in der Wiege gehabt, wäre erwacht, und die Zwerge hätten ihr Kind nicht fortbringen können und es fallen lassen, wodurch es ein Merkmal an den Augenbrauen erhalten. — Zu einem Fuhrmann kommt einstens ein kleines Männchen mit dem Begehren, morgen in einer bestimmten Stunde eine Fähre nach dem Berg zu bringen, und gegen gute Zahlung, etliche Personen hinwegzufahren.

Der Fuhrmann verspricht es zu thun und findet sich zur rechten Zeit ein.

Da sind eine unzählige Menge kleine Leute in den Nachen gestiegen. Der Mann hat nichts als Köpfe gesehen, und die Fähre ans jenseitige Ufer gestoßen.

Nachdem er so mehrmals hinüber- und herübergefahren, ist ihm eine reichliche Belohnung an Geld zu Theil geworden.

Nach dieser Zeit man nichts mehr von den Zwergen vernommen.

— Der Sage nach befindet sich in dem dasigen Weinberg eine goldne Wiege, welche die Zwerge zurückgelassen haben. Jede Johannisnacht, zwischen Zwölf und Eins, wird sie sichtbar.

Sobald aber ein Mensch das geringste Wort dabei spricht, versinkt sie wieder, nebst dem darin befindlichen Schatze, und ein großer schwarzer Hund mit hellfunkelnden Feueraugen ruht darauf.

Einmal hatten zwei Kameraden sich beredet, die Wiege in der Stille wegzunehmen. Da sehen sie plötzlich einen Galgen in der Höhe, und stürzen vor Angst und Schrecken hinweg; die Wiege aber versinkt unter heftigem Geräusch.

Schloß Windberg und der Burgwartsberg.

Auf dem hohen Windberg im plauenschen Grunde bei Dresden soll vor vielen Jahren ein Schloß gestanden haben.

Jetzt ist nichts mehr davon zu sehen.

Im Dorfe Burg am Fuße des Windbergs wohnte damals ein alter Dorfmusikant, der in der ganzen Gegend unter Mädchen und Burschen beliebt war und zu allen Kirmsen und Hochzeitfesten bestellt wurde, weil sich's nach seiner Geige am besten tanzte.

Eines Sonntags, als er den Bauern von Deuben zum Tanze aufgespielt hatte, und in der Mitternachtstunde einsam nach Hause ging, überrechnete er den Ertrag seiner Geige, und dachte an den künftigen Sonntag, zu welchem er wieder bestellt war. Unvermerkt kam er so zum Windberg.

Da fiel ihm auf einmal das Schloß ein, von dem er in seiner Jugend viel gehört hatte. Du bist doch nun, sagte er zu sich, schon manches Jahr und zu jeder Stunde der Nacht vorübergegangen, und hast noch niemals etwas von diesem Zauberschloß gehört. Wer weiß, ob's wahr ist. Mir sollte Jemand erscheinen und mich nachfolgen heißen, ich ginge mit und füllte mir die Taschen mit Gold. Wüßt' ich nur den Eingang ins Schloß.

Den will ich dir zeigen, antwortete ihm ein Mann, den er niemals gesehen, und der ihm in den Weg trat. Komm, folge mir getrost, du wirst im Schlosse von einer hohen Gesellschaft erwartet, um ihr zum Tanze zu spielen, sie wird dich genüglich bezahlen, daß du dein Lebenlang hast, was du brauchst; aber hüte dich ja, im Schlosse zu reden, und fordere nicht mehr als gewöhnlich, wenn man dich fragt, was du für die Musik begehrst.

Der Berggeist schritt voran, zitternd folgte ihm der erschrockene Musikant.

Durch einige schaurige Wege, die dem Spieler, so gut er auch am Windberg Bescheid wußte, gänzlich unbekannt waren, und die er auch niemals wiederzufinden sich getraute, gelangten sie endlich an ein großes erleuchtetes Thor, das sich plötzlich, sobald sie in den geräumigen Vorhof getreten waren, von selbst wieder schloß. Zwischen Furcht und Erstaunen getheilt, ging er durch den mit Fackeln erhellten Vorhof, und erblickte dann mehre prächtige und hohe Gebäude und Thürme, die nach seiner Meinung kaum im Windberg Platz haben konnten, und Alles war erleuchtet, wie am Tage. Sein Führer ging stets vor ihm her und brachte ihn durch das Hauptgebäude in einen großen mit vielen tausend Kerzen erhellten Saal, wo eine ansehnliche Gesellschaft von Herren und Damen in schwarzer altdeutscher Tracht und mit kostbaren Perlen und Edelgesteinen geschmückt, ihn augenblicklich umringte und mit scharfen Augen betrachtete. Das Herz schlug ihm gewaltig, der Führer winkte ihm jetzt an ein Kamin hin und deutete ihm an, sich auf der Geige hören zu lassen. Auch hier umgaben ihn Herren und Damen, während er stimmte, und endlich hob der Tanz an, dergleichen er weder in der Burg, noch auf andern Dörfern umher jemals gesehen hatte. Das Sonderbarste von Allem war aber, daß er dazu mit größter Fertigkeit eine Musik spielte, die er in seinem Leben noch nicht gehört hatte,

und von der er nachher nie wieder einen Ton hervorbringen konnte.

Als die Gesellschaft ungefähr eine Stunde mit dem Tanze sich belustigt hatte, kam jedes Paar mit gemessenen Schritten schweigend auf ihn zu, und nun betrachteten sie ihn mit Blicken, vor welchen seine Augen sich zu Boden senken mußten. Endlich trat einer der Herren aus dem Kreis hervor und sagte:

Was forderst du für dein Spiel?

Eingedenk der erhaltenen Ermahnung, hielt er demüthig den Hut auf, und gab durch eine Bewegung zu erkennen, mit Allem zufrieden zu sein.

Da ergriff der Herr eine Kohlenschaufel, fuhr mit ihr in den Haufen der im Kamin glühenden Kohlen, und schüttete sie dem Musikanten in den Hut. Dieser entsetzte sich darüber nicht wenig; allein in demselben Augenblick trat der bekannte Mann hervor, winkte ihm freundlich, zu folgen, und geleitete ihn nach dem Thore zurück, durch welches er ihn eingeführt hatte.

In diesem Augenblick war Alles verschwunden. Von der finstersten Nacht umhüllt, befand sich der Spielmann auf dem nämlichen Platz, wo ihm der Geist begegnet war.

Nachdem er sich von seiner Angst erholt, verfolgte er seinen Heimweg mit eiligen Schritten. Die Belohnung in Kohlen gefiel ihm nicht, und er hätte sie gern, da der Hut bei jedem neuen Schritt schwerer wurde, hinweggeworfen; doch die Furcht trieb ihn nach Hause, wo er sie hinter die Thüre warf und sich zu Bett begab.

Als der Morgen anbrach, eilte er zur Untersuchung seines Hutes, der ganz unversehrt war, und während er ihn noch betrachtet, fällt ein Goldstück heraus, dergleichen er noch keins in Händen gehabt hatte. Schnell eilte er nun nach den weggeworfenen Kohlen; allein statt der gehofften Goldstücke fand sich nichts als ein Häufchen todter Steinkohlen vor, die er zusammenraffte und auf den Tisch schüttete. Doch sie wollten weder erglühen, noch in Gold sich verwandeln. Er that sie wieder in den Hut, aber auch dieser Versuch lief fruchtlos ab.

Das in dem Hut gefundene Goldstück machte den armen Spielmann nicht glücklich, es erinnerte ihn beständig an seinen Verlust. Doch heiter und froh von Natur, wußte er sich zu trösten. Ein einzig Goldstück, sagte er, bringt mir schon Unmuth und Sorgen, was würde erst ein ganzer Hut voll mich gepeinigt haben.

Dem Windberg gegenüber liegt der nicht unbedeutende Burgwartsberg.

Im Innern dieses Berges ruht eine verzauberte Braupfanne voll Gold. Man sieht zuweilen ein Licht auf dem Berge, als Zeichen eines dort verborgenen Schatzes.

Der breite Berg.

Ein Grenzberg bei Zittau in der Oberlausitz wird der breite Berg genannt.

In diesem Berge hielten sich ehemals viele Zwerge auf. Aus einem jetzt verfallenen Schacht, welchen man das Zwergenloch nannte, kamen sie zu den Umwohnern des Berges und mausten und schmausten ihnen Brot und andere eßbare Sachen weg. Da man die Zwerge deshalb verdächtigte, so buk man Kümmel ins Brot, den sie nicht leiden mochten, und bewirkte dadurch, daß sie es unberührt ließen.

Oft brachten sie aber auch den Menschen Eßwaaren zum Geschenk ins Haus.

Einst kamen die Zwerge schaarenweise aus dem Zwergenloch, und trieben Kurzweil in den Sträuchen des breiten Berges.

Da hörten sie, daß ein Bauer aus Berzdorf, der auf dem Feld arbeitete, von seiner Frau nach Haus gerufen wurde, um sich zur Hochzeit, zu der er geladen, bereit zu machen.

Gleich beschlossen die Zwerge untereinander, die Hochzeit mit zu besuchen, keiner sollte jedoch seine Nebelkappe vergessen.

Das vernahm ein anderer berzdorfer Bauer auf

dem Felde, und rief scherzhaft den Zwergen zu, ihm auch eine Nebelkappe mitzubringen.

Die Zwerge erfüllten wirklich seinen Wunsch und erlaubten ihm, mit ihnen zu gehen, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, bei Tische von den Speisen oder Ueberbleibseln nichts zu sich zu stecken, wenn er nicht ihren Zorn erfahren wollte. Und nun ging der Zug nach dem Dorfe, wo sie mit aufgesetzten Nebelkappen, von den Gästen unbemerkt, ins Hochzeithaus eintraten.

Hier setzte sich nun zwischen jeden Hochzeiter ein lustiges Zwergchen, und aß wacker darauf los. Auch der Landbauer ließ es sich nicht schlecht schmecken, der indeß, nachdem er sich gesättigt, seines gegebenen Versprechens und der Drohungen der Zwerge ungeachtet, seiner Frau und den Kindern etwas mitzunehmen beschloß, und Einiges in seine Tasche schob.

Doch in dem Augenblick verschwand die ihn unsichtbarmachende Nebelkappe von seinem Haupte, und erkannt saß er an der Tafel vor allen Gästen da, die, verwundert über sein Hiersein in so unhochzeitlichem Kleide, ihn dergestalt mit Fragen bestürmten, daß er's fürs Beste hielt, die Geschichte offen zu erzählen. Nun erkannte man freilich die Ursache, wie die schönsten Speisen so schnell verschwinden konnten, ohne einen Genuß davon gehabt zu haben.

Indeß war man in heiterer Stimmung und bat den Nachbarsmann, hier zu bleiben, auch morgen, am zweiten Hochzeittag, wiederzukommen und sich's wohlsein zu lassen.

Er erschien, aber auch die Zwerge mußten sich eingefunden haben, denn man spürte abermals ein sichtbares Abnehmen und Verschwinden der gefüllten Schüsseln, ohne daß man es hätte verhindern können.

Nach Einführung der Glocken in den Dörfern verließen die Bergzwerge die Gegend, da sie deren Klang nicht liebten. Ein Bauer aus Heinewalde mußte sie nach Böhmen fahren. Zwei Wagen waren so voll von ihnen, daß an jeder Latte, jeder Speiche ein Zwerglein hing. Den Fuhrmann belohnten sie reichlich; er wurde ein wohlhabender Mann, und hinterließ seinen Nachkommen ein bedeutendes Vermögen.

Die Zwerge sagten beim Abschied, daß wenn die Glocken abgeschafft und

Wenn Sachsenland
Wieder käm' an Böhmerland,

sie wiederkehren würden.

Die Berge Löbau und Stromberg.

1.

In dem großen Berge bei Löbau in der Oberlausitz sind große Schätze aufbewahrt, zu welchen in gewissen Stunden der Eingang offen steht.

Zwei Knaben spielten einst auf dem Berge in der Gegend des sogenannten Geldkellers. Dem einen von ihnen nahm der Wind sein Strohhütchen und führte es in eine Felsenkluft. Er weinte und schrie, suchte und kletterte von Stein zu Stein, um es wiederzufinden, und gelangte endlich in die Tiefe der Kluft.

Hier nahm er eine Höhle wahr, und stand auf einmal vor einem ungeheuern Felsenkeller, in welchem eine ganze Gesellschaft Herren um einen großen Tisch herumsaßen und zu spielen schienen, aber kein lautes Wort hören ließen. Im Hintergrunde des Kellers standen unermeßliche Braupfannen voll blanker Goldstücke.

Die stummen Herren winkten dem Knaben, von den aufgehäuften Schätzen sich zu nehmen; doch ein großer feuerschnaubender Hund vertrat ihm den Weg, und er verlor den Muth dazu. Von Neuem winkten die Herren, und der furchtbare Hund zog sich etwas zurück. Jetzt wagte es der Knabe, ging dicht an dem Hund vorüber, steckte sich von den Thalern und Goldstücken so viel ein, als seine Taschen zu fassen vermochten, schritt dann an dem Hund und der Gesellschaft vorüber, stieg ohne große Mühe die Felsen wieder empor, und eilte mit seiner Baarschaft vergnügt nach Haus.

Als indeß der andere Knabe den Kameraden mit reichen Schätzen beladen wiedersah, bekam auch er Lust, sein Glück bei den unterirdischen Schatzmeistern zu versuchen. Er machte sich auf den Weg, warf

absichtlich sein Hütchen in die Kluft, und gelangte, nach vielem Umherklettern, zum Eingang des Felsenkellers.

Doch mit bösen und zürnenden Blicken sah ihn die stumme Gesellschaft an, und machte Miene, ihm den Eintritt zu verwehren; der feurige Hund zeigte sich in der Ferne.

Eilig machte sich der Knabe davon, und kam, nicht ohne große Mühe, über die Felsen im Elternhause an.

2.

Niedriger als der löbauer Berg ist der Stromberg zwischen Löbau und Weissenberg. Auch hier ist ein großer Schatz im Berge vergraben, aber Wenigen gelingt es, den Hütern desselben etwas abzugewinnen.

Ein paar Bauern aus der Gegend ackerten einst am Fuße des Strombergs. Plötzlich kommt ein kleines graues Männchen auf sie zu, und verlangt, daß sie ihn sogleich ein Gespann von sechs rothen Ochsen verschaffen sollten, weil die Braupfanne mit dem großen Schatze des Strombergs von diesem auf den benachbarten felsigen Rothstein bei Sohland gebracht werden solle. In nicht geringer Furcht vor dem Berggeiste, spannten sie schnell ihre rothen Ochsen vom Pfluge ab, und holten noch einige aus dem Dorfe hinzu.

Das Männchen fragte sie hierauf, ob sie die Wegführung des Schatzes sehen oder hören wollten, denn eins von beiden müßten sie wählen.

Die Bauern, die sich nichts Gutes davon versprachen, wollten sich mit dem bloßen Hören begnügen.

Aber Zittern und Beben ergriff sie, als sie nun die Erde unter sich dröhnen und den wahrscheinlich mächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahin braußen hörten.

Der Forstenberg.

1.

Zwischen Spitzkunnersdorf und Heinewald um Zittau liegt der Berg Forsten, auf dem sich Holzweibchen aufgehalten haben oder noch aufhalten sollen.

Von diesen zwergenhaften Bergweibchen erzählt man Mancherlei; wie sie fleißig spinnenden Hirtinnen das Garn weifen helfen, welches dann unter ihren Händen sich stets vermehre, und daß sie solche, denen sie Geschenke zugedacht, oft erst prüfen, ob sie sie auch verdienen.

2.

Ein Holzweibchen kam einmal zu einem Mädchen, das im Busche die Kühe hütete, und begehrte von ihm, die wilden Haare in Ordnung gebracht zu haben. Das Mädchen zeigte sich bereitwillig dazu, und als es geschehen, dankte das Weibchen und schenkte ihm zur Belohnung eine Schürze voll Laub.

Das Mädchen fand sich für seine Mühe übel belohnt, nahm jedoch, aus Furcht, das Holzweibchen zu beleidigen, das Laub mit; als sie aber aus dem Busch heraus und die Furcht allmälig verschwunden war, warf sie die unnützen Blätter weg, und achtete es nicht, daß einige davon in der Schürze hängen blieben. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie zu Haus etwas klingen hörte, und etliche blanke Goldstücke aus der Schürze ihr entgegenblinkten. Sie erkannte solche für Ueberbleibsel der Belohnung des Holzweibchens, und eilte dem Ort wieder zu, wo sie die andern weggeworfen hatte, fand aber statt eines Goldhaufens nur dürre Blätter.

3.

Ein Bauer aus Spitzkunnersdorf ackerte einst gegen Abend noch auf seinem Felde, was am Fuße des

Forsten lag und sich bis zum Busch hin erstreckte. Er hörte ein Geräusch und mehre Weiberstimmen, und als er sich umblickte, sah er des Berges Gipfel dampfen und eine Menge Holzweibchen, die mit allerlei Anstalten und Vorrichtungen zum Kuchenbacken beschäftigt waren. Er mochte Lust haben, das Backwerk kennen zu lernen, und glaubte, als Nachbar, sich schon etwas ausbitten zu dürfen, ersuchte daher die Holzweibchen freundlich, auch für ihn einen Kuchen mitzubacken, was ihm auch zugesagt wurde.

Als der Bauer am folgenden Morgen aufs Feld kam, fand er neben seinem Acker am Raine den schönsten Kuchen liegen.

Wie er ihn geschmeckt, und wie er zubereitet gewesen, erwähnt die Sage nicht.

Markgraf Diezmann von Sachsen.

Diezmann, Markgraf zu Sachsen-Thüringen, und Friedrich der Gebissene wurden von Philipp von Nassau, des kaiserlichen Heeres Feldherr in Thüringen, insgeheim verfolgt, da dieser durch der Brüder ruhmreiche Waffenthaten seine Hoffnung schwinden sah, einst in den Besitz ihrer vom Kaiser Albrecht ihm ver-

sprochenen Länder zu gelangen. Dem edlen Diezmann, der ihn mehrfach schimpflich aus dem Felde geschlagen, strebte er zunächst nach; indeß stand diesem ein entschlossener krieggeübter Schildknappe, Namens Stephan, der dem geliebten Herrn schon in mehren Schlachten das Leben gerettet, stets wachend zur Seite.

Markgraf Diezmann hatte die Lande Lausitz an den Markgrafen von Brandenburg abgetreten und sich im December des Jahres 1307 nach Leipzig auf die Pleißenburg begeben, um hier in frommer Betrachtung die Weihnachtszeit zu vollbringen.

Die Feiertage nahten, da wurde ihm zur Büßung eines Fehltrittes von seinem Beichtvater der Besuch dreier Messen auferlegt. Vergeblich war das Bedenken seiner Umgebung gegen diese Buße, wie die Warnung der markgräflichen Freunde in den mahnenden Worten des alten Spruches:

«Eine zweite Messe gut zur Noth,
Doch eine dritte bringe den Tod.»

Der edle Fürst, furchtlos und keine Gefahr ahnend, verfügte sich ohne alle Begleitung nach dem Gotteshaus, der auferlegten Pflicht Genüge zu thun. Er hatte die Hainthorkapelle, so wie die Kirche der Pauline bereits verlassen und den Weg nach der Thomaskirche eingeschlagen, als er im Morgengrauen einen vermummten Reiter hinter sich gewahrt. Ihm zu entgehen, spornt er sein Roß mächtiger, so daß ein Hufeisen desselben weit bis zur St. Nikolaikirche fliegt, und gelangt so in die menschenerfüllte Kirche, wo er

auf den Stufen des Altars bebend niedersinkt. Der ihm zu Fuße nacheilende getreue Schildknappe konnte leider nicht mehr in seine Nähe kommen. Kaum hat nun der Lobgesang: Benedictus, qui venit in nomine Domini! begonnen und die Kerzen sind ausgethan, als ein rasch geführter Dolchstich seines nächtlichen Verfolgers ihn zu Boden streckt.

Diezmann starb einige Tage darauf standhaft und fromm in seinem siebenunddreißigsten Jahre, und wurde in der Paulinerkirche fürstlich beigesetzt.

Von dem auf die Folter gelegten Mörder war indeß weder zu erfahren, wer er sei, noch wer ihn gedungen. Man hielt ihn für den, der kaiserlichen Partei ergebenen, Abt von Pegau, dessen Kloster die Diezmannschen Truppen eingeäschert. Er wurde mit glühenden Zangen zerrissen und gerädert.

Philipp den Nassauer, einen Sohn Adolphs von Nassau, traf die wüthende Hand Markgraf Friedrichs, der ihn erschlug im Gefecht zu Borna, bei schmähliger Niederlage der Baiern und Schwaben.

Des heldenmüthigen Knappen, der nach dem Fall seines Herrn den Tod suchte, denkt die Sage nur in wenigen Zügen, doch meldet sie, daß, nachdem er siegend im Treffen von Großenhain gefallen, Friedrich der Gebissene ihm selbst einen Stein gelegt und zwei Eichen aufs Grab gepflanzt habe.

Diezmanns Grabmal, öfters zerstört, zuletzt durch die Franzosen 1813, wurde in jüngster Zeit wieder würdig hergestellt.

Das Hufeisen, welches des Markgrafen Pferd in

der Ritterstraße nach der Nikolaikirche schleuderte, hängt noch jetzt dort in der Mauer befestigt.

Man gibt auch vor, zur Strafe für die fahrlässige Bewachung ihres wohlthätigen Fürsten wären den Leipzigern die Wächterhörner abgenommen, und ihnen dafür häßlich schrillende «Schnurren», deren noch jetzt die Nachtwächter sich bedienen, eingehändigt worden.

Die Bettelmannskirche.

Auf dem Ploßenberg bei Meißen liegt eine kleine Kirche, die Sankt Martins- oder Bettelmannskirche genannt.

Zu Ende des fünften Jahrhunderts lebte in Meißen ein rechtlicher und arbeitsamer Bürger, des Handwerks ein Maurer, der allen Menschen bei jeder Gelegenheit nach seinen Kräften hilfreich und dienstbereit beistand, sonst mit Niemand weiter Verkehr liebte, viel in die Kirche ging und deßhalb der Beter oder der fromme Martin geheißen ward.

Bei seiner Arbeitsamkeit und Redlichkeit traf ihn das Unglück, vom hohen Baue des Schlosses, das Herzog Albert von Sachsen erhöhen und verschönern ließ, herabzustürzen und sich dergestalt zu verletzen,

daß er sein Tagesgeschäft aufgeben und den Unterhalt sich durch Almosen erwerben mußte.

Täglich sah man nun den frommen Martin bald an dieser, bald an jener Straßenecke, wo viel Volk vorüberging, sitzen, und den Nahenden einen alten Hut entgegenhalten. Herzlich dankte er für jeden Zehrpfennig, den man ihm, gerührt von seinem Unfall, gern reichte. Seine tägliche Speise bestand aus Wasser und Brot, er sah stets ärmlich, doch reinlich gekleidet, hielt sich im Sommer in einer Höhle am Elbufer, im Winter in einer engen dunkeln Kammer auf und betete und vertraute Gott.

So vergingen viele Jahre. Da drang die vernichtende Pest in Stadt und Umgegend ein. Tausende sanken ins Grab. Das Elend war grenzenlos, nur Martin blieb von allen Anfällen derselben verschont.

Unter den Tröstenden und Helfenden der Stadt war der fromme Maurer einer der ersten. Er wankte von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, erwarb sich durch Einsicht und Sanftmuth das Vertrauen der Leidenden in so hohem Grade, daß er ihnen unentbehrlich wurde. Der Lohn, den er sich durch diese Hilfsleistungen verdiente, war groß, er sammelte und legte sein Gut zurück, ohne im Mindesten seine bisherige Lebensweise zu verändern.

Als nun die Pest nachließ, und dankend die Bewohner zum Gotteshaus wallten, traf der Maurer Martin Anstalten, mit dem seit Jahren erworbenen Schätzen auf dem Ploßenberg eine Kirche zu erbauen.

Geachtet und geliebt von seinen Mitmenschen, starb

der gute Martin in hohem Alter, wurde in der Kirche beigesetzt, nachdem er noch verordnet, daß man zum Andenken seine Krücken und Bettlerhosen in Stein hauen möge, welche auch noch jetzt zu sehen sind.

Mönch Bruno.

In einem Kloster (Augustiner?) zu Meißen lebte ein Mönch, genannt Bruno, welcher gewöhnlich der schwarze Bruno geheißen wurde.

Mit Hilfe der schwarzen Kunst, die er in Italien erlernt, hinterging und betrog er die frommen geistlichen Klosterherren, und trieb nächtelang in den Frauenklöstern unter den jungen Nonnen sein Wesen.

Der Erzbischof verwies ihn endlich aus dem Kloster wie aus der ganzen Gegend. Er ging nach Bauzen und wurde dann zu Leipzig in einem Kloster aufgenommen.

Hier führte er indeß ein noch ruchloseres und rachsüchtigeres Leben als zuvor, und wurde endlich von einem großen Zauberer in eine Kristallflasche gebannt, und diese neunzehn Fuß tief unter die Erde vergraben.

Nach vielen Jahren, als man in der Stadt an

die Stelle, wo er eingegraben worden, ein stattliches Haus zu bauen begann, fand ein Erdgräber die Flasche, in welcher der schwarze Kloster-Bruno alsbald erkannt wurde. Alle Versuche, sich dieser Flasche zu entäußern, waren fruchtlos. So oft er sie an einen Andern verschenkte oder an irgend einen entlegenen Ort verbarg, hat sie sich stets wieder in seiner Tasche eingefunden, und ihn Tag und Nacht geängstigt, bis er sie endlich unter die Erde in den Keller seines Hauses vergrub und dieses verkaufte.

Einst schickte der Eigenthümer dieses Wohnhauses seine Tochter in den Keller, um Wein zu holen. Wie sie dahin kommt, funkelt ihr etwas Helles entgegen, sie hebt eine festverschlossene Flasche von der Erde auf, in welcher ein leuchtendes Golddingchen lustig auf- und abhüpft, nimmt es mit und bittet den Vater, ihr das schöne Thierchen zu schenken, das sie in der Nacht zum Leuchten neben ihr Bett setzen wolle.

Voll Entsetzen erkennen die Eltern den bösen Klostergeist darin, entreißen dem Mädchen das Gefäß, knüpfen ein schweres Eisen daran und senken es in den tiefsten Punkt der Pleiße.

In Leipzig hat man nachher lange nichts von dem gebannten Bruno vernommen. Es heißt aber, er sei aus seiner Verbannung erlöst, wandle als schwarzer Hund an den Ufern der Elster und Pleiße, wo man sein nächtliches Heulen oft höre.

Die Funkenburg.

Die Funkenburg unweit Leipzig war sonst eine stattliche Ritterburg.

Lange verlassen, verfallen und öde, nahm endlich ein Geistervolk von ihren Mauern Besitz, trug seine Schätze nach derselben und wachte darüber. Niemand kehrte mehr hier ein, nur in einem Winkel der Burg wohnte ein alter Ritter, still und eingezogen, von dem man nicht wußte, ob sie ihm gehöre, oder ob er sich hier angesiedelt habe.

Ein Fürst aus Thüringen wurde einst vom Unwetter genöthigt, auf der Burg Zuflucht zu nehmen.

Der alte Ritter empfing ihn, machte ihn aber mit den Geheimnissen seines Aufenthalts bekannt, und rieth ihm, sich anderwärts ein bequemes Nachtlager zu suchen; doch der Fremde schützte Müdigkeit vor, behauptete, sich nicht vor Burggeistern zu fürchten, so daß jener nachgab, und auf ausdrückliches Verlangen, ihm sein Lager im großen Burgsaale, welchen, der Sage nach, die Geister des Schlosses bewohnten, bereitete.

Der Prinz begab sich zur Ruhe, doch beim Schlag der Mitternachtglocke erwachte er. Er richtete sich empor. Die Lichter waren abgebrannt und flackerten nur noch

matt, der Mond fiel durch die Fensterscheiben in den Saal; er konnte jeden Gegenstand erkennen.

Die Glockenschläge verhallten. Da erhob sich ein Wehen und Sausen, das in Gepolter überging.

Beim Kamin regte es sich. Jetzt stürzten allmälig ein Bein, ein Arm, ein Kopf und Leib herab, rollten weit im Gemach umher und bildeten sich zu einer vollkommenen Menschengestalt aus, die dann im Saal umher ging. Von Neuem knisterte und knackerte es, unzählige menschliche Gliedmaßen polterten aus dem Kamin herab, fügten sich zu Gestalten zusammen, bis auf einmal der Saal davon angefüllt war.

Nicht ohne Angst stand der Gast von seinem Ruhelager auf, um zu sehen, was noch kommen werde, und blickte stumm auf die wunderbaren Erscheinungen hin.

Alsbald bildete sich eine große Tafel inmitten des Gemachs, goldne Weingefäße, prachtvolle Pokale und Leuchter, nebst kostbaren Gerichten erschienen in einem Augenblick darauf, und nachdem Alles geordnet war, nahte einer aus der Gesellschaft, und lud den Fremden ein, Theil zu nehmen an dem festlichen Mahle.

Mit Grauen folgte er der Einladung, ergriff den dargebotenen Becher, um zu trinken, und stellte ihn zitternd wieder auf die Tafel hin. Das Entsetzen überlief ihn, er schlug ein Kreuz und rief den Namen Jesu aus.

Plötzlich verlöschten die Lichter, es wurde dunkel

und still im Saale, die ganze nächtliche Tafelgesellschaft war verschwunden.

Bei Tagesanbruch stand die Festtafel noch im Saal mit allen ihren kostbaren Pokalen, Bechern und Tellern.

Der Thüringer erkaufte die Burg, gelangte in den Besitz aller übrigen Schätze der Geister, und hauste lange glücklich auf der Funkenburg.

Die Hauptkirche zu Rathenau.

Eine fromme und gerechte Bürgerin Rathenau's in der Altmarkt hörte einst an einem Sonntag in aller Frühe die Kirchenglocke anschlagen, hielt es für das Frühmettengeläute und eilte fort nach dem Gotteshaus.

Als sie daselbst ankommt, ergreift sie Staunen und Entsetzen. Die Kirche ist mit Andächtigen überfüllt, die ihr sämmtlich unbekannt sind. Wohin sie ihre Blicke wendet, stehen fremde Personen, und selbst von den Mönchen, die am Altar und sonst umher stehen, hat sie keinen jemals gesehen.

Der Gesang hebt an, doch sie versteht nicht, was man singet. Ein Geistlicher erscheint auf der Kan-

zel; er spricht in einer ihr völlig unverständlichen Sprache.

Von steigender Bangigkeit gefoltert, erkennt die Frau endlich dicht hinter sich eine Person, die aber schon seit vielen Jahren nicht mehr zu den Lebenden gehört.

Diese wendet sich jetzt zu ihr und flüstert ihr ins Ohr: Es ist Zeit, daß du dich wegbegibst, ein längeres Dableiben möchte dir Unheil bringen! —

Bebend am ganzen Leibe, erhebt sich die Bürgersfrau von ihrem Sitz, und wankt mühsam aus dem Gotteshaus hinweg.

Sie ist kaum hinaus, so schlägt die Kirchenthüre mit fürchterlichem Geprassel hinter ihr zu.

Sie meldet das Gesehene ihrem Beichtvater, und dieser verspricht, wenn sie noch einmal frühmorgens läuten höre, mit ihr in die Kirche zu gehen.

Nach einiger Zeit geschieht es wieder, und der Geistliche begleitet die Frau. Als sie die Thüre öffnen, ist die Kirche erleuchtet, und von lauter fremd gekleideten Erscheinungen angefüllt. Doch in dem Augenblick, wo der Geistliche über das Vortreten eines Mönchs auf der Kanzel einige Worte äußert, verschwindet jener und Alles verwandelt sich in tiefe Finsterniß.

Erst nach langem Suchen finden Beide die Ausgangsthüre der Kirche wieder.

Die Müggelsberge.

Bei Köpenick unweit Berlin liegen die Müggelsberge, und der große dunkle Müggelsee, in welchem die Spree, eine helle Stromlinie, sich ergießt.

An diesem See und in der romantischen Waldgegend ließ vordem eine schöne Jungfrau sich sehen, bald im einfachen Frauengewand, bald im Putz des fürstlichen Standes. Sie war Ottobers, Königs aus Böhmen, Tochter, von dem sie auf ewige Zeiten hierher verwünscht wurde.

Alle dreimal sieben Jahre, vom Tage ihrer Verzauberung an, zeigte sie sich in Gestalt eines lieblichen Seefräuleins und bat mit flehender Geberde den von ihr auserwählten Mann, sie aus ihrem Banne zu befreien, welcher dafür in Besitz großer Schätze gelangen werde. Die Befreiung bestand darin, daß der Entschlossene sie furchtlos vor drohenden Gefahren dreimal auf dem Rücken um die Hilbertskirche zu Köpenick tragen müsse.

Nur Wenige haben sich zu dem Versuch entschlossen, Keiner hat ihn bestanden und Alle sind vor Entsetzen geflohen.

Ein fremder, muthiger und entschlossener Ritter hatte einst die Jungfrau schon zweimal um das Gotteshaus getragen, das dritte Mal traten ihm entsetz-

liche Schlangen und feurige Schreckgestalten in den Weg; voll Todesahnung sank er zur Erde und Jungfrau und Erscheinungen verschwanden.

Die Sage läßt einen schwarzen Wassergeist, der im «Teufelssee» unterm Gebirge seine Wohnung hat, den Schatz der Prinzessin vom Müggelsee bewachen, der sich zwanzig Klaftern tief unter einem weißen Stein befindet.

Jäger und Holzschläger vernehmen zuweilen ein grauenhaftes Geräusch mit Hornblasen und Hundegebell durch die Eichenwaldung brausen, und sie sagen dann, der böse Geist schwärme durchs Gedickicht und suche die Jungfrau auf.

Markgraf von Anhalt. — Riesenstein und Steintanz.

1.

Unweit Stendal in der Altmark liegt ein großer Feldstein, in welchem ein tief eingedrückter Pferdefuß sich befindet.

Der Sage nach fand in der Vorzeit beim Dorfe

Darnstädt eine blutige Schlacht statt, von der die Erde noch weit und breit genöthigt ist, und ein Berggewässer erhielt den Namen «der rothe Bach».

Markgraf Huder von Brandenburg wurde hier vom Markgrafen Albert von Anhalt züm dritten Mal aufs Haupt geschlagen.

Ehe die Schlacht begann, sprach der Markgraf zu seinen Kriegsgefährten: So gewiß mein Roß in diesen Stein hinein wird treten, so sicher wird der Sieg auf unserer Seite sein!

Tief drang darauf des Pferdes Fuß in den harten Stein, und er griff Huder ungestüm zwischen den Bergen an und gewann die Schlacht.

Große Steine bezeichnen dort noch der gefallenen Wenden Gräber, um welche man zur Tag- und Nachtzeit nicht selten gespensterhafte Erscheinungen und seltsames Getön wahrnimmt.

Einer zweiten Sage nach führte ein gespenstiger Reiter hier eine fluchende Frau von dannen, dessen Pferdes Huf in den Stein sich einprägte.

2.

Beim See von Wandelitz liegt ein ungeheurer Stein.

Einst hob ein Riese, um dem versammelten Volke seine Stärke zu zeigen, diesen Stein mit der Hand

auf und warf ihn über den See auf das Feld von Stolzenhagen.

Die fünf Finger, welche die Riesenhand in den Stein drückte, sind noch jetzt zu sehen.

3.

In den Wolfsbrüchen des neumärkischen Dorfes Wirchow hielten vor Alters am heiligen Pfingstfesttage viele Menschen nackend einen Tanz; sie wurden zur Strafe ihres Frevels in Steine verwandelt.

Noch jetzt sieht man daselbst vierzehn Steine paarweise neben einander. Der Bierschänker sitzt in der Mitte auf einer Tonne. Zwei erhöhte Steine sind die Spielleute, deren Instrumente man unterscheiden kann.

Das Volk nennt die Gruppe der Tanzenden «den Steintanz».

Wittenberge.

Die kleine Stadt Wittenberge in der Priegnitz, im Alterthum Weissenburg geheißen, erbaute Karl der Große.

In der Nähe derselben, an der Elbe, liegen die Ruinen der vormaligen weit größern Stadt, von der noch gewölbte Gänge, Gräben und Wälle zu sehen sind, so wie auf einem Hügel dabei die Ueberbleibsel eines befestigten Schlosses.

Zur Zeit als die slavischen Schmaldinger mit den benachbarten Ligoniern sich bekämpften, lebte in Wittenberge ein vornehmes Fräulein, welches mit einem mächtigen Fürsten verlobt war. Dieser zog in die Fremde, nachdem er vorher das Versprechen gegeben, nach seiner Zurückkunft, die in Kurzem erfolgen werde, die Hochzeitfeier mit seiner Geliebten zu vollziehen.

Da erhielt er die Kunde, daß das Fräulein die Treue gebrochen und ihre Hand einem Andern gegeben habe.

Wüthend eilte der Bräutigam zur Heimat, und racheentflammt griff er mit seinem Heere die verschanzte Stadt an, und nahm und zerstörte sie sammt dem Bergschlosse bis auf den Grund.

Die unglücklichen Bewohner kehrten nach eingetretener Ruhe zurück, bauten aber die verheerte Stadt nicht wieder auf, sondern legten eine neue in einiger Entfernung davon an, welche den Namen Wittenberge erhielt, und von der Stepnitz bewässert wird.

Um die Gegend der verheerten Stadt ist's noch jetzt nicht ruhig, schreckende Geister und Nachtgestalten zeigen sich oft dem Volke.

In einem Haus auf einer Kuppe läßt sich der Geist eines verstorbenen Fährmanns oft sehen und hören, den man den «alten Hildebrand» nennt.

Die Zwergenberge.

1.

Auf der Insel Rügen beim Dorfe Rambin *) liegen die sogenannten neun Berge.

In diesen Bergen wohnen Zwerge, welche man die weißen und schwarzen nennt.

Die weißen sind von hübschem Aeußern und guter Art. Im Winter leben sie in ihren Wohnungen und arbeiten in Gold und Silber; im Frühling verlassen sie jene oft, singen und tanzen in mondigen Nächten um die Büsche und zeigen sich gefällig gegen die Leute.

Sie tragen kleine Nebelkappen, nehmen oft kleine Kinder mit nach ihren Wohnungen, und geben sie, reich beschenkt, nach Jahren den Eltern zurück. Wenn sie etwas auf der Erde verlieren, ruhen sie nicht eher, bis sie es wieder haben, und bieten dem Finder viel Gold dafür.

Wenn sie ihre Mützen vom Kopf verlieren, sind

*) Bei Gätemitz. Hier sieht man die neun Berge, wo vor mehr als tausend Jahren die alten Deutschen und Celten ihre Grabhügel gehabt. (Wackenroder Rügen 1730.)

sie sichtbar, sonst nicht. Sie werden mehre tausend Jahre alt.

2.

Ein Ackersmann aus Rodenkirchen fand einst einen Zwergenschuh und nahm ihn mit. Bald darauf kommt Jemand in sein Haus und will ihm eine Menge Gold für den Schuh geben. Jener verlangt aber, er sollte bewirken, daß er beim Pflügen in jeder Ackerfurche einen Dukaten fände. Der Fremde willigt ein und bekommt den Schuh.

Andern Tages ackert der Finder auf seinem Felde mit jeder Furche ein Goldstück hervor, und pflügt nun den ganzen langen Tag, bis sein Kasten voll Geld ist. Die Gierde, immer mehr zu bekommen, ließ ihn nicht ruhen, und unaufhörlich pflügte er. Da fand man ihn endlich todt hinter seinem Pfluge liegen.

3.

Die Schwarzen*) sind nicht so gut und minder hübsch als die weißen, und zeigen sich bald als Schlangen und Würmer, bald als Katzen und Kröten. Sie erscheinen

*) Sie haben eine widrige Gestalt, schwarze Kleider und fürchterliche Waffen. Wer sich ihren Haß zuzieht, wird lebenslang von ihnen verfolgt, auch in Thieresgestalt. (J. Erici observationibus ad antiquit. septentr. partineat. Kopenhagen 1769.)

nur bei Nacht und wohnen an den Uferbergen des Strandes, zwischen Ahlbeck und Mönchgut.

Ein Bauer sah einmal auf einem steinernen Kreuz, an dem er oft betete, einen glänzenden Wurm sich hin- und herwinden. Er riß ihn, so fest er auch saß, vom Kreuze, und in dem Augenblick hatte er einen schwarzen Zwerg in der Hand, der heftig zitterte und um seine Freiheit bat. Da er nicht sagen wollte, wer er wäre, und wohin er wollte, nahm ihn der Bauer zur Strafe mit und sperrte ihn in ein dunkles Gefäß.

Als er wieder darnach sah, gestand der Zwerg demüthig, er wäre unversehens dem Kreuze zu nahe gekommen und fest geworden, denn von geheiligten Dingen käme er nicht los, bis ein Mensch ihn davon befreie.

Jener verlangte nun für seine Befreiung einen eisernen Pflug, aber so leicht, daß ihn das kleinste Pferdchen ziehen könnte.

Der schwarze Zwerg versprach ihm einen solchen, und andern Morgens stand ein eiserner Pflug auf dem Hof des Bauers, der sogleich seinen Hund davor spannte, mit Leichtigkeit die schwersten Erdschollen umkehrte und durch den Pflug zu einem wohlhabenden Mann wurde.

4.

Auf dem granitzer Hof bei Ahlbeck lebte ein alter gutmüthiger Mann, der vormals ein tüchtiger Jäger gewesen, und jetzt oft außer dem Haus zubrachte, ohne daß Jemand wußte, wo er sich aufhalten möge.

Er hatte Umgang mit den Zwergen, vertraute manchmal der Haushälterin, wie er in voriger Nacht an hoher Tafel gelebt, zeigte den Leuten unter den Tannen von Ahlbeck die kleinen Zwergenfüße im Sande, und wußte, wenn die Zwerge am Ufer auf ein versunkenes Schiff lauerten, dessen Weinfässer sie dann eilig nach ihren Wohnungen schafften. Man erfuhr auch, daß ihn einmal ein Schwarzzwerg bei Feuersgefahr um Mitternacht in seinem Hause aufgeweckt hatte.

5.

Ein reicher Landmann mit Namen Pagels, stand auch mit den Zwergen in Verbindung.

Einmal lag er mit einem Nachbar in Streit, der ihn beschuldigte, ihm von seinem Acker abgepflügt zu haben. Pagels, der dieß auch gethan, schwur indeß, das Ackerstück, so weit er gepflügt habe, gehöre ihm, und bewies es durch Eid und Urkunde, so daß ihm der Acker gerichtlich zuerkannt wurde.

Da ihm dieser Betrug nur mit Hilfe der bösen Zwerge gelang, hatte er auch keine Ruhe vor ihnen, und mußte jede Nacht hinaus aufs Feld, wo er, im grauen Rock und weißer Mütze, gewöhnlich aber als weiße Eule, auf einem hohen Buchenbaum bis zur Mitternachtszeit saß und laut jammerte.

Das Volk sang von ihm:

«Pagels mit de witte Mütz,
Wo koalt un hoch is din Sitz!»

6.

Einem guten Schützen versagte einst zu wiederholten Malen seine Waffe. Da begegnet ihm ein altes Weib im Wald und sagt, einer der Schwarzen habe ihm den Schuß besprochen; da helfe nichts, als daß er etwas von ihnen in seine Gewalt zu bekommen suchen müsse. Hierauf zeigte ihm die Alte einen Hügel, aus dem die Zwerge oft kämen; dahin sollte er schleichen, eine Handvoll Schrote nehmen, beten, in «Gottesnamen!» rufen, und sie rasch auswerfen. Berühre dann ein Körnchen etwas von den Zwergen, so müßten sie es liegen lassen, welches er dann, ehe die Sonne aufgehe, nehmen und behalten sollte, bis es die Zwerge zurückfordern würden.

Der Jäger that, wie ihn das Waldweib gelehrt. Auf erfolgten Wurf fand er um Mitternacht einen silbernen Gürtel nebst Spänglein, und bemerkte noch im Silber die Beulen, die die Schrotkörner eingedrückt.

Bald hernach ist ein Zwerg vor ihm erschienen, um sein Eigenthum wieder abzufordern. Der Jäger hat sich dafür einen Freischuß ausbedungen, so daß zu gewissen Zeiten, wohin er auch schieße, Wild fallen müsse.

Seit dieser Zeit wurde der Jäger ein berühmter Schütze.

Viele glauben, nichts habe mehr Macht über die Schwarzzwerge als Eisen, worüber gebetet oder das in Christenhänden gewesen wäre. Daher legt man in Schweden ungetauften Kindern in der Wiege Scheeren oder Messerchen auf die Brust, damit die Unholde ihnen nichts anhaben können.

König Abel.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts regierte Abel, Herzog von Schleswig.

König Erich zog mit Heeresmacht aus gen Rendsburg, um die von den Holsteinern und ihren Verbündeten belagerte Veste zu entsetzen; er wurde jedoch von den Nordfriesen angegriffen und zur Flucht gezwungen. Als er den alten schleswigschen Grenzwall erreichte, ging er nach dem Schlosse Gottorp, seinen

Bruder Abel zu besuchen, und persöhnlich den jahrelang dauernden Länderzwist zubeilegen. Abel empfing ihn freundlich, doch nach der Tafel entspann sich im Zwiegespräche allmälig der alte Streit wieder. Abel warf dem Bruder die Unfälle vor, die er durch den feindlichen Angriff auf Schleswig erlitten, er erinnerte ihn an seine geliebte Tochter, wie sie unter armen Mädchen und Kindern barfuß hätte entfliehen und sich verbergen müssen, und aufs Neue erbittert über die Aeußerung Erichs: er möge dessen nicht länger gedenken, indem er doch wohl im Stande sei, ihr ein paar Schuhe wieder zu verschaffen, entfernte sich Abel voll glühenden Rach- und Mordgefühls im Herzen, unter den Worten: Du sollst mir dieses nicht noch einmal thun! —

Gleich darauf ward König Erich ergriffen, gebunden und in ein Boot gesetzt. Tuko Pust, der königliche Kämmerer, begleitete ihn. Doch Lauge Gudmundson, einst am Hofe Erichs von seinem hohen Posten verstoßen, und den König hassend, folgte rasch nach. Wie Erich ihn gewahrte, sah er in ihm die Erfüllung eines warnenden Traumes, und Lauge hatte ihn kaum erreicht, als er ausrief: König Erich, wisse, in dieser Stunde mußt du sterben!

Ich wußte wohl längst, daß du dieß beabsichtigtest, so bald ich in deine Gewalt fallen würde, sprach der König; versage mir wenigstens nicht den Trost eines Priesters, damit ich beichten möge vor meinem Ende; um Gotteswillen bitte ich darum.

Der Geistliche erschien, und im Boote beichtete der

König mit angsterfülltem Herzen. Gudmundson, nachdem er von Erich erfahren, daß seine Schätze im Grauenbrüderkloster zu Roschild sich befänden, ließ ihm hierauf mit einem Beile das Haupt abschlagen und den Leichnam, mit an Ketten hängenden Steinen belastet, bei Mösund in die Schlei versenken. Das Haupt war noch nicht ganz vom Körper getrennt.

Im Kloster Roschild fand sich indeß nichts als eine Franziskanermönchskappe nebst Strick und einige Zeilen vor, worin Erich den Wunsch ausspricht, in diesem Kleid und Kloster begraben zu werden.

Nach zwei Monaten fanden die Fischer den Körper, der, obgleich von Ketten beschwert, dennoch hoch in der Schlei schwamm, noch ganz unversehrt, und eine Hand emporstreckend als riefe sie die Rache des Himmels an. An dem Orte, wo der König versenkt wurde, und wo man ein Kreuz errichtete, sahen die Fischer in der Nachtzeit oft schreckhafte Erscheinungen und bläulichflammende Lichter.

Als die Königsleiche aus dem Kloster, wohin sie anfangs auf Befehl beigesetzt, nach Ringstedt gebracht wurde, läuteten alle Glocken von selbst, und viel Volk folgte ihr nach. Um nicht gänzlich ihres Schatzes beraubt zu sein, erbaten sich die Schleswiger einen Theil derselben, lösten einen Arm vom Leichnam, den sie als Heiligthum bewahrten, und der eine solche Geldquelle wurde, daß man den großen und schönen Umgang der Domkirche zu Schleswig erbauen konnte.

Obgleich des Brudermordes verdächtig, überkam Herzog Abel dennoch die Krone, nachdem er mit

zwanzig Rittern beschworen, an der Ermordung Erichs unschuldig zu sein.

Aber die Ruhe des neuen Königs war von kurzer Dauer. Die Nordfriesen, durch auferlegte schwere Schätzungen empört, und von Schleswig gereizt, das mit Mißgunst auf die freiheitstolzen Nachbarn blickte, rüsteten sich gegen Abel und zogen nach Oldenwort. Das Königsheer wurde geschlagen und sein hoher Anführer selbst auf dem Milderdam von Henne, einem Radmacher, erstochen, über welchen Sieg die Friesen, wie sie gelobt, dem Bildniß ihres Schutzheiligen, St. Christian, ein goldnes Kleid verehrten.

König Abels Leichnam, der lange auf dem Todtenfelde den Raubthieren zur Beute überlassen blieb, wurde endlich von Schleswig eingelöst und in den Stadtdom gebracht. Doch in jeder Nacht erschien sein Geist, die Domherren wichen vor ihm und Niemand wollte mehr den mitternächtlichen Gottesdienst verrichten. Da beschloß die Geistlichkeit, seinen Leichnam aus dem Grabe zu nehmen, einen Pfahl durch den Sarg zu schlagen, und ihn in einer moorigen Stelle des Pölerwaldes zu versenken.

Es geschah. In der Kirche war es jetzt stille. Dafür sah aber das Volk den todten König mit schwarzem Angesicht und Gewand auf einem kleinen weißen Pferde von glühaugigen Hunden verfolgt unterm Schall des Jagdhorns durchs Gehölze ziehen.

Noch im siebenzehnten Jahrhundert will man diese Erscheinung wahrgenommen haben.

Lauge Gudmundson, der nach Abels Ermordung mit

Schätzen beladen entwich, so wie alle Helfershelfer beim Morde des Königs, starben bald darauf eines grausamen Todes.

Kloster am Gollenberg.

Am hohen Gollenberge im Pommern lag in der Vorzeit eine Kapelle. Schon an dreihundert Jahre zerstört, sind jetzt nur noch einige Ruinen von ihr zu sehen.

Als in Pommern die Lehre des Christenthums sich verbreitete, fand der heidnische Götzendienst noch hier und da treue Anhänger.

Einst wurden diese auf einer Heimfahrt in der Nähe der Insel Rügen von einem fürchterlichen Sturm überfallen und sahen den schrecklichsten Tod vor Augen. Da riefen sie in ihrer Seelenangst ihre Heidengötter um Hilfe an, jedoch vergebens.

In dieser Verzweiflung vernahm einer der Schiffsleute das Horaglöckchen des Klosters Bukow am Meeresstrande, welches Herzog Suantepolk gestiftet, sank auf seine Knie, betete zu Gott, dem Helfer und Erbarmer der wahren Christen, und Alle folgten seinem Beispiel.

Bald darauf beruhigte sich das Meer, der mächtige

Donner schwieg, und ein helles Licht, wie ein Himmelszeichen, zeigte sich oben am Gollenberge, zum Troste der Betenden.

Das Schiff landet am Ufer, Alle sind gerettet, und zum dankbaren und ewigen Gedächtniß der wunderbaren Gnade des Herrn wird nun, von jenem Schiffer veranlaßt, eine Kapelle am Gollenberg erbaut und mit schönem Altar versehen.

Viele tausend Gläubige besuchten das Haus des Herrn, und das Christenthum fand immer mehr Ausdehnung in diesen Gegenden.

Die Burg Kienast.

Auf der schlesischen Burg Kienast lebte ein schönes aber stolzes Ritterfräulein.

Zahllos war das Heer der Freier, welche um ihre Hand warben, doch alle verschmähte sie oder wies sie verächtlichen Wortes ab.

Endlich ließ die schöne Kunigunde vom Kienast im Lande verkünden, daß der, welcher sie ehelichen wolle, auf der höchsten Mauer um den Kienast herumreiten müsse! —

Diese Mauer war sehr schmal und der Abgrund unter ihr fürchterlich, der geringste Fehltritt des Pferdes brachte dem Reiter unvermeidlichen Tod. Doch bald war die Burg mit Liebhabern angefüllt, die Versuche begannen, fielen jedoch alle unglücklich aus. Einer wie der andere Ritter stürzte und lag sammt seinem Rosse zerschmettert im Berggrunde.

Kunigunde lachte; aber ihr Vorsatz blieb unerschütterlich.

Da kam endlich ein Reitersmann nach der Kunigundenburg, ließ dem Fräulein seine Ankunft melden, und verlangte kurz und trotzig ihre Hand, denn es werde und müsse ihm der Ritt um die Burg gelingen.

Die Entschlossenheit und Schönheit des Ritters machten Eindruck auf Kunigunden.

Der Held erschien auf der Mauer, ritt fest, muthig und glücklich, stieg nach bestandenem Wagstück vom Roß und ging auf die Schöne zu. Doch statt nach ihrer Hand zu greifen, warf er ihr Härte und Grausamkeit in bittern Worten vor, schlug sie in Gegenwart ihres Hofstaates ins Gesicht, und trabte ruhig den Burgweg ins Thal hinab, ohne sich wieder blikken zu lassen.

Landgraf Adalbert von Thüringen soll der kühne Felsenreiter gewesen sein, und sich sein Roß eigens zu dem gefahrvollen Ritt abgerichtet haben.

Die schöne Kunigunde endete, der Sage nach, schrecklich. Sie stürzte einst von jener verhängnißvollen Mauer in die Tiefe, wo sie nach ihrem Tode

in Gestalt eines reißenden Wolfs gesehen worden sein soll.

— Eine andere Sage vermählt sie mit einem schlesischen Ritter.

Schloß Fallstein.

Auf dem jetzt in Ruinen liegenden fallsteiner Schlosse unweit Löbschütz im schlesischen Herzogthum Jauer, auf den Kunischhöhen bei Sabschütz, wo ehedem eine Burg gestanden, in der sogenannten Korallenhöhle des edelsteiner Holzes, so wie in den Gegenden von Kornow, haust seit undenklichen Zeiten ein Geist in Gestalt einer Frau, welche das Volk die Vennfrau oder Vennin nennt.

Sie wird auf Schlössern und Gehöfen bald als weißgekleidete Dame gesehen, bald als Bäuerin in altmodischer Tracht, bald als Bettlerin, zuweilen in Gesellschaft mehrer armen Weiber. Sie bittet um etwas Speise oder Obst, niemals um Geld, ist sehr dankbar und freundlich gegen jedes Geschenk, doch äußerst empfindlich, wo sie und andere Arme abgewiesen wird, und vergilt Härte und schmählige Behandlung mit grausamer Rache.

So wurde sie einst vom Hof der Herren von Bibran, wo sie sich ein Weniges erbeten, mit reißenden Hunden hinweggehetzt.

Bald darauf sah man in den Nächten gespenstische Erscheinungen auf diesem Hofe, das Vieh erlag in den Ställen und in den Wäldern von Schloß Kitlitz-Treben vermochte kein Waidmann ein Stück Wild mehr zu erlegen.

Zu Löbschütz standen eines Tages mehre Hausfrauen um einen Schlächterladen, um Fleisch einzukaufen; unversehens befand sich ein Weib von hoher Gestalt und fremder Kleidung unter ihnen, welche mit gebietender Miene und vorgestrecktem Zeigefinger vom Besten eines Hammelschlägels begehrte.

Aufgebracht über die Forderung erhebt der Schlächtermeister sein scharfes Messer drohend gegen die ungestüme Käuferin. Doch auf einmal fährt die Klinge desselben zurück in seine Hand und drei Finger fallen abgelöst zur Erde.

Wie man nach der Fremden sich umsieht, ist sie nirgends zu sehen, und das bestürzte Volk eilt mit dem Ausruf: die «Vennfrau!» auseinander.

— In einer vornehmen Hochzeitgesellschaft erscheint sie Abends als Zwergenweib lustig und guter Dinge, und verlangt nachher am Tische des Brautpaares zu sitzen. Als man ihr dieses abschlägt, bricht plötzlich die ganze Tafel mit Speisen und Getränken krachend zusammen, und aus der Ferne hören die erschrockenen Gäste das Hohngelächter der unsichtbaren Vennfrau,

und die Braut, von Todesahnung betroffen, erkrankt und stirbt nach wenigen Tagen.

Die Sage ist allgemein, daß die Vennfrau zuweilen da, wo sie Böses erfahren, kleine Kinder entführe; diese nehme sie mit sich in den Berg, erziehe sie gut und gebe sie nach Jahren mit Gütern beschenkt, den Eltern zurück.

Die Klosterbraut.

Zur Reformationszeit flüchteten die Nonnen des ansehnlichen und reichen Franziskanerklosters aus Schweidnitz nach Löwenberg, und setzten eine Schaffnerin ein, die Stiftsgüter zu verwalten.

Der Sohn des Komthurhauptmanns gewann zu dieser geistlichen Jungfrau Schaffnerin eine heftige Leidenschaft, denn sie war schön und von liebreizender Gestalt, und seine Neigung wurde von dessen Vater gebilligt und unterstützt.

Aber die gottgeweihte Jungfrau erklärte sich entschlossen gegen diese Verbindung. Sie wollte ihr jungfräuliches Kleinod der Keuschheit mit menschlicher Liebe nicht beflecken.

Da nun die Bemühungen des Vaters wie des

Sohnes, das Gemüth der Jungfrau mit sanften Worten für sich zu gewinnen, vergeblich waren, wandte man heftige Drohungen an, welche die Bestürmte so erschütterten, daß endlich ein bebendes Jawort von ihren Lippen erfolgte.

Die Braut lag aber täglich auf den Knien und betete zum Himmel, sie zu beschützen vor ihrem irdischen Bräutigam.

Der Hochzeittag kam, und Braut und Bräutigam wurden, im Gefolge vieler angesehener Personen, in die Franziskanerkirche geführt.

Die Verlobten traten vor den Altar. Die Trauung begann. Doch als die Braut ihre Hand in die des Bräutigams legen sollte, sprach sie mit heller Stimme:

In te, Domine, speravi, non confundor in æternum! —

Plötzlich sanken Braut und Bräutigam vor dem Altar in Gegenwart der Hochzeitgäste, entseelt zu Boden.

Nicht weit von der Kirche, neben einer Säule, liegen Beide vereint in einer Gruft, auf welcher sich ihre in Stein gehauenen Bilder befinden, die Braut im geistlichen, der Bräutigam im weltlichen Gewande.

Das Grab ist noch zu sehen.

Burg Kinsberg.

1.

Auf hohem Berge bei Schweidnitz liegt die Burg Kinsberg oder Königsberg, welche noch gut erhaltene Reste der Vorzeit zeigt und einst von den Herren von Eban bewohnt war.

Ein Ritter übernachtete einmal in einem Zimmer der Burg, das im Ruf stand, von Geistern bewohnt zu sein.

Geweckt in stiller Mondnacht sah er im Gemach eine kohlschwarze Henne, welche, von etlichen Küchlein umgeben, laut und ängstlich gluckste, mit ihren Flügeln flatterte, sich dem Wachenden in verstärkten Klagelauten näherte, und in der Gegend des Ofens wieder verschwand.

Aufgeregt durch die nächtliche Erscheinung verläßt der Ritter das Schloß, nachdem er den Burgherrn zuvor davon unterrichtet hatte. Dieser, der alten Sage eingedenk, läßt den gespenstischen Ofen abbrechen und findet die Gerippe zweier längst vermoderter Kinder.

Nach Beerdigung derselben ist die Schwarzhenne, welche die Burgleute für die Mutter gemordeter Kinder gehalten, nicht wieder gesehen und gehört worden.

2.

Zur Zeit des Krieges kommt ein Krieger nach der fast ganz verlassenen Burg Kinsberg, will sie in Augenschein nehmen, und der zurückgebliebene Burgwärter führt ihn herum. Nur zu einem Gemach hat er den Schlüssel nicht.

Aber gerade dieses abgelegene Zimmer verlangt der Fremde zu sehen. Es wird gewaltsam aufgesprengt.

Da sitzen drei ehrwürdige schneeweiße Greise im einsamen Raume und lesen eifrig in einem Buche, welches auf dem Tische liegt.

Entsetzt ob dieser Erscheinung und von Grauen befallen, eilen Krieger und Burgwärter hinweg, und lärmend schließt sich des Gemachs Eingang wieder.

Die Thüre zu der Wohnung der drei Alten hat man später nie wieder finden können.

Wald- und Berggeist Rübezahl.

Rübezahl ist der Wald- und Berggeist des schlesischen Riesengebirges.

Hier steht ein unsichtbares Bergschloß, die Rübezahlskanzel, Rübezahls Lust- und Wurzelgärtchen, der Katzenstein, wo er sich oft zeigt, und wo die Alraun-, Johannis- und Christwurzel, und die Hirschzunge wachsen.

Der Geist ist von Gestalt klein, meist freundlicher Miene und trägt gewöhnlich einen grauen Rock und und einen alten Hut tief im Gesicht.

Er wird gesehen als Mönch, Jäger, Bergmann, nicht minder als Jungfrau. Zu gewissen Zeiten erscheint er als Pferd, Hund und Hahn, als Eule, Rabe und Kröte.

Rübezahl erblickt man bald auf steiler Berghöhe, bald im finstern Waldthale. Er hilft Nothleidenden aus der Gefahr, steht Verfolgten bei und beschenkt Arme mit Wurzeln und Blättern, die sich in Gold und edle Steine verwandeln für den, der dankbar dafür ist. Als heiterer Bergzwerg, als alter Kräutermann gesellt er sich zu den Waldarbeitenden, prüft die Herzen, belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Bei Hochzeiten erscheint er unter den Fröhlichen, tanzt mit, küßt die schöne Braut, legt Gold in ihren Schooß und verschwindet unvermuthet.

An spottenden und rohen Menschen übt er Rache aus, nimmt ihnen beim Heumachen oder im Bade Arbeitszeuge und Kleider, oder läßt sie beim Heimgang in morastige Tiefen versinken.

Er erscheint zu jeder Tageszeit, meistens aber in der Nacht. Wenn er in die Posaune stößt, ist's ein böses Zeichen.

Alten Volkssagen nach ist Rübezahl ein Fürstensohn aus einem Herzoghause Schlesiens (Brieg). Ein Verbrechen drückt seine Seele, und verdammt ihn, bis ans Ende der Welt als ein Waldgespenst auf der Erde zu wandeln.

Einer andern Sage zufolge ist er ein Franzose mit Namen Ronsevall, der, unersättlich und geizig, nach Schlesien verwiesen wurde.

Eine dritte Sage nennt ihn einen Zauberer, der verflucht vor vielen hundert Jahren hierher gebannt worden.

Nach einer vierten Sage war er ein Italiener, genannt Ronzevall, der vom Volke, das den Namen nicht hat aussprechen können, Rübezahl geheißen wurde. Man hielt ihn für einen Schwarzkünstler, weil er Metall im Gebirge ausgrub.

Die fünfte Sage spricht von einem jüdischen Zauberer aus Venedig, mit Namen Rubiosko, der aus jenen Gegenden verjagt worden sei.

Die sechste Sage heißt ihn Rupertus Zehe oder von der Sähne, nach dem ein gewisser Stein im Riesengebirge Rupertstein genannt worden; und eine siebente lautet, er wäre ein Schuhmachersohn aus Liegnitz, der von seiner gottlosen Mutter schon in der Wiege verwünscht, als Geist im Riesengebirge umgehe.

Wurzelgräber und Kräutermänner nannten ihn nie anders als Dominum Johannem, oder den großen Beherrscher der schlesischen Gebirge; Arlurius nennt ihn «das Gespenst Rübezahl auf dem Riesengebirge».

Einer Sage nach hat der Berggeist im Jahr 1668 sich zum letzten Male sehen lassen, und sei jetzt in eine fremde Gegend verbannt.

Schloß Richemberg.

Auf hohem Berge unweit Chrudim in Böhmen liegt Richemberg.

Ein Fräulein von Berka ward von ihren Verwandten gezwungen, den Schleier zu nehmen. Hier hatte sie Umgang mit einem Mönch, und bald zeigten sich die Folgen davon.

Ueber die Unglückliche ward das Todesurtheil ausgesprochen, doch ihrer vornehmen Abkunft halber erhielt sie die Begünstigung, auf einem ihrer Familiengüter lebendig eingemauert zu werden. Zu diesem Endzweck ward sie ihren Verwandten ausgeliefert, und erlitt zu Richemberg die schaudervolle Strafe.

Den Tag vor ihrer Hinrichtung machte sie von ihrem väterlichen Erbtheil eine Stiftung zur Speisung der Armen der Marienkirche zu Janowiz und schrieb ein Lied, welches dabei gesungen werden sollte und also lautet:

« Das erste aus Berka's Geschlecht abstammende Fräulein fand auf traurige Art ihr Grab.

« Da ich im Kloster lebte, traf mich das schreckliche Geschick, daß ich mich verführen ließ.

« Mein Fehltritt war Schwachheitsünde, doch muß ich jetzt nach Verdienst ihn büßen. Den Ueberrest meines Vermögens wende ich den Armen zu, den Antheil meines Erbes schenke ich der Marienkirche am Fuße des einsamen Gebirges; dort lege ich zum Andenken meine ganze Habe nieder, und bestimme davon den Dürftigen eine Versorgung. Diese sollen alljährlich einmal von meinem Vermögen gespeist werden; meinen Schutzgeist aber, als meinen himmlischen Brautführer, empfehle ich meine abscheidende Seele. Ihr, meine treuen Blutsverwandten, vergeßt meiner nicht in jener furchtbaren Stunde, wo ich von euch und allen Gütern der Erde scheide! du aber, Allgütiger, verleihe, daß wir uns einst vor deinem Throne im Wohnsitz der heiligen Engel wiederfinden mögen! » Amen.

Nach vielen Jahren wurden die Gebeine der Unglücklichen gefunden und in der Stille beerdigt.

Die Zwergfelsen bei Ellbogen.

1.

In dem von der Eger durchströmten Felsenthale, das von der Stadt Ellbogen in mannichfache Biegungen nach Karlsbad hinläuft und zu der romantischsten und wunderbarsten Gegend Böhmens gehört, hauste ehedem eine große Bergzwergenfamilie, deren Oberhaupt ein mächtiger Fürst, Hans Heiling genannt, hier in seiner Burg wohnte, von der sich noch auf den Felsenhöhen Spuren zeigen.

Sanfte gutmüthige Zwerge trieben in diesem Feenwaldthale ihr stilles Wesen; sie fügten Niemand ein Leid zu, standen den Menschen der Umgegend in Noth und Trübsal thätig bei und waren deshalb allgemein beliebt.

Einer der Zwerge gab einst einem Landmann, der ihn um Mitternacht mit seinem Kahn über die Eger schiffte, eine große Menge Geld.

Nachdem sie Jahrhunderte in den Felsen sich aufgehalten, wurden sie endlich von einem boshaften Zauberer, der gegen Heiling kämpfte, aus ihren Wohnungen und aus der Gegend vertrieben.

Des wüthenden Zauberers Fluch aber erreichte noch viele auf der allgemeinen Flucht.

Eine Gesellschaft solcher Zwerge, die im Begriff war, eine Hochzeit zu feiern, zog über das Gebirge nach ihrem Tempel, und wurde plötzlich in Steine verwandelt, welche man noch heute die «verzauberte Zwergenhochzeit» nennt.

Einer der Zwerge weilte, nach Hilfe sich umsehend, zu lange im Fenster und konnte dem Banne nicht mehr entfliehen. Seine in Stein verwandelte Gestalt zeigt sich noch in einer Felsennische.

Nie ließen sich die Zwerge im Thal erblicken.

Nur einer, Strakakal genannt, soll zuweilen gesehen worden sein, auch den Kühen der Gegend Wichtelzöpfe geflochten haben.

Unter den vielfältigen Gestalten der Felsen, welche einer entfernten Stadt mit vielen Thürmen gleichen, und von denen das Volk den höchsten «die Schildwache» nennt, kennt man noch jetzt die große, sonst mit einer steinernen Thür versehene Oeffnung, durch welche die Zwerge aus- und eingegangen sind.

2.

Am Johannistage kamen einst zwei Hirtenknaben in diese Gegend und fanden die große steinerne Thür unverschlossen. Sie gingen in die dunkle Höhle. Zwei Truhen, deren eine geöffnet und mit Gold angefüllt war, standen da. Sie griffen hastig danach und füllten ihre Taschen. Von Schauer angewandelt eilten

sie jetzt nach der Thür; Einer kam glücklich durch, als aber der Andere folgte, knarrten die Thürangeln fürchterlich; er nahm einen jähen und großen Sprung zur Schwelle, und die sich schnell schließende Thür riß ihm noch den Absatz seines Schuhs hinweg. Doch kamen Beide glücklich davon und brachten den erfreuten Eltern das Geld, von welchem einzelne Stücke noch lange in Teschwitz zum Andenken aufbewahrt wurden.

3.

Eine Frau aus dem Dorfe Teschwitz ging am Vorabend Petri und Pauli in den Wald, um Beeren zu suchen. Es wurde Nacht. Da erblickte sie neben dem Felsen ein schönes Haus, trat durch dessen Thür und sah einen alten Mann, der an einem Tisch saß und emsig schrieb. Sie bat um Herberge und ward willig aufgenommen. Außer dem Alten war kein lebendes Wesen im Gemach, allein es rumorte heftig in allen Ecken; die Frau fürchtete sich und ängstlich fragte sie: wo sie sich befände? —

Der Alte versetzte, daß er Heiling heiße, und bald von hier abreisen werde, zwei Drittel seiner Zwerge wären schon fort. —

Diese wunderbare Antwort machte die Frau noch unruhiger; sie wollte mehr fragen, allein er gebot ihr Stillschweigen und sagte: Wärest du nicht in dieser

wichtigen Stunde gekommen, so hättest du keine Herberge gefunden. Die geängstigte Frau kroch in einen Winkel, schlief ein, und wie sie Morgens unter Felsensteinen erwachte, glaubte sie geträumt zu haben, nirgends war ein Gebäude zu sehen, doch froh, daß ihr in der gefährlichen Gegend nichts widerfahren, eilte sie in ihr Dorf zurück.

Hier war aber Alles verändert: die Häuser neu und anders gebaut, die Leute, die ihr begegneten, kannten sie nicht und wurden von ihr nicht erkannt. Mit Mühe fand sie ihre Hütte, wo sie gewohnt und auch diese war verändert, nur die Eiche beschattete sie noch, welche einst ihr Großvater dahin gepflanzt hatte. Wie sie aber in die Stube wollte, ward sie von den unbekannten Bewohnern als Fremde vor die Thür gewiesen, und lief nun weinend und klagend im Dorfe umher.

Man hielt sie für wahnsinnig, führte sie vor die Obrigkeit, und fand endlich in den Kirchenbüchern, daß gerade vor hundert Jahren an eben diesem Tage eine Frau ihres Namens, welche nach dem Forste in die Beeren gegangen, nicht heimgekehrt und auch nicht wieder gefunden worden war. Es erwies sich also, daß sie volle hundert Jahre im Felsen geschlafen und die Zeit über nicht älter geworden war.

Die arme Frau lebte noch viele Jahre und wurde, zum Lohn der erlittenen Zauberei, von der Gemeine anständig verpflegt.

Kaiser Karl der Vierte.

Mit einigen seiner vertrautesten Höflinge begab sich Kaiser Karl von Königingrätz nach dem Kloster Opatowitz in Böhmen, ließ den Abt zu sich kommen und sprach zu ihm:

In euerm Stifte soll, wie die Sage meldet, ein großer Schatz verborgen liegen. Ist dem also, so werdet ihr mir, euerm Kaiser, die Wahrheit nicht verhehlen. Ich gebe euch mein kaiserliches Wort, weder durch mich, noch durch Andere soll etwas davon entwendet werden, aber zu sehen verlange ich ihn.

Der Abt bat um Erlaubniß, sich mit den Aeltesten des Klosters besprechen zu dürfen. Er ging, und kam nach langem Außenbleiben von zwei Ordensbrüdern begleitet zurück, und sprach:

Gnädigster Herr, wir besitzen einen Schatz. Doch von fünfundfünfzig jetzt hier lebenden Brüdern ist er nur mir und diesen beiden Greisen bekannt. Stirbt einer von uns, so empfängt ein anderer an dessen Statt Kenntniß davon, doch nur unter dem fürchterlichsten Eide, weder durch Wort noch Zeichen das Geheimniß je zu entdecken.

Nehmt mich zum Vierten auf, versetzte der Kaiser, ich bin zum Eide erbötig.

Die Mönche entschuldigten sich mit ihrem Gewissen;

doch kamen sie endlich dahin überein, daß er entweder den Ort, wo der Schatz liege, blos erfahre, ohne ihn zu sehen, oder ihn sehe, ohne zu wissen, wo er liege.

Karl wählte das Letztere.

Man verhüllte hierauf sein Gesicht mit einer Mönchskappe, ging mit ihm durch einen verborgenen unterirdischen Gang durch mannichfache Keller, bald auf- bald abwärts, und nahm ihm endlich in einem großen weiten Gewölbe die Kappe von den Augen.

Ungeheure Vorräthe von gegossenem Silber lagen da. Man führte ihn in ein zweites und gleich großes Gewölbe. Goldstangen ohne Zahl und Gewicht thürmten sich hier übereinander. Man brachte ihn in ein drittes Gemach, und eine Menge der kostbarsten Kirchengeräthschaften: Kelche, Kreuze, Monstranzen, alle mit Juwelen reich besetzt, schimmerten ihm entgegen.

In sprachloser Verwunderung stand der Monarch eine Weile. Erst die Worte des Abts: Gnädiger Herr, alle diese Schätze gehören Ihnen, und werden für Sie und Ihre Nachkommen hier aufbewahrt; nehmen Sie davon, so viel Ihnen gut dünkt! weckten ihn aus seiner Betäubung.

Da sei Gott vor, rief der fromme Kaiser, daß ich je vom Kirchengut etwas entwende. Es müßte denn zum Andenken meines Besuchs geschehen. — Der Abt reichte ihm hierauf einen schönen goldnen Ring mit einem hellfunkelnden Diamanten.

Freudig nahm ihn Karl, ließ sich das Haupt verhüllen und wieder zurück ans Tageslicht führen.

Beim Abschied dankte er dem Abt für die Willfäh-

rigkeit seiner Bitte und betheuerte, daß dieser Ring niemals von seinem Finger kommen, ja selbst im Sarge noch ihn begleiten sollte; fragte aber zugleich, ob er diese Geschichte wohl, da er den Ort des Schatzes nicht zu wissen begehrt, vertrauten Freunden erzählen dürfe? Der Abt überließ dieß seiner Willkür.

Karl der Vierte trug lebenslang den Ring und verschwieg, woher er ihn habe.

Erst auf dem Todtenbette vertraute er das Abenteuer einigen seiner geheimen Diener, durch welche es nachher bekannt wurde.

Im Jahre 1415 erstürmte Jan Miestetzky Opatowitz, um sich des Klosterschatzes zu bemeistern. Der Abt blieb aber standhaft, verrieth ihn nicht und starb den Märtyrertod.

Barbarakloster.

In einer wilden schauervollen Felsgegend Böhmens steht das Kloster der heiligen Barbara, nach dessen stiller einsamen Stätte den andächtigen Beter ein enger Waldpfad von Schepin, im Kreis Pilsen, führt.

Vordem war das Kloster nur ein kleines Waldkapellchen, die vielen Wunder aber, die hier vor dem gelobten Bilde der heiligen Barbara unter den mit

Gebrechen aller Art behafteten Wallfahrern geschahen, bewog die Geistlichkeit, das Gebäude zur Aufnahme der herbeiströmenden Waller sowohl zu erweitern, als auch die Kapelle mit schönen Bildern zu bereichern.

Da ereignete es sich, daß das Gebäude, als es schon seiner Vollendung nahe war, plötzlich in einer Nacht von unsichtbaren Händen wieder zerstört wurde.

Man schrieb die That dem Bösen zu, der, der Sage nach, im nahen schwarzen Felsengeklüfte sich aufhielt, was sich auch bestätigte; denn der Teufel drang voll Wuth und Rachgier aus seinem Schlupfwinkel, um das Haus seiner gehaßten Nachbarin zu vernichten.

Die heilige Barbara ermuthigte die Ihrigen, und gab ihnen Stärke und Ausdauer zum Wiederaufbau des Gotteshauses, doch verging den Handwerkern endlich der Muth, denn am Morgen lag stets zerschmettert, was am vorhergehenden Tage aufgerichtet worden war.

Da erschien einst in stiller Mondnacht die Heilige, eben als der Teufel auf dem hohen Klostergemäuer die mächtigen Steine siegestrunken auseinander riß und dröhnend in die Abgründe stieß. Hohnlachend sah er die Feindin nahen. Diese aber ergreift das Ungethüm am Arme und schleudert es mit übernatürlicher Kraft gegen den jenseitigen Felsen, daß seine scheußliche Gestalt tief im harten Gestein sich abdrückte.

Noch jetzt blicken Tausende, die zum Gnadenbilde des Barbaraklosters wallfahren, mit Staunen die unförmliche Satansfigur im Gefels, dem man den Namen Teufelsstein gegeben hat.

Der Habichtstein *).

An einem dunkeln Gewässer im böhmischen Kreise Leitmeritz, in der Herrschaft Neuschloß, liegt der Habichtstein.

Diese Burg liegt auf einem steilen unzugänglichen Felsen, der die Form eines ungeheuern Kriegsschiffes hat, und ist von den Bewohnern des Dorfes Habichtstein fast ganz mit Wohnungen umgeben.

Sie war in der Vorzeit eine mächtige Räuberfestung und wurde in der Folge zerstört. Geheime Stufen leiten durch die Felsung zu ihr hinauf, rundum ist das alte Gemäuer mit Schaaren von Raubvögeln aller Art bewohnt, welche ihre Nester darin aufgeschlagen haben.

In den zerstörten und versunkenen Kellern und Gewölben des Habichtsteins ruhen die Schätze der getödteten Raubritter. Viele schon gingen aus, jene Reichthümer der Erde zu entnehmen, doch Wenigen mag es geglückt sein.

Einst fand Einer ein Gerippe ohne Haupt und sagte dabei, daß er den hätte sehen mögen, dem es auf den Schultern gesessen.

In kommender Nacht klopft etwas an sein Fenster,

*) Gestrzaky.

ein ungeheurer Riese steht davor und ruft: Du hast mich sehen wollen, hier bin ich!

Der Schrecken vor der Erscheinung tödtete den armen Mann.

Kob.

In einem großen Walde, unfern der Burg Klingenberg in Böhmen, lag ein Mönchskloster, der Burg gehörig.

In diesem Wald hielt ein Geist sich auf, den das Volk Kob *) nannte.

Um ein stilles dunkles Brünnchen weilte er gern in der Abenddämmerung. Klein von Figur und laubgelb, schimmerten Bäume und Blätter durch seinen Körper. Er war ein gutartiger und behilflicher Geist. Wenn die Klosterleute ihn dreimal riefen am Brünnchen, ins Kloster zu kommen zum Reinmachen, Holzhauen und Buttenputzen, kam er und arbeitete die ganze Nacht; man hörte ihn handthieren und das Holz knacken; bloßer Dank genügte ihm dafür. Zuweilen kam er in die Klostergesindestube, und man ließ ihn still in der Ecke sitzen. Wer ihn durch Necken vertrieb, dem ging's nicht gut.

*) «Jaköbchen», nach Wenzel's Geschichten und Erzählungen.

Auf Klingenberg war die Hausfrau krank und Jemand sollte ärztliche Hilfe aus der Stadt holen. Der dicke Burgkellermeister entschloß sich endlich, in der Nacht abzureiten.

Vom Regen durchnäßt kehrte er im Waldkloster ein, um etwas zusichzunehmen. Es war gegen Mitternacht, eine Lampe brannte düster in der Stube, und Niemand war darin.

Der Kellermeister gewahrt endlich in der Ecke ein bewegliches Wesen, das er, nachdem er es mehre Male vergebens spöttisch angerufen hatte, mit seinen Handschuhen wirft.

Darauf entsteht ein entsetzliches Getöse im Kloster, das bis zum Tagesanbruch dauert.

Da findet man auf dem Hof den schweren Kellermeister von Burg Klingenberg mit den Beinen an einem Baume aufgehenkt.

Mit erstickter Stimme und sterbend erzählt er, was geschehen, und wie eine kalte Hand ihn plötzlich aus der Stube gezogen; und die Klosterleute erkannten in dieser That Kob's, des Waldgeists, Rache, der keine Schadenfreude ungeahndet lasse.

Burg Frauenberg (Przimda).

Kaiser Heinrichs von Böhmen Tochter, Helena, war von hoher Schönheit.

Graf Altenburg, des Kaisers Vasall, liebte Helena, entfloh mit ihr, und barg sich im wildesten unzugänglichsten Theil des böhmer Waldes.

Hier erbaute er auf schroffer Felsenkante eine Burg mit Mauern und Gräben, tödtete nach deren Vollendung sämmtliche Bauleute, versah sich auf lange mit Lebensmitteln und lebte mit seiner getreuen Gemalin m ungestörten Genuß der Liebe.

Nach Verlauf mehrer Jahre führte ein flüchtiges Wild den Kaiser in die einsame Waldgegend, wo er auf einmal mit Staunen die unbekannte Felsenburg erblickte. Mühsam wand er sich durch das Dickicht, sah das Schloß vor sich und begehrte, an das Thor anschlagend, als müder und verirrter Pilger, Obdach.

Der Graf und die Gräfin erschraken über die Erscheinung eines Fremden, doch nahmen sie den Harrenden auf, der, durch einen großen Bart entstellt, ihnen unkenntlich blieb, indeß der Kaiser beim ersten Anblick Beide wiedererkannte.

Der Pilger meldete den erfolgten Tod Kaiser Heinrichs, und Beide, darüber sehr erfreut, dankten ihm für die angenehme Botschaft.

Heinrich fragte hierauf seine Tochter, was sie thun würde, wenn der Kaiser noch lebte und auf dieser Burg erschiene? —

Nicht das nächste Morgenlicht sollte er wiedersehen! gab sie ihm zur Antwort.

Mit Leid schied der Kaiser, begab sich nach Regensburg, rüstete ein Heer und zog vor die Waldveste seines Schwiegersohnes, indem er sich als den zu erkennen gab, der jüngst in dieser Burg Herberge genommen.

Der bestürzte Graf Altenburg befand sich in großen Nöthen. Ein stürmischer Angriff mußte den Fall der Burg und seine sichere Gefangenschaft herbeiführen; er war ohne Mannschaft und Wehrmittel.

Der Sturm begann. Plötzlich zeigte sich die Gräfin auf der Zinne der Burg, und rief, sie werde ihr Leben dem Tode weihen, wenn man es wage, die Veste anzugreifen *).

Da lagen die Heerführer dem Kaiser an, Beider Leben zu schonen und ihnen freien Abzug zu gestatten. Hierauf öffnete sich die Zugbrücke, der Graf und die Gräfin sanken vor dem Kaiser nieder, der ihnen seine Gnade schenkte und sie mit sich nach dem kaiserlichen Hofe führte; welches geschah im Jahre 925.

---

*) Deß Kaisers Tochter waß klueg und weiß, und tratt auff die Zinnen und fieng an zu rieffen und schreyen, wiß daß ich nach meinen Lieben nicht leben wil, wil mich Nymant erslahen, so wil Ich mich aber selber tödten. Do patten die Fursten den Kayser fur Sie und erwarben Inen Gnade.

Chronicon Bohemiæ fratris Christophori Hoffmann.

Verlassen und öde blieb das einsame Waldschloß.

Nach langer Zeit entdeckte es Herzog Ulrich von Böhmen, und nahm Besitz davon. Anno 1126 ließ es Herzog Sobieslaus neu erbauen und mit Thürmen befestigen. Im Jahre 1416 wurde es von Jantista, aus dem Geschlecht der Wrschowetzen, erstürmt und kein Stein auf dem andern gelassen.

Sankt Georgskloster.

Bei Rakonitz in Böhmen steht das Kloster des heiligen Georg.

Die Gemalin eines mächtigen böhmischen Grafen, Wrssowitz, lebte in großer Vertraulichkeit mit einem Priester. Der Frevel ward ruchbar und die Blutverwandten ihres Gatten begehrten die Todesstrafe derjenigen, die ihr Geschlecht entehre.

Das leichtsinnige Weib flüchtete sich ins Georgskloster und flehte den heiligen Adalbert um seinen Schutz an. Er versprach ihr solchen, des Ortes wegen, wohin sie sich begeben.

Als nun die Wrschowetzen, ihr Oberhaupt Kochan an der Spitze, vor dem Kloster erschienen, und die Flüchtige mit Gewalt herausforderten, war Adalbert

nicht nur entschlossen, die Auslieferung zu verweigern, sondern schickte sich auch an, sein Leben aufzuopfern.

Er trat unter die Bewaffneten und sprach: Wenn ihr mich sucht, hier bin ich! —

Doch spottend rief Kochan ihm entgegen: Du hoffst vergeblich auf das Märtyrerthum und den Ruhm eines heldenmüthigen Todes. Wenn du uns die Buhlerin nicht aushändigst, wissen wir ein weit schmerzlicheres Vergeltungsmittel; deine Brüder sind in unsern Händen, an deren Weibern, Kindern und Gütern wir Rache nehmen werden.

Den Bischof schmerzte diese Rede sehr, welche Hohn und Drohung zugleich war. Doch hätte er die Unglückliche nicht ausgeliefert, wäre den Wrschowetzen durch einen Verräther ihr Versteck nicht kund geworden.

Ohne Widerstand drangen sie nun in die Kirche. Vom Altar hinweg ward die Zitternde gerissen und dem beleidigtem Gatten übergeben, damit er Strafe ausübe. Doch auch dieser glaubte sich mit ihrem Blute nur zu beflecken. Einer der geringsten Knechte mußte herbei und ihr das Haupt abschlagen.

Adalbert sprach gegen diese Verletzung des geweihten Bodens den Bann aus.

Kochan und dessen Brüder aber achteten darauf nicht. Ihre That blieb unbestraft.

Burg Troßky.

Unter den unzähligen Burgen Böhmens ist Troßky, nächst dem wunderbaren Habichtstein, eine der sehenswerthesten.

Auf zwei nebeneinander stehenden ungeheuern Felsen, von welchen man weit ins Land hinaus schaut, steht die Burg. Der eine etwas höhere, heißt die Jungfrau, der andere die Mutter. Eine hohe feste Mauer inmitten der Felsen verbindet beide.

Ziska belagerte Anno 1424 das höhere Schloß Troßky lange, doch vergeblich.

Zwei Schwestern wohnten einst auf den Bergschlössern, eine war katholisch, die andere protestantisch. Sie haßten sich gegenseitig. Wenn sie sich an den Fenstern erblickten, schrien und schimpften sie, drohten einander und warfen sich mit Steinen.

Am Fuße des Berges erbaute jede ein Gotteshaus für ihren Glauben, welche beide aber jetzt verfallen sind.

Schloß Neumietel.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts lebte Kerzesomissel, Herzog vom Böhmerlande, reich an Gütern, doch hartnäckigen Sinnes und dem Geize ergeben.

Nur auf Mehrung seiner Schätze, auf Bereicherung seiner Goldkammern war sein Denken und Dichten gerichtet. Jahr ein Jahr aus zwang er das Volk, in den Gewässern nach goldnen Körnern und in den Gebirgen nach goldnen Adern zu suchen. Groß war der Gewinn, aber auch schrecklich die Verwüstung des Landes, das wie von Erderschütterung geborsten und zerrissen dalag.

Da empörten sich die Berggräber, müde des endlosen Grabens. Sie konnten ihr Feld nicht bebauen, und die wenigen Saatfrüchte, welchen der Himmel den segnenden Regen versagte, nicht ernten; ihre Noth vermehrte sich; das Volk stürmte nach dem Herzogsschlosse, und verlangte die Einstellung der ewigen Goldgräberei, oder Brot für die Armen.

Doch die Stimme des Elends rührte den habgierigen Fürsten nicht, und das zurückgewiesene Volk mußte nur um so emsiger seinen Befehlen Folge leisten.

Diese Strenge und Hartherzigkeit erschütterte einen

Edeln des Hauses Horimir, welcher am Ausanigebirge, unweit der Stadt Beraun, auf seinem Schlosse Neumietel wohnte; er selbst wandte sich vermittelnd an den Herzog, doch war sein Bemühen vergeblich.

Niedergeschlagen ging Horimir eines Tages durch das lange schon verheerte Bergthal.

Da stand ein uralter Greis vor ihm, an seiner Hand hielt er ein prächtiges weißes Roß, dessen Augen flammig glühten und aus dessen Nüstern Feuerfunken zu sprühen schienen.

Horimir, sagte der Alte, nimm dieses Roß, eile zu jener Bergeskluft und verschütte sie. Wenn du in Gefahr bist, nenne den Namen des Rosses, Schenick, und es wird dir Beistand gewähren.

Als er diese Worte an Horimir gerichtet hatte, nahm er seinen Weg nach dem geöffneten Berge, der sich hinter ihm verschloß.

Muthig stand das edle Thier, es wieherte und scharrte freudig, und Horimir, der es streichelte und in seine hellen Augen blickte, sprach zu ihm: Mir sollst du dienen? Nun, Schenick, so stehe hilfreich mir bei! Er schwang sich auf dessen Rücken und pfeilschnell flog es nach dem Goldgebirge. Laut stampfte es hier auf den Boden; plötzlich kamen unzählige Zwerge, breiteten sich werkthätig am Berge aus, so daß in Kurzem die ganze Kluft unter lautem Krachen zusammenstürzte. Jetzt eilte das weiße Roß mit ihm hinweg, und brachte ihn schnell auf die Burg des Herzogs.

Bald erschienen die Feinde Horimirs. Sie beschuldigten ihn beim Herzog, die mit unendlichen Gefahren

gearbeiteten Berggruben eingestürzt zu haben, und der erzürnte Fürst, welcher der Gegenrede Horimirs nicht Glauben lieh, die Hauptquelle seines Glücks und Wohlstandes aber versiegt sah, gab Befehl, daß ihm das Haupt abgeschlagen werde.

Da nun Horimir die Gewißheit seines Todes vor Augen sah, bat er den Herzog, ihm einen einzigen Wunsch noch zu gewähren, und ihn vor seinem Ende noch einmal sein getreues Roß besteigen und von ihm Abschied nehmen zu lassen.

Der Herzog gewährte diese Bitte und ließ, nachdem er die Burgthore hatte sperren lassen, des Verurtheilten Pferd herbeiführen.

Als Horimir auf dessen Rücken sich befand, rief er, der Worte des Berggeistes eingedenk: Schenick, Schenick! stehe mir jetzt bei in der höchsten Noth! —

Das Wort war kaum gesprochen, so erhob sich, wie beflügelt, daß weiße Roß, schwang sich über die Mauer der Veste und den Moldaustrom, und langte baldigst mit seinem Reiter auf Neumietel an, wo große Freude war, da man den edeln Horimir unverletzt wiedersah.

Am andern Morgen besuchte Horimir sein geliebtes Roß und fand es sehr verändert; es senkte das Haupt traurig mit mattem feuerlosem Auge.

Er liebkoste es, als es sich erhob; dieses aber sprach: Ich habe gethan, was mir auferlegt war, laß mich nun wieder heimkehren nach meinem Berge, ehe ich hier des Todes erliege.

Sanft führte hierauf Horimir das Roß nach dem

Gebirge, aus welchem der Alte wieder hervortrat, sein freudig wieherndes Thier ergriff und sagte:

Wohl dir, du hast deine Pflicht gethan: dafür wird dich und die Deinen Glück begleiten; ich bin Primislaus, Fürst der Böhmen, und dieses Roß gehört Libussa, der hohen Fürstin, auf dem sie oft, ihr Volk zu sehen, das Land durchfliegt.

Nach diesen Worten verschwand er mit dem Pferd im Berge.

Der Herzog versöhnte sich wieder mit Horimir, und besuchte ihn öfters auf der Burg Neumietel. Er ließ ihm große Ehre widerfahren.

Endersdorf.

In einem, von hohen Bergen umringten Thale, bei Endersdorf in Mähren, liegt ein schwarzer See. Birken und Tannen stehen an seinem Ufer.

Zu Endersdorf lebte ein reicher und hoffärtiger Mann, der die Nothleidenden verfolgte und die Armen haßte, die er, wenn sie sein Gehöft betraten, durch seine bösen Knechte hinaus peitschen ließ. Nur selten verirrte sich ein Wanderer bei ihm, da es weit und breit bekannt war, was man zu erwarten hatte.

Da verspätete sich einst in der Nacht ein alter schwacher Klosterbruder; er kam aus der Fremde, kehrte zum reichen Mann von Endersdorf ein, und bat um ein wenig Brot.

Man reichte es ihm, führte ihn dann nach einem harten Strohbette in dunkler Kammer, und der Pilger aß und legte sich zur Ruhe.

Kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als der Herr des Hauses unter Jubeln und Schreien der Knechte zum Lager des Armen kam, ihn verspottete und höhnte, und endlich durch Hunde aus dem Haus hinaushetzen ließ.

Der schwache halbtodte Greis wandte die letzte Kraft an, und fluchte mit bebenden Lippen des Bösewichts, über den einst Noth und Verzweiflung kommen möge.

Lautes Gelächter schallte den Worten des Sterbenden nach.

Doch schrecklich gingen sie in Erfüllung. Ein Unwetter vernichtete die blühteschwellenden Saaten des Gutes, Vieh und Heu verdarben, ein Feuer verzehrte des Landmannes fruchtbeladene Scheunen und auf einmal war aller Wohlstand dahin. Der reiche Endersdorfer gerieth in die größte Noth, verlor im Spiel sein übriges Vermögen und nahm verzweiflungsvoll seine Zuflucht zum letzten Mittel.

Auf seinen Ruf erschien der Teufel mit blutrother Feder auf'm Haupt, hinterging ihn, und schleuderte seinen zerrissenen Leib in die Fluthen des Sees.

In Gestalt eines Hirten, der er ehedem gewesen, die Peitsche in der Hand, gewahrte man oft seinen

bösen Geist, und hörte, wie er Vorüberwandernde nach dem Moorbruche lockte, um sie zu verderben.

Auch als schwarzer Hund sah man ihn vom Seeufer her die Menschen anfallen.

Das Volk nennt ihn den reichen Mann, oder den Seehirten von Endersdorf.

Burg Pärenstein (Bärenstein).

Auf Pärenstein, einer mährischen Burg, geht seit undenklichen Zeiten schon eine Jungfrau als Geist umher.

In der Kleidung eines Hoffräuleins, trägt sie ein Gebund Schlüssel, und wandelt von Gemach zu Gemach.

Auch außerhalb der Burg erblickt man das Schloßfräulein. Zuweilen erscheint sie nachlässig gekleidet, und in langem, ihr Gesicht verhüllendem Haar, welches man sie dann sorgsam mit einem Kamm kämmen und ordnen sieht. Gegen Jeden, der ihr begegnet, ist sie freundlich und neigt grüßend das Haupt, spricht jedoch keine Silbe.

Ein roher Lanzknecht des Schlosses Pärenstein hatte von der schönen Jungfrau gehört. Er wünschte ihr einmal zu begegnen, und schwur, wenn es geschehen sollte, würde er ihr einen Kuß auf den Mund drücken,

möge sie sich auch dagegen sträuben. Die Kameraden riethen ihm davon ab, wenn ihm sein Leben lieb wäre; doch er hatte einmal geschworen, und bekräftigte seinen Eid noch mit einem zweiten.

Nicht lange nachher erschien das Mädchen, und er stürzte auf sie zu.

Die Erscheinung widersetzte sich ihm nicht, sie schlug ihre Arme um ihn, aber mit einer solchen Gewalt, daß dem Vorwitzigen die Seele aus der Brust entwich und er todt zur Erde sank.

Admont und Gottwick.

1.

Das ansehnliche Benediktinerkloster Admont liegt zwischen hohen Bergen in Obersteiermark, bei der Stadt Admont.

Es wurde erbaut vom Abt Walhold gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und besitzt ein prachtvolles großes Altarblatt von Silber, Christi Leiden vorstellend.

Walhold stand im Geruch eines gottesfürchtigen Mannes, denn er war ein eifriger Gründer von Non-

nenklöstern im Lande; indeß zog er sich auch darüber viel üble Rede zu und wurde nicht selten von Freunden und Klostermönchen des vertrauten Umgangs mit Nonnen der von ihm gestifteten Abteien beschuldigt.

Markgraf Günther von Zilly ließ ihn, als er nach Kärnthen kam, um auch hier Klöster zu errichten, ergreifen, und rücklings auf ein Pferd befestigt in sein Land zurückbringen, welche unwürdige Behandlung ihn sehr schmerzte.

Einst berief der Abt viele friedlich gestimmte Ordensbrüder, nahm sie mit nach der Schmelzhütte von Plapech im admonter Walde, und ergriff hier, zum Beweis seiner Unschuld, ein schweres glühendes Eisen. Er hielt es ohne den geringsten Schmerz mit den Händen lange in die Höhe, welches Wunder von den Anwesenden mit Staunen gesehen wurde.

2.

Kloster Gottwick liegt auf steilem Fels bei dem Schlosse Wolfsburg in Nieder-östreich.

An einem anmuthigen Brunnen am Fuße des Klosterbergs kamen in der Vorzeit drei junge Geistliche zusammen, welche sich im Scherze jeder ein Bisthum wünschten. Gebhard wählte sich Salzburg, Adalbert Würzburg, und Altmann Passau.

In der Folge gingen ihre Wünsche in Erfüllung

und jeder von ihnen stiftete ein Kloster. Der erste das Kloster Admont, der andere Lambach in Oberöstreich, der dritte Gottwick.

Kaiser Ferdinand der Erste.

Der Kaiser war ein gottesfürchtiger und frommer Monarch.

Er hatte häufig wunderbare Ahnungen, die er dann verkündete, und welche immer in Erfüllung gingen.

An der großen Familientafel lenkte er das Gespräch öfters auf den Tod, wo dann sein Schlußwort gewöhnlich war, er fürchte den Tod nicht im mindesten, Gott möge mit Gnade nahen, wenn es sein Wille wäre.

Als der Kaiser mit großem Gefolge zum letzten Male nach Frankfurt am Main zog, um der Krönung seines Sohnes Maximilian beizuwohnen, und plötzlich viele Vornehme aus seiner Mitte starben, sagte er zu den Räthen: der Tod liebe sie sehr, er gehe von Prag aus mit ihnen, und gebe einem Jeden gemächlich Zeit, sich zu seinem Ende vorzubereiten. Der Kaiser hielt sich für seine Person nicht vorsichtiger auf der Reise als zu Haus, und entgegnete auf die Ermahnungen seiner Umgebung: der Herr habe seinen Händen ein Amt anvertraut, dessen er sich angenom-

men, und welches er, wie es nun kommen und gehen möge, aufs gewissenhafteste und heiligste verwalten würde.

Der Landgraf von Hessen sagte von ihm: Kaiser Ferdinand hat durch Briefe und freundliches Ermahnen in Deutschland mehr gethan, als sein Bruder Karl mit Macht und Aufwand.

Nachdem der Kaiser seinem Sohne Land und Volk empfohlen, ihn zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ermahnt, sich längst von Allen, und besonders der Geistlichkeit, hohe Anreden und Titel verbeten hatte, meldete er den Freunden sein bevorstehendes nahes Ende. — Ich weiß, sprach er, es wird bald kommen; am Tage des heiligen Jakob werde ich in den Himmel gehen, der es mir in die Seele verkündete.

Genau, wie der Kaiser vorausgesagt, geschah es. Als der Tag Jakobs erschien, ist er, heiter und froh, plötzlich todt niedergesunken.

Er starb zu Wien 1564, nachdem er sechs Jahre deutscher Kaiser gewesen.

Burg Greiffenstein.

Die Burg Greiffenstein in Tyrol wurde im Jahre 1100 erbaut und 1265 befestigt. Anno 1356 kam sie an die Familie Starkenberg, die sich 1463 gegen Kai-

ser Friedrich empörte und raubend im Lande umherschwärmte. Die Veste wurde angegriffen; sie wehrte sich indeß lange, mußte aber endlich der Uebermacht weichen. Wilhelm von Starkenberg wurde zum Felsen herabgestürzt; die Burg erhielten die Grafen von Wolkenstein.

Der Sage nach liegt ein großer Schatz auf der Burg Greiffenstein, welcher um die Johannisnacht sich in Gestalt eines Flämmchens zeigt.

Viele Landleute haben es gewagt, an den Felsen hinanzusteigen, sind aber immer zu spät angekommen.

Hermannstein.

In der Nähe des Kahlenbergs bei Wien liegt der spitze Hermannstein, auf welchem in der Vorzeit ein von Hermann erbautes Kloster stand, dessen Ruinen noch zu sehen sind.

Zu einer jungen und schönen Nonne dieses Klosters kam einst, als sie hinterm Fenster stand, ein flinker grüner Jägersmann mit hoher Feder auf dem Hut. Er winkte und rief ihr, und da sie leichtsinnig war und Gefallen an ihm fand, öffnete sie leise die Klosterpforte und unterhielt sich mit ihm. Er erneuerte öfters seine Besuche, und trieb so lange Zeit seine Kurzweil mit der jungen Nonne.

Einmal aber ließ er lange auf sich warten, und als er endlich erschien, verhieß er ihr ein großes Geschenk, welches in einem Schatz bestehe, der im nahen Buchenwalde vergraben liege. Er überredete sie, mit hinzugehen und ihn zu heben. Die Nonne folgte dem Liebsten, und als sie in den Wald kamen, wurde der Jäger auf einmal größer und größer, seine Hände gestalteten sich zu thierischen Klauen und lange Hörner schossen auf seinem Haupte empor. Mit Schrecken erkannte die Nonne jetzt, wem sie sich ergeben hatte, und sank in Ohnmacht, in welcher sie der Teufel ergriff und zerriß.

Lange nach Zerstörung des Klosters sah man die Nonne als altes Weib in den Ruinen im Walde und um den Hermannstein schleichen, und hörte in den Mondscheinnächten ihr ängstliches Klaggeschrei. So erscheint sie noch jetzt.

Auch an einem Brünnchen des Berges läßt sie sich blicken, wo sie die Steine mit Kreuzen zeichnet, und auf ihre Erlösung und Grabesruhe hofft.

Niemand geht in diese schauerliche, von alten Buchen und knorrigen Gebüschen umnachtete Gegend, wo der graue Klostergeist, das Nonnenfräulein, sein Wesen treibt.

Am Fuße des Hermannsberges befindet sich auf grüner Wiese das «Jungfernbrünnel».

Schloß Greifenstein.

Im elften Jahrhundert bewohnte Ritter von Greifenstein die feste, unweit Wien und dem Donaustrom gelegene Burg, welche ihm Schutz vor seinen Nachbarn gewährte, die keine Ruhe vor ihm hatten.

Seine einzige Freude war zu jagen in den Forsten seiner Besitzung, oder die benachbarten Ritter unaufhörlich zu befehden, welche daher alle wünschten, die Gegend von ihm befreit zu sehen.

In den Mauern der Burg trauerte still seine liebliche Tochter, welche allein im Stande war, seinen rohen Begierden Schranken zu setzen. An dem Sterbebette der Mutter hatte der treue und fromme Burgpfaffe gelobt, ihrer mit Sorgfalt zu pflegen.

Da keimte Liebe in dem Herzen des schönen Kindes für einen hochherzigen, aber armen Jüngling. Der getreue Diener, der das Verhältniß Beider erkannte, warnte sie zwar vor dem Ausbruche des väterlichen Zorns, allein vergebens. Leider zeigten sich schon die Folgen des geheimen Umgangs, als der Vater, der am Hoflager weilte, seiner Tochter verkünden ließ, daß er nächstens heimkehren werde mit dem für sie bestimmten Bräutigam.

Angst und Verzweiflung bemächtigte sich des armen Mädchens; sie sah kein Mittel der Rettung, als sich dem alten Burgpfaffen zu entdecken, und dieser, um die

Unglückliche vor dem wüthenden Vater zu sichern, führte sie durch einen unterirdischen Gang aus der Burg in den Wald hinaus, und versah sie mit Speis' und Trank.

Ritter Greifenstein kam zurück, und fragte nach seiner Tochter. Der Burgpfaffe schwieg trotz allen Drohungen. Der Ritter stieß ihn endlich, wüthend ob seines beharrlichen Schweigens, in das tiefste Gemach des Burgverließes, indem er seiner Tochter ewige Unversöhnlichkeit schwur, und hinzufügte, daß, wenn er ihr je vergeben sollte, so möge ihn ein jäher Tod ereilen und sein Geist nicht Ruhe finden.

Jahre verflossen. Die Liebenden lebten in dunkler Waldhöhle, genährt von den Früchten des Waldes und dem Quell des Felsens.

Da betrat einst der alte Greifenstein die öde Waldgegend, sah eine in ein Thierfell gehüllte Gestalt, die ihm mit schmerzlicher Geberde zu verstehen gab, ihr zu folgen. Er schritt in die grause Schlucht und blieb erschrocken vor einem menschlichen Wesen stehen, welches, von Lumpen bedeckt, einen Säugling an der Brust, das Gebein einer todten Wölfin benagte. Es war seine arme Tochter, die er in der Freude des Wiederfindens, und überwältigt von edlern Gefühlen, sammt ihrem Geliebten heim nach Greifenstein führte.

Da gedachte der Ritter des gefangenen Greises; er wollte ihn selbst aus seinem Gefängniß befreien, doch auf der Treppe strauchelte er plötzlich, brach das Genick, und starb als Opfer eines übereilten Schwures. Am andern Morgen fand man ihn; seine Hand war noch krampfhaft am Schloßstein der Treppe eingeklammert.

Seit dieser grauenvollen Begebenheit irrt sein Geist in den Gängen der Burg umher. Oft hört man ihn klagen, daß er erst dann Ruhe finden werde, wenn der Stab, den der schuldlose Burgpfaffe in einen Ring gehangen, als man ihn aus seiner Haft befreit, niederfallen, und der Stein in der Treppe, an den sich im Todeskampf seine Faust geklammert, im Lauf der Jahrhunderte mürbe geworden und zerbrochen sein würde.

Noch jetzt ist der Stein fest und unverletzt; der Stab des Pfaffen aber ist seitdem aus dem Ringe gefallen, und verloren gegangen, nachdem er 1809 noch vorhanden war.

Mit diesem Stab soll der Gefangene eine Schlange erschlagen haben, welche sich ganz jung im Kerker zu ihm gesellte. Anfangs nährte er das zahme Thier von den dürftigen Nahrungsmitteln, die ihm Ritter Greifenstein verabreichen ließ, als aber die Schlange größer wurde und mehr verlangte, tödtete er sie, als sie einst schlief.

Der Teufelsberg.

Bei Harsany, unweit Fünfkirchen in Ungarn, erhebt sich ganz isolirt der dreihundert Fuß hohe malerische Teufelsberg, der seinen Namen von folgender Sage hat.

In einem nahen Dorfe wohnte eine alte Frau, welche

eine sehr schöne Tochter hatte, in die der Teufel verliebt war.

Die Alte war eine Hexe und hatte einen andern Teufel zum Liebhaber gehabt, der sie aber wegen ihrer Bosheiten wieder verließ. Als ihr jener Teufel aber einen Besuch machte, und um die Hand ihrer Tochter bat, so versprach sie ihm dieselbe, unter der Bedingung, daß er vorher den dürren Berg von den Felsen reinigen und urbar machen, kurz über Nacht den ganzen Berg umackern müsse. Der Teufel meinte, dies sei ein Leichtes und versprach es. Er nahm nun einen Pflug und ackerte.

Deutlich sieht man auf drei Seiten den Berg mit seinen Furchen wie ein Ackerfeld bestellt; aber an dem Abhange auf der vierten Seite liegen große Stücke Felsen, und eine Menge Steine, welche der Teufel im Zorn aus der Erde gerissen haben soll, als er mit der ihm übertragenen Arbeit zu der festgesetzten Zeit nicht fertig wurde.

Die Schadenburg.

In einer wilden romantischen Gegend der Schweiz liegt das Ruinenschloß der alten Schadenburg.

Am buschigen Ufer des Brienzersees wohnte vor Jahrhunderten ein Fischer, dessen ganzer Reichthum in einer geliebten Tochter bestand.

Einst sah auf einem Streifzug durch die Thäler

Ritter Wolf von Ringgenberg das schöne Fischermädchen und empfand eine heftige Leidenschaft zu ihr.

Der rohe lüsterne Wolf lud alsbald Vater und Tochter freundlich zu sich nach seiner Burg Ringgenberg, welche nicht weit von des Fischers Hütte auf dem Felsen lag. Sie erschienen. Doch vor dem Gemache des Ritters hielt der Burgwart den Fischer zurück, und wollte nur der Tochter Einlaß zu seinem Gebieter verstatten, worüber sich ein Streit erhob, in welchem der Fischer, ein kräftiger und muthiger Mann, dem Wärtel mit Faustschlägen lohnte, und sich mit der Tochter wieder entfernte. Ringgenberg, ein geheimer Zuschauer des Auftritts, fühlte sich von der seinem Hause angethanen Kränkung so in Wuth versetzt, daß er augenblicklich Rache zu nehmen beschloß. Kaum hatte sich daher der Fischer zur Heimfahrt über den See angeschickt, als ein Pfeil von der Burg her schwirrte, der aber, statt die Brust des Vaters zu durchbohren, das Herz der schönen Fischerin traf.

Gebeugt von grenzenlosem Schmerz fuhr der Unglückliche nach Hause, begrub sein geliebtes Mädchen, zerstörte seinen friedlichen Heerd, und verschwand aus dem Gebirge.

Nach vielen Jahren, da der gefürchtete Ritter Ringgenberg zur eignen Sicherheit eine neue und stärkere Burg neben der alten zu erbauen begann, erschien vor ihm ein bejahrter Greis in langem Barte, und erbot sich, als erfahrener Baumeister, ihm beim Aufbau seiner Veste behilflich zu sein. Der Bauherr nahm das Erbieten des Fremdlings an.

Beide gelangten zur Burgstelle. Unvermuthet zog nun der Alte einen mächtigen Hammer unter dem Gewand hervor, und indem er mit demselben prüfend auf die Quadern anschlug, daß es hell ertönte, fragte er, welchen Namen das feste Schloß führen sollte?

Schadenburg! rief der Ringgenberger — Schadenburg! wer sichs merken will! wiederholte er mit teuflischem Gelächter.

Da erhob sich der gebeugte Alte, faßte mit beiden Händen den glänzenden gewaltigen Bauhammer, und schrie mit einer Stimme, die das Echo des Thals vielfach wiederholte, und in welcher der Ritter den Vater der gemordeten Fischerin wiedererkannte: Nicht Schadenburg! — Freiburg! wer sich's merken will! und zerschmetterte bei diesen Worten die Hirnschale seines Feindes, daß dessen Blut umherspritzte.

Nach vollbrachter That schritt der Fischer ruhig durch die Bauleute, welche mit Entsetzen der Handlung zugesehen hatten, und niemals sah man ihn im Gebirge wieder.

Keiner geht ohne Grauen durch die Ruinen der alten Burg, in welchen die Gebeine des erschlagenen Ringgenberg liegen.

Das Roththal.

Steile Felsen umringen ein von wilden Gletschern durchzogenes schauerlich tiefes Thal im Kanton Bern, unweit Lauterbrunn.

Diese ungeheure Kluft wird das Roththal genannt. Ueber ihm schimmert das schneeige Haupt der Jungfrau. Nur gegen die Nordseite hin ist es offen, wo die Spitzen des elftausendfußhohen Doldenhorns und der Blümlisalp sich zeigen.

Seit Jahrhunderten wohnt in diesem Felsthal ein Zwergenvolk, welches die Bewohner der Gegend besucht und oft auf der zerfallenen Rinkenburg und andern alten Schlössern gesehen wird. Die Zwerge sind gutmüthigen Charakters; sie führen zuweilen friedliche Menschen und gute Kinder über goldne Stufen in ihre unterirdischen Wohnungen, beschenken sie mit Kuchen, süßen Früchten und glückbringenden Alpenblumen, und warnen das Landvolk vor ausbrechenden Windstürmen und Lawinenfällen. Doch wer sich unfreundlich gegen die zusprechenden Kluftmännchen erweißt, und ihren Bitten mit Hohn begegnet, wird von ihnen auf wegelose Pfade geführt, wo er Schaden nimmt an Leib und Seele.

Neben diesen milden Bergzwergen haust ein böses Geistergeschlecht. Dies sind die lasterhaften Burgritter der Vorzeit, welche Land und Volk quälten und mißhandelten, und auf ewige Zeiten in diese Untiefen verbannt wurden.

Mit Entsetzen vernahm das Volk ihr ungestümes Toben und Lärmen, sah sie auf den Alpen einander sich bekämpfen, größer und größer werden, und endlich als Riesengestalten zum Schaden der Bewohner in die Thäler herabkommen, wo Alles vor ihrer Gewalt mit Furcht erfüllt war.

Diese Gebirgsgeister werden die «gewaltigen Herren des Roththals» genannt, und Viele schreiben ihrem Wirken den Sturz der Lawinen und das Toben der Stürme zu.

Das Weitmoser Schloß.

Im funfzehnten Jahrhundert wohnte zu Gadaunern im Gasteinthale Erasmus Weitmoser, ein redlicher Landmann. Er hoffte, das Gebirge werde Gold enthalten, und begann am Rathhausberge tief und immer tiefer in den Schooß der Erde einzugraben. Alle Mühe blieb jedoch unbelohnt; er fand nicht, was er suchte, sein geringes Vermögen schmolz zusammen und er sank in die drückendste Armuth.

Trostlos, seine Hoffnungen vernichtet zu sehen, saß der arme Mann in seiner niedrigen Hütte vor dem letzten Brotlaib, welcher angeschnitten war. Da ging sein treues Weib still und unbemerkt hinweg, verkaufte ihr Brautkleid sammt Allem, was sie Theures bewahrte, und kam und brachte ihrem Manne etwas Wein und Fleisch, damit er sich wieder einmal erquicken und den morgenden Osterfesttag froh beginnen könne. Diese Handlung wurde laut, und als sie vor den Erzbischof Leonhard von Salzburg kam, rührte ihn die Treue der Frau des unglücklichen Mannes; er ließ ihn zu sich rufen und gab ihm eine an-

sehnliche Geldsumme, die ihn in den Stand setzte, sein angefangenes Werk fortzusetzen.

Mit Himmelshilfe zeigten sich jetzt dem rastlosen Gräber die edelsten Goldadern, jede Arbeit fand ihren Lohn, und binnen Kurzem nahm dieses Mannes Wohlstand dermaßen zu, daß er sich Besitzer vieler Gewerke und Höfe nennen, dem Erzbischof reichlich vergelten und mehren regierenden Mächten Geschenke machen oder aus seinem Schatze leihen konnte.

Der Kaiser von Oestreich ertheilte Weitmosern ein Wappen und erhob ihn zu hoher Würde, und im Jahre 1525 stellten seine Bergwerksgenossen, Strasser und Zott, den klugen und rechtschaffenen Mann an die Spitze der salzburger Protestanten, mit welchen er nach der Hauptstadt zog. Als endlich der glücklichste der Thalbewohner auf dem Sterbebette lag, und ihm noch die Knappen einen neuentdeckten Goldgang verkündeten, sprach er freudig: Ich bin am Ziele meiner Laufbahn, mein schönster Gang ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, auf dem ich jetzt eingehen werde ins ewige Leben.

Christoph, sein Sohn, führte mit gleich großem Glücke die Bergwerke fort, und die Reichthümer seines Hauses häuften sich unaufhörlich. Er baute zu Hundsdorf ein stattliches Schloß und zu Hofgastein, dem eigentlichen Sitz der Familie, den burgähnlichen Weitmoserhof, mit einem runden Thurm, der die romantische Gegend beherrschte. Frömmigkeit und Rechtlichkeit, die ihn auszeichneten und beim Volke beliebt machten, waren jedoch nicht die Tugenden seiner Gat-

tin, welche, ein herrschsüchtiges Weib, voll Stolz und Hochmuth auf ihre Untergebenen herabsah.

Im kostbaren Gewand und Goldgeschmeide, einer Fürstin gleich, kam sie einst durch die Klamm, eine Bergschlucht, welche nach Gastein führt.

Da saß ein altes armes Weib am Wege und flehte um ein Almosen. Doch verächtlich blickte sie die Arme an, und befahl der frechen Bettlerin, sich zu entfernen.

Ach, sagte die Alte, ich kannte dich noch nicht, du Fluch des Landes, aber wisse, daß es dir auch einmal ergehen kann wie mir!

Elendes Bettelvolk! rief des Weitmosers Frau, zog einen prachtvollen Ring vom Finger und warf ihn mit den Worten in die rauschende dunkle Ache: So wenig als euer Fluch der Verarmung sich erfüllen wird, so wenig kommt dieser Ring jemals wieder ans Tageslicht! —

Doch schon am nächsten Tage brachte ein Fischer einen großen Hecht nach dem Weitmoserhofe, in dessen Leib der Hausgebieterin Ring gefunden ward, welche bei seinem Anblick erschrak, ihr Gemüth jedoch nicht besserte.

Seit dieser Stunde gingen allmählich die Worte der Armen in schnell aufeinanderfolgenden Unfällen in Erfüllung. Der eiteln glanzsüchtigen Herrin lebten die zahlreichen Bergwerksknappen nach, deren Uebermuth und Grausamkeit ohne Grenzen war. Sie spielten mit silbernen Kegeln und Kugeln, hielten unaufhörlich Gastereien und Nachtgelage, schnitten dem Vieh die Sehnen entzwei, ergötzten sich an seinen Schmerzen und zogen einst einem lebendigen Ochsen die Haut ab, daß das arme Thier unter fürchterlichen Qualen laut aufschrie und sich vom Gebirge herabstürzte.

Da nahmen Glück und Segen ein Ende. Haus und Hof geriethen in Verfall, die goldnen Adern versiegten, die Stollen brachen dröhnend zusammen, und durch Reue und Fleiß vermochte man nicht, das wieder zu erlangen, was des Himmels Hand, zur Bestrafung der Gottlosen, entzogen hatte.

Das schöne Schloß zu Hundsdorf ist jetzt großentheils eine Ruine, und von dem umfangreichen prächtigen Gebäuden zu Hofgastein, welche mit dem Schlosse durch einen unterirdischen Gang verbunden waren, sieht man nur noch etliche Säulen und den runden Thurm.

Ursula Weitmoser, die Letzte ihres Hauses, wurde 1603 zu Felding auf dem protestantischen Gottesacker feierlich begraben.

Die Sage erzählt von großen verborgenen Schätzen, von einem, den Christoph Weitmoser vergraben, und von einem andern, der Margarethe Maier gehörte, welchen sie auf der Protestantenflucht in der Erzwiese versenkte, wo er noch jetzt von den Bewohnern der Gegend gesucht wird.

Riese Rabbol.

Unweit Esens in Ostfriesland hauste vor Zeiten in einem großen Walde ein mächtiger Riese. Er hatte eine Frau, mit der er aber nicht im besten Einverständniß lebte.

Einst ging der Riese in die Heide hinaus, um nach einem in der Erde verborgenen großen Schatz zu suchen. Er hatte schon den ganzen Tag in der Erde gewühlt, die Schollen um sich hergeworfen und harrte jetzt, heiß und hungrig, der Frau, welche ihm das Mittagsbrot bringen sollte. Endlich erschien sie und er stieg aus dem haushohen Loche, sein Mahl zu verzehren. Da sah er, daß das Weib ihm nichts weiter gebracht, als einen irdenen Napf voll Heidegries und schrie erzürnt, wie sie es wagen könne, ihm zur Befriedigung seines großen Hungers ein so kleines Gericht zu kochen? Das Weib wollte sich entschuldigen, doch er nahm den Napf und warf damit nach ihr, daß die Breiflatschen weit umherspritzten, ohne sie jedoch zu treffen. Hohnlachend seiner Wuth, und leicht wie der Wind, hatte indeß das Riesenweib die Flucht ergriffen.

Verdammtes Weib! brüllte der Riese ihr nach, ich will dich schon erreichen. Mit welchen Worten er die Schippe tief in die Erde stieß, eine schwere Last emporhob und sie nach ihr schleuderte, fast eine Stunde Weges weit. Die Riesin wich jedoch geschickt dem brausenden Wurf aus und entkam in den Wald von Dunum, in dessen Nähe die ungeheure Erdscholle niedersank.

Dort liegt sie noch jetzt, vom Volke nach des Riesen Namen «Rabbolsberg» genannt. Die tiefe Erdgrube des Riesen, welche lange Zeit die «Riesengrube» hieß, ist nicht mehr vorhanden.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Förster Bu

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Felsthal, Edmund von

Des deutschen Volkes Sagenschatz

Schwäb. Hall [ca. 1846]

Germ.g. 130 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11005307-2